3 1761 06194625 7

Deutsche Volksbücher

4/3 18

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
from
the Library of

H.F. JANSON

Deutsche Volksbücher

Deutsche Volksbücher

Die schöne Magelone/die Schildbürger/Fortunatus Doktor Faust/Melusine

Nach den frühesten Drucken
und
mit den alten Holzschnitten
herausgegeben
von
Peter Jerusalem

Wilhelm Langewiesche-Brandt
Ebenhausen bei München

LIBRARY
JAN 23 2003
UNIVERSITY OF TORONTO

Das erste bis dreißigste Tausend dieses Buches ist im Herbst 1912 bei Oscar Brandstetter in Leipzig gedruckt worden.

Inhalt

Nach der Ausgabe vom Jahre 1535:

Die ſchöne Magelone / eine ſehr luſtige und kurzweilige Hiſtorie von der ſchönen Magelone, eines Königs Tochter von Neapel und einem Ritter, genannt Peter mit den ſilbernen Schlüſſeln, eines Grafen Sohn aus der Provence..... Seite 9

Nach der Ausgabe vom Jahre 1598:

Die Schildbürger / wunderſeltſame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeſchriebene Geſchichte und Taten der obgemeldten Schildbürger in Miſnopotamia, hinter Utopia gelegen..... Seite 77

Nach der Ausgabe vom Jahre 1509:

Fortunatus / von Fortunato und ſeinem Säckel, auch Wunſchhütlein. Ganz kurzweilig zu leſen.... Seite 161

Nach der Ausgabe vom Jahre 1587:

Doktor Fauſt / Hiſtoria von Doktor Johann Fauſten, dem weitbeſchrieenen Zauberer und Schwarzkünſtler, wie er ſich dem Teufel auf eine gewiſſe Zeit verſchrieben, was er hiezwiſchen für ſeltſame Abenteuer geſehen, ſelbſt angerichtet und getrieben, bis er endlich ſeinen wohlverdienten Lohn empfangen. Seite 297

Nach der Ausgabe vom Jahre 1456:

Die ſchöne Meluſine / die Hiſtorie von einer Frau, genannt Meluſine, die eine Meerfei und dazu eine geborene Königin geweſen..... Seite 369

Bei der Herausgabe dieſer Auswahl deutſcher Volksbücher hat mich vor allem der Gedanke geleitet, die Urſprünglichkeit der erſten Ausgaben zu wahren. Darum iſt auch von Derbheiten nichts ausgemerzt worden, ſofern ſie natürlich und zum Weſen des Ganzen notwendig ſind. / Der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München und der Königlichen Bibliothek zu Berlin ſpreche ich für die Überlaſſung der Originalausgaben zur Wiedergabe der alten Holzſchnitte meinen herzlichen Dank aus. Der Herausgeber.

Die ſchöne Magelone

eine ſehr luſtige und kurzweilige Hiſtorie
von der ſchönen Magelone, eines
Königs Tochter von Neapel und
einem Ritter, genannt Peter
mit den ſilbernen Schlüſ-
ſeln, eines Grafen
Sohn aus der
Provence

1535

Im Namen unsers lieben Herren Jesu Christi fahet an nachfolgende Historie von dem teuren Ritter Peter, eines schönen Grafen aus der Provence Sohn, und von der schönen Magelone, eines Königs Tochter aus Neapel, zu Ehr Gott dem Allmächtigen, welche Historie in die französische Sprach ist gesetzt worden, als man von Christi unsers lieben Herren Geburt tausendvierhundertdreiundfünfzig Jahr gezählt.

Nach der Himmelfahrt unsers lieben Herren Jesu Christi, als Frankreich mit andern umliegenden Orten und Landen, Provence, Langendock und Aquitania, zum heiligen christlichen Glauben kommen waren, da war ein Graf, mit Namen Johann Cerise, in dem Land Provence, der hatte ein Weib, die war eine Tochter des Grafen Alvaro von Dalbara. Diese zwei hatten einen einzigen Sohn, Peter, welcher alle anderen in Waffen, Ritterspielen und andern Sachen übertraf, also daß er sich mehr göttlich denn menschlich erzeigte. Er ward freundlich und lieb gehalten, nicht allein von dem Adel, sondern auch von dem ganzen Lande. Seine Untertanen dankten Gott dem Allmächtigen solches Oberherrn, auch hatten sein Vater, der Graf, und die Mutter sonst keine andere Freude, denn allein in ihrem Sohn, dieweil er so tapfer, so freundlich, so schön und so weise war.

Wie einstmals ein Turnier geschah durch die edlen Freiherren des Grafen, auf Befehl desselbigen.

Die Freiherren und Edlen des Landes hielten eines Tags ein Turnier, in welchem der Peter den Preis erlangte vor allen andern, wiewohl viel fremder und geübter Ritter auch dabei waren, welche alle nach gehaltenem Turnier von dem Grafen geehrt wurden wegen seines Sohns. Denn das Gerücht von ihm erscholl weit, wie seinesgleichen nicht wär, und redeten also mancherlei untereinander. Insonderheit ließ sich einer vernehmen von der schönen Magelone, des Königs zu Neapel Tochter, derengleichen nicht sollt gefunden werden von Schönheit und Tugend; es übten sich auch viel in Ritterspielen, ihr damit verhoffend, zu gefallen.

Und es begab sich eines Tages, da kam einer zu dem Peter und sagte ihm also: Ihr sollt wandern und die Welt aufsuchen

und euch üben in Ritterspielen, damit ihr weiter bekannt werdet, und ohne Zweifel, so ihr mir also folgtet, würdet ihr einen schönen Buhlen bekommen. Da solches der Peter vernahm, setzte er sich selber für in seinem edeln Herzen, dieweil er auch zuvor von der schönen Magelone gehört, dem Rat zu folgen und die Welt zu erkunden, so er möchte Urlaub haben von Vater und Mutter.

Nicht lang darnach, als das Fest vorüber war, bedacht sich Peter, wie er es anfahen sollt, damit er Urlaub von Vater und Mutter erlangte, die sich seines Hinwegziehens nicht versahen. Und es begab sich eines Tags, daß er fand Vater und Mutter allein beieinander sitzen, da gedacht er um Urlaub zu bitten, fiel auf seine Knie nieder und sprach zu ihnen: Gnädiger Herr Vater und gnädige Frau Mutter, ich bitte euch untertäniglich, mir als euerm gehorsamen Sohn zuzuhören. Ich seh und erkenne, wie ihr mich bisher erzogen und in großen Ehren gehalten; hab auch viel verzehrt von dem euern, aber nichts getan, Preis zu erlangen und bekannt zu werden, wie die andern Herren. Hierum bitt ich, so es euch nicht entgegen, mir gnädiglich zu erlauben, der Welt Lauf zu erfahren; denn mich gedeucht ganz, es werd euer Ehr und mein großer Nutz sein. Darum, mein allerliebster Herr Vater und Frau Mutter, bitt ich euch demütiglich, ihr wollet es mir gnädiglich und gutwilliglich erlauben.

Als der Graf und die Mutter solchen Willen ihres Sohnes vermerkten, wurden sie nicht wenig beschwert und traurig, und antwortete ihm sein Vater und sprach: Peter, lieber Sohn, du weißt wohl, daß wir keinen anderen Sohn haben, denn allein dich, auch sonst keinen Erben, denn dich. So steht auch alle unsere Hoffnung und Trost auf dir. So es dir dann mißlänge, da Gott lang vor sei, würde unsere Grafschaft und Herrschaft ganz verloren werden. Auch sagte ihm seine Frau Mutter: Liebster Sohn, es ist dir nicht vonnöten, die Welt zu suchen. Denn diejenigen, so die Welt suchen, tun es, dadurch Geld und Reichtum und der Herren und Fürsten Gnad zu erlangen. Du hast aber, Gott sei gelobet, von Reichtum und Ehren in Waffen und Ritterschaft, Adel, Freundlichkeit und Schönheit so viel, als kein Fürst dieser Welt; du hast auch einen guten Ruf überall durch deine Tapferkeit erlangt, zudem eine schöne Landschaft,

Gott sei gelobet. Warum begehrst du denn ander Gut zu erlangen? Zeige doch an die Ursach, warum du willens bist, uns also zu verlassen. Sieh an deines Vaters und mein Alter und betrachte, wie wir doch sonst keine andere Freude, noch Trost haben, denn allein von dir. Und so keine andere Ursach wär, dich an deinem Fürnehmen zu verhindern, gedeucht mich, solches genugsam zu sein. Hierum bitt ich dich, liebster Sohn, soviel eine Mutter ihr Kind bitten kann, du wollest von deinem Hinwegscheiden fürder schweigen.

Als Peter solchen Willen seines Vaters und seiner Mutter vermerkt, ist er sehr erschrocken, jedoch hat er mit niedergeschlagenen Augen auf ein neues angefangen und gesagt: Ich bin derjenige, der euch gehorsam und willig in allen Dingen sein will; jedoch, so es euer beider guter Willen wäre, bitte ich nochmals von euch beiden gnädige Erlaubnis. Damit werdet ihr mir einen großen Gefallen tun. Denn ein junger Mensch kann nichts Bessers tun, denn sich üben und die Welt durchsuchen. Derhalben bitte ich wiederum auf das untertänigste, ob meines Hinwegziehens nicht bekümmert zu sein, sondern sich darein zu ergeben.

Wie der Graf und die Gräfin ihrem Sohn Peter erlaubten, die Welt zu erfahren.

Da der Graf und die Gräfin solchen Fürsatz und Willen ihres Sohns vernahmen, wußten sie nicht, was ihnen darin zu tun gezieme, ihrem Sohn seine Bitte und Begehr abzuschlagen oder zuzusagen. Denn ihr Sohn Peter blieb also auf den Knien, beider Antwort anzuhören. Und als er vermerkte ihr langes Stillschweigen, fing er wieder an zu bitten also: Allerliebster Herr Vater, meine untertänige Bitte ist nochmals, ihr wollet es mir gnädiglich erlauben. Darauf sagte sein Vater also: Liebster Sohn, dieweil du also einen großen Willen hast, die Welt zu sehen, so geben deine Frau Mutter und ich dir eine gnädige Erlaubnis. Doch gedenke, daß du nichts Übles tuest, das dem Adel entgegen sei. Hab Gott den Allmächtigen lieb vor allen Dingen; demselbigen diene allwegen. Hüt dich auch vor böser Gesellschaft und komme, so früh es dir möglich, wieder

her. Nimm auch Pferd und Harnisch, Gold und Silber von dem Meinen, soviel dir vonnöten sein wird. Da solches Peter von Vater und Mutter gehört, dankte er ihnen beiden aufs untertänigste.

Indem nahm ihn seine Frau Mutter beiseit und gab ihm drei köstliche und hübsche Ringe, welche viel Geldes wert geschätzt wurden. Als er dieselbigen empfangen, dankte er aufs demütigste seiner Frau Mutter und bereitete sich auf die Fahrt. Er nahm mit sich Edel und Unedel, ihm zu dienen. Darnach nahm er Urlaub von Vater und Mutter, die ihm befahlen, gute Gesellschaft zu suchen und die böse zu fliehen; er sollte auch ihrer beider eingedenk sein.

Also zog Peter auf das heimlichst, soviel ihm möglich, hinweg und ritt so lang, bis er kam in die Stadt Neapel, da der König Magelon, der schönen Magelone Vater, Hof hielt, mitsamt seinem Gemahl und seiner Tochter, und zog zur Herberge an einem Platz, welcher bis auf den heutigen Tag genannt wird der Fürstenplatz. Da er nun in die Herberg kam, fragte er nach den Gewohnheiten des königlichen Hofes und begehrte von seinem Wirt, unterrichtet zu werden, ob auch fremde namhaftige Ritter am Hof wären. Darauf zeigte ihm sein Wirt an, es wäre vor wenig Tagen einer an den Hof kommen, mit Namen Herr Heinrich von Trappana genannt, dem der König große Ehre erweise, wegen seiner großen Mannheit, und dem zu Gefallen der König ein Turnier bestellt habe auf den nächsten zukünftigen Sonntag. Da fragte Peter weiter seinen Wirt, ob auch die fremden Turnierer zugelassen würden. Antwortete ihm sein Wirt, ja, gern, doch müsse einer gerüst nach aller Notdurft auf die Bahn kommen.

Wie Peter auf die Bahn kam, Ritterspiel zu üben und sich stellte an den geringsten Ort der Bahn, als ein Fremder und Ausländer.

Den nachfolgenden Sonntag stund der Peter früh auf; denn er begehrte, die schöne Magelone zu sehen, und hörte Messe. Er ließ auch sein Pferd mit allem Zubehör versehen, desgleichen auch seine Kleidung; denn er war willens, an demselbigen Tag Ehre einzulegen. Ließ sich auch machen zween silberne Schlüssel

auf seinem Helm, dabei er möchte erkannt werden, zur Ehr des Himmelsfürsten, Sankt Peter, des Apostels; denn er liebte ihn, auch dieweil er den Namen von ihm hatte. Diese obgenannten Schlüssel waren sehr köstlich und viel Geldes wert geschätzt. Er ließ sich auch machen auf alle Decken seiner Pferd Schlüssel.

Da die Zeit nahte, auf die Bahn zu ziehen, hatte der König samt seinem Gemahl und Tochter, auch andern Jungfrauen und Frauen zu Morgen gessen und stiegen auf einen Schaustuhl, dem Rennen und Turnieren zuzusehen. Also kam Peter samt einem Knecht und einem Knaben auf die Bahn gezogen und hielt am niedrigsten Ort der Bahn; denn da er fremd und unbekannt war, so kannte ihn niemand, der ihn herfürgezogen und obenan gestellt hätte.

Als nun die Zeit kam, sich zu rüsten und vor Jungfrauen und Frauen sich in der Ordnung zu zeigen, kam ein Herold und rief auf Befehl des Königs, wer da willens wäre, vor Jungfrauen und Frauen einen Spieß zu brechen und Ritterspiel zu üben, der sollte auf die Bahn ziehen. Als solches geschehen, kam herfürgezogen auf die Bahn Herr Heinrich von Trappana, gegen den zog einer von des Königs Dienern. Den traf Herr Heinrich wohl, daß er am Sattel hing. Es begab sich aber, daß, als des Königs Diener also getroffen, er seinen Spieß von sich warf; und geschah es von ungefähr, daß derselbige Spieß Herrn Heinrichen von Trappana Pferd zwischen die Beine kam, wodurch das Pferd genötigt ward zu fallen mit Herrn Heinrichen von Trappana. Da huben die Freunde des Dieners an, zu sagen, Herr Heinrich wär redlich gefallen. Das tät Herrn Heinrichen sehr verdrießen; wollt darnach nicht mehr zum Treffen.

Zum andern Mal ruft der Herold auf Befehl des Königs, wo ein anderer wär, der Lust hätt, einen Spieß zu brechen, der sollt auf die Bahn ziehen. Als solches der Peter vernahm, zog er auf die Bahn wider den Diener, der mit Herrn Heinrichen gestochen und gesagt hatte, er hätte Herrn Heinrichen redlich herabgestochen, von welcher Rede der Peter zornig und bewegt ward. Er traf aber den Königlichen also, daß er sich nicht zu halten vermochte, sondern Mann und Pferd auf einem Haufen lagen, und sich alle umstehenden Zuschauer ob solches Treffens verwunderten.

Als solches der König gesehen, lobte und pries er den Ritter mit den silbernen Schlüsseln und hätte gern erfahren, wer dieser fremde Ritter wäre. Schickte also alsbald seinen Herold zu ihm, zu erfragen, wer er wäre. Als nun der Herold zu dem Peter kam, zeigte er an, wie er vom König, seinem Herrn, zu ihm gesandt wäre, zu erfahren, wer er wäre und welches Lands. Sagte der Peter dem Herold: Du sollst sagen dem König, deinem Herrn, und ihn bitten, er möchte kein Mißfallen darob haben, so ich ihm meinen Namen verschweige; denn ich hab es gelobt, keinem Menschen zu bekennen, wie ich heiße. Doch sage dem König also, ich sei ein armer Edelmann aus Frankreich und durchziehe die Welt, von Jungfrauen und Frauen Preis und Lob zu erlangen. Also kam der Herold wieder zu dem König und zeigte ihm an, was er vom Peter gehört und erfahren hatte. Da solches der König vernahm, war er zufrieden und schrieb solche Antwort seiner Bescheidenheit zu, dieweil er nicht wollte berühmt sein.

Darnach fing es der Peter recht an, und, kurz zu sagen, er tät das Beste und stach die Fremden alle herab. Darum der König und alle andern ihm das Lob gaben, er hätte das Beste getan. Also behielt der Peter den Preis, doch hätte der König gern gewußt, wer er war, desgleichen auch alle andern. Das Gerücht ging auch unter den Jungfrauen und Frauen von diesem Ritter mit den silbernen Schlüsseln. Auch hatte die schöne Magelone große Acht auf den Peter und konnte sein nicht vergessen.

Da es nun ein Ende nahm, zog jedermann wieder in seine Herberg. Und als der Peter von der Bahn hinwegzog, kamen zu ihm Herr Heinrich von Trappana, desgleichen andere mehr und begleiteten den Peter bis in seine Herberge. In derselbigen Stund überkam Herrn Heinrichen eine große Liebe zu dem Ritter mit den silbernen Schlüsseln, und blieben darnach gute Gesellen.

Wie viele Rennen und Stechen gehalten wurden auf Befehl des Königs, wegen seiner Tochter, der schönen Magelone.

Viel Turnier, Rennen und Stechen befahl der König zu Neapel zu halten auf Ansuchen seiner lieben Tochter, der schönen Magelone, die ihn sehr darum bat, aus Liebe, die sie zu dem Ritter

mit den silbernen Schlüsseln trug, doch verborgen. Wann dann der König des Ritters mit den silbernen Schlüsseln ansichtig ward, gefiel er ihm allenthalben, sonderlich wegen seiner Tugend, Adels und Sittsamkeit, also daß er zuweilen zu sich selber sprach: Fürwahr, dieser Ritter kann nicht eines geringen Geschlechts sein, denn all sein Wesen zeigt das an. Er ist auch würdig, daß wir ihm mehr Ehr erzeigen, denn ihm bisher von uns widerfahren ist. Auf das befahl der König etzlichen seines Hofgesindes, sich zu befleißigen, zu erfahren, wer er wäre, und ihm darnach solches anzuzeigen. Das sagten sie ihm zu.

Es begab sich eines Tages, daß ihn der König zum Mittagsmahl forderte, mit ihm zu essen, auf daß er ehrenvoller gehalten würde. Des ward der Ritter sehr erfreut, in der Hoffnung, die schöne Magelone, des Königs Tochter, besser und nach seinem Willen besehen zu können; denn er hatte sie zuvor nicht wohl gesehen. Als es Zeit war, zu essen, kam der Ritter mit den silbernen Schlüsseln. Den hieß der König zu seinem Gemahl und seiner lieben Tochter, der schönen Magelone, und zu ihm an den Tisch sitzen, allein, dem Ritter damit desto größere Ehre zu erzeigen. Da sie nun alle zu Tisch gesessen, ward der Ritter der schönen Magelone gegenübergesetzt. Nun war die Mahlzeit aufs beste bestellt; aber der Ritter achtete des Essens wenig. Denn er war allein mit seinem ganzen Herzen beflissen, die schöne Magelone zu besichtigen und bei sich zu bedenken die unübertreffliche Schöne der Jungfrau. Also speiste sein Gesicht, indem er sie ansah und in seinem Herzen dachte, es wäre keine schöner auf Erden denn diese schöne Magelone. Ward also entzündet zu ihr in Lieb und deuchte ihn der selig zu sein, der ihre Lieb gewinnen könnte; doch schätzte er sich nicht als den, dem es widerfahren möchte und hielt es selber für unmöglich, daß ihm solch Glück begegne. Nichtsdestoweniger, wie ihm, geschah auch der schönen Magelone in ihrem Herzen von dem Ritter.

Als sie nun gegessen hatten, geschahen mancherlei Spiel und Kurzweil auf dem königlichen Saal, und gab der König seiner lieben Tochter, der schönen Magelone, Macht und Erlaub, mit den Rittern auf dem Saal zu reden. Also begab sichs, daß die schöne Magelone freundlich den Ritter mit den silbernen

Schlüsseln zu sich rief. Da solches der Peter vernahm, kam er schnell und willig. Da sagte sie zu ihm: Edler Ritter, mein gnädiger Herr Vater, der König, hat ein groß Gefallen an allem euerm züchtigen Wesen, desgleichen auch die anderen alle, so herinnen sind, auch wegen eurer ritterlichen Taten, Tugenden und adligen Gemütes. Darum kommt oft herein zur Kurzweil. Denn mein gnädiger Herr Vater, desgleichen meine gnädige Frau Mutter und alle anderen haben ein groß Gefallen an euch, auch ich mitsamt andern Jungfrauen und Frauen.

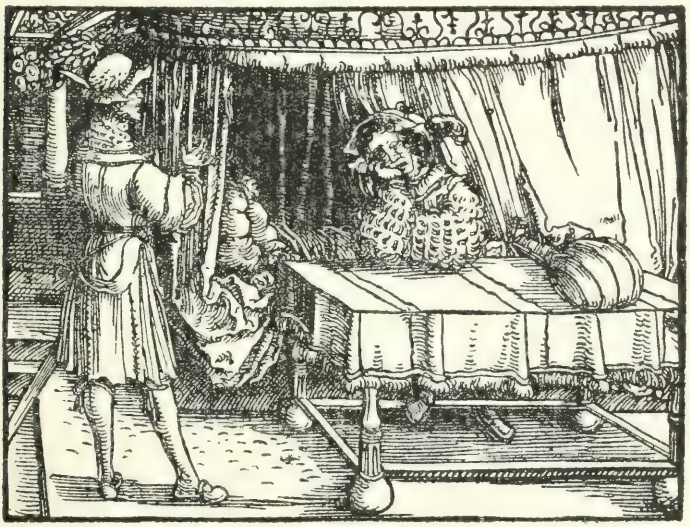
Als solches der Ritter von der schönen Magelone vernommen hatte, antwortete er ihr züchtiglich: Gnädiges Fräulein, mir ists allein nicht möglich, euerm Herrn Vater, dem König, meinem gnädigen Herrn, desgleichen meiner gnädigen Frau, eurer Frau Mutter, zu danken der Ehren, so mir von ihren Gnaden unverdient erzeigt werden, sondern auch eurer Gnaden, dieweil von euer Gnaden mir, als einem armen Diener eines niedrigen Stands, soviel Ehren erzeigt wird. Ich habs auch nicht verdient, ein Diener genannt zu werden unter eurer Gnaden Hofgesind. Jedoch, hochgebornes, gnädiges Fräulein, ich tu eurer fürstlichen Gnaden demütig Dankſagung, mit Erbietung, solches zu verdienen. Ich will auch eurer Gnaden ein allwegen untertäniger Diener sein, es sei, wo es wolle. Da antwortete ihm die schöne Magelone: Ich danke euch eures Erbietens, will auch hinfür euch für meinen Diener halten. Nach diesen Worten ging die Königin in ihre Kammer und die schöne Magelone mit ihr, wiewohl ungern. Doch beim Abscheiden sagte sie zu dem Ritter: Edler Ritter, ich bitte euch freundlich, ihr wollet oft hereinkommen zu Kurzweil; denn ich hätte wohl etwas mit euch insgeheim zu reden von Ritterspielen und andern, so in eurer Heimat geschehen, und mich beschwert nicht wenig, daß ich diesmal nicht Zeit habe, weiter mit euch zu reden. Nahm also von ihm Urlaub und sah ihn ganz freundlich an, von welchem Ansehen er tiefer verwundet ward in seinem Herzen denn vormals.

Und ging also die schöne Magelone in ihre Kammer, mitsamt andern Jungfrauen und Frauen. Doch blieb der König bei den Herren auf dem Saal stehen und redete mit ihnen mancherlei.

Da kam er auch zu dem Ritter mit den silbernen Schlüsseln und bat ihn freundlich, so es ihm nicht entgegen wäre, möchte er ihm seinen Namen anzeigen, auch seinen Stand. Aber er konnte nichts anders von ihm erfahren, denn daß er ein armer Edelmann aus Frankreich wäre, der ausgezogen, die Welt zu beschauen und Ritterspiel zu üben. Als solches der König von ihm vernommen hatte, ließ ers auch dabei bleiben und hielt ihms für eine große Tugend und adeliges Gemüt und wollt ihn nicht mehr fragen; denn er merkte wohl, daß es ihm entgegen war. Also nahm der König Urlaub und ging zur Ruhe, desgleichen auch nahm der Ritter Urlaub von dem König und andern Herren und tät sich in seine Herberg.

Wie der Peter betrachtet die unübertreffliche Schöne der Königstochter.

Da nun der Peter in seine Herberg kam, ging er an ein heimlich verborgen Ort und fing an zu betrachten und zu Herzen zu führen die freundliche Rede und das gnädige Ansehen und die unübertreffliche Schöne der Königstochter, so tief, daß er keine Rast noch Ruhe mehr hatte.



Desgleichen tät die schöne Magelone, alsobald sie in ihre Kammer kommen war, nicht viel weniger an den Ritter gedenken und hätte gern gewußt, wer er war, und gedachte, so er eines großen und hohen Geschlechts wäre, wollte sie ihn desto lieber angesehen haben, dieweil er ihretwegen an den Hof kommen war, und deuchte sie wohl, er wäre nicht also geringe, als er sich schätzte, in Betrachtung seines züchtigen und adeligen Wesens. Und nahm sich für, im geheimen ihre Liebe, die sie zu ihm trug, ihrer Amme zu offenbaren, die ihr sonderlich treu und ergeben war.

Eines Tags führte sie dieselbige Amme an ein Ort in ihrer Kammer und sprach zu ihr: Meine liebste Amme, du hast mich allwegen lieb gehabt und mir große Liebe erzeigt, darum ich in keine Person dieser Welt also großes Vertrauen setze, denn in dich. Hierum will ich dir etwas sagen im Vertrauen, allein, wolle es heimlich halten und mir deinen getreuen Rat mitteilen. Ich will dirs nimmermehr vergessen.

Da hub die Amme an und sprach zu ihr: Meine allerliebste Tochter, ich weiß in dieser Welt nichts, das ich nicht tun wollte, so ihr es von mir begehrt und es mir möglich ist, und sollte ich darum sterben. Derhalben sprechet kecklich und eröffnet mir euer Herz und Gemüt ohn alle Furcht.

Da hub die schöne Magelone an und sprach zu ihr: Ich hab mein Herz und Liebe ganz gesetzt in diesen jungen Ritter, der den vorigen Tag den Preis im Turnier erlangt hat. Ich kann auch oder mag darum weder essen, trinken, noch schlafen, und so ich erführe, daß er eines hohen, guten Herkommens wäre, wollt ich all meine Hoffnung in ihn setzen und ihn zu meinem Gemahl nehmen. Hierum begehre ich zu erfahren sein Stand und Wesen.

Als solches die Amme von der schönen Magelone vernahm, erschrak sie nicht wenig und wußte nicht, was sie antworten sollte; doch sagte sie wieder zu ihr: Meine allerliebste Tochter und Fräulein, was saget ihr? Euch ist wohl bewußt euer hoher Stand, und so der mächtigste Herr dieser Welt euch bekäme, würde er sich nicht wenig erfreuen. Ihr setzet euer Herz und Lieb in einen jungen, fremden Ritter, der euch zusamt den

Seinen unbekannt. Vielleicht begehrt er wiederum von euch nichts mehr, denn euer Schmach und Schand und verließe euch nachmals, so er solches zuwegen gebracht hätte. Darum bitt ich euch, meine allerliebste Tochter und Fräulein, ihr wollet solche Gedanken aus euerm Herzen schlagen und nicht mehr daran gedenken. Denn wo solches euer Herr Vater, der König, erführe, möchte euer Lieb töricht geacht und euch schädlich werden.

Da dies alles die schöne Magelone von ihrer Amme vernommen hatte und merkte, daß sie nicht wollt nach ihrem Gefallen tun, ward sie ganz traurig und betrübt in ihrem Herzen und Gemüt; denn die Lieb hatte sie also überfallen und umgeben, daß sie ihrer selbst nicht mehr mächtig war und sagte: Ach, meine liebste Amme, ist das die Lieb, die du zu mir getragen hast? Willst du, daß ich sterbe also elendiglich und ende mein Leben so erbärmlich aus Mangel an Hilf und gutem Rat? Ach wehe, die Arznei ist nicht weit zu suchen, sondern ist sehr nahe bei mir. Ich schicke dich doch nicht also ferne und weit von mir; du darfst keine Sorge haben wegen meines Vaters, noch meiner Mutter, noch irgend jemandes; und so du das tust, das ich dich heißen will, so ist mir geholfen. Wo du mir aber nicht folgst, sollst du mich bald in kurzer Zeit sehen vor deinen Augen vor Unmut und Schmerzen sterben.

Da die schöne Magelone solches gesprochen, fiel sie in einer schweren Ohnmacht auf ihr Bett. Als sie aber wieder zu sich kam, sprach sie: Wisse, liebste Amme, daß er eines hohen Stammes und Geschlechts ist; denn seine Tugend zeigt solches an, auch will er darum seinen Namen nicht nennen. Ich glaub aber gänzlich, so du um meinetwillen von ihm würdest begehren seinen Namen und Stand, würde er ihn dir nicht verschweigen.

Als nun die Amme bei der schönen Magelone gesehen die große Lieb, die sie zu dem jungen Ritter trug, tröstete sie sie und sprach: Meine allerliebste Tochter und Fräulein, dieweil es euer Begehr und Willen ist, will ich also viel beflissen sein, um euretwegen mit ihm zu reden und solches, wie ihr mir aufgetragen, zu erfahren. Seid nur getrost und bekümmert euch nicht mehr.

Wie die Amme in die Kirche ging zu dem Ritter, mit ihm auf Befehl der schönen Magelone zu reden.

Darnach ging die Amme in die Kirche, den Ritter zu suchen, und fand ihn allein beten und tät auch gleich, als betete sie. Alsobald sie das Gebet vollbracht, erbot ihr der Ritter Ehre; denn er kannte sie wohl, er hatte sie vormals gesehen bei der schönen Magelone. Da fing sie an und sprach zu ihm: Herr Ritter, ich verwundere mich nicht wenig, daß ihr euern Stand und Wesen also heimlich haltet und verberget. Ich weiß wohl, daß mein gnädiger Herr, der König, und seiner Gnaden Gemahl eine große Freud hätten und insonderheit die schöne Magelone, zu erfahren, von wannen und wer ihr seid. So ihr dann geneigt wäret, der schönen Magelone solches zu wissen zu tun, wollt ichs ihr nicht verhehlen. Ich weiß auch, ihr tätet mit solchem ihr einen großen Gefallen; denn sie es herzlich zu wissen begehrt.

Als der Ritter die Frau also reden hörte, ward er voller Gedanken; doch vermeinte er, solche Rede käme von der schönen Magelone, und gab ihr zur Antwort und sagte: Meine liebste Frau, ich sage euch großen Dank, daß ihr mit mir also freundlich geredet habt; desgleichen danke ich auch allen denjenigen, die meinen Namen zu wissen begehren, insonderheit meinem gnädigen Fräulein Magelone, welcher, so es euch beliebet und unbeschwerlich, ihr mich empfehlen wollet und von meinetwegen bitten, sie wolle kein Mißfallen daran haben, daß ich mich nicht offenbare. Denn so lang ich von meiner Heimat fort bin, hab ich mich keinem Menschen zu erkennen geben. Dieweil sie jedoch die Kreatur ist auf Erden, der ich das Allerbeste gönne in dieser Welt, auch zu dienen und gehorsam zu sein erbötig bin, möget ihr also zu ihr sagen: Nachdem sie also herzlich begehrt, meinen Namen zu wissen, soll sie wissen, daß mein Geschlecht groß und hoch geadelt sei. Und bittet sie von meinetwegen freundlich, sie wolle sich damit begnügen. Und euch bitte ich aufs freundlichste, ihr wollet von meinem kleinen Vermögen etwas nehmen und ihr mitbringen von meinetwegen; denn ich ihr solches nicht selber überantworten darf. Damit tätet ihr mir einen großen Gefallen. Und gab ihr der drei Ringe einen, die ihm seine Mutter bei

seinem Hinwegziehen gegeben hatte, und die viel Geldes wert geachtet wurden.

Da sie solchen Ring von dem Ritter empfangen hatte, sprach sie zu ihm: Edler Ritter, diesen Ring will ich ihr von euertwegen überantworten, auch daneben anzeigen, was wir miteinander geredet haben. Also nahmen sie Urlaub voneinander und schieden hinweg.

Die Amme ging fröhlich hinweg von dem Ritter und sprach zu sich selber also: Es mag doch also sein, wie mir die schöne Magelone angezeigt hat, daß er aus einem großen Geschlecht ist; denn er ist aller Zucht und Tugend voll. In diesen Gedanken ging sie, bis sie zu der schönen Magelone kam, welche ihrer Ankunft mit großen Freuden wartete. Da zog sie den Ring herfür und überantwortete ihn ihr mit Anzeigung dessen, was sie miteinander geredet hatten.

Als die schöne Magelone des Ritters Entbietung vernommen hatte und auch den köstlichen Ring sah, sprach sie zu ihrer Amme also: Meine liebste Amme, habe ich dir nicht vormals gesagt, er werde eines hohen Geschlechts sein? Denn mein Herz saget mirs. Und kann ein solcher köstlicher Ring eines Armen sein? Sicherlich sage ich dir, das wird mein Glück sein und kann nicht anders werden; denn ich will und begehre ihn zu haben und liebe ihn. Ich will auch keinen andern lieben noch haben; denn von Anbeginn, als ich ihn zum erstenmal sah, ergab sich mein Herz ihm allein. Ich erkenne auch, daß er mir zu Lieb und Gefallen hieher kommen ist. Dieweil er denn eines hohen Geschlechts ist und ich weiß, daß er um meinetwegen hieher kommen ist, und er der schönste Ritter unter allen dieser Welt ist, wäre ich doch unhöflich und eines harten Herzens, wenn ich ihn nicht wiederum lieb hätte. Ich will auch eher vor Schmerzen sterben, ehe ich sein vergesse und ihn verlasse. Derhalben bitte ich dich, meine liebste Amme, du wollest mein Gemüt und Willen ihm zu erkennen geben und darin mir treulich raten. Und damit ich meine großen Schmerzen linder mache, bitte ich dich, du wollest mir diesen Ring lassen; denn ihn anzusehen, hab ich große Freude.

Als die Amme vermerkte, daß die schöne Magelone ihr Herze

und Gemüte alsobald wollt offenbaren, ward sie traurig und sprach zu ihr: Mein edelstes Fräulein und Tochter, ich bitte euch herzlich, ihr wollet solchem Fürsatze in euerm edeln Herzen keinen Raum lassen. Denn es wäre ja nicht löblich, noch ehrenvoll, daß ihr als eine hochgeborne Fürstin eure Lieb also schnelle einem fremden, unbekannten Ritter gebet.

Da die schöne Magelone solch harte Worte von ihrer Amme hörte, konnte sie es nicht länger dulden und verschweigen und sprach zu ihr mit bewegtem Gemüte: Du sollst ihn nicht mehr einen Fremden schelten, denn auf dem Erdreich hab ich keinen liebern. Es wird mir ihn auch niemand aus meinen Gedanken und Herzen reden. Darum bitte ich dich freundlich, du wollest hinfüro schweigen, so lieb ich dir bin und meine Gnade.

Da die Amme das alles vernommen hatte, wollt sie nichts mehr dawider reden; doch sagte sie zu ihr: Mein liebstes Fräulein, was ich sage, tu ich um euertwegen und euch zu Ehren. Denn alle Ding, so da unordentlich und schnell geschehen, kommen nicht zu Ehren denen, die es tun; auch werden sie nicht gepriesen von denen, die es erfahren. Ich lobe es wohl, daß ihr ihn lieb habt; denn er ist es wohl würdig; doch also, daß solches von euch mit Ehren und züchtig geschehe, wie es sich gebühret. Und zweifelt nicht, ich will euch einen guten Rat geben und getreulich helfen; denn ich habe eine gute Hoffnung zu Gott dem Allmächtigen, diese Dinge werden wohl geraten.

Als die schöne Magelone solch vernünftige Rede von ihrer Amme vernommen hatte, ward sie ein wenig beruhigt und sagte ihr: Meine allerliebste Amme, ich will alles tun, was ihr mir raten werdet.

Dieselbe Nacht schlief die schöne Magelone ganz wohl mit ihrem Ringe, welchen sie zu öfteren Malen küßte aus großer Liebe, mit herzlichem Seufzen an den Ritter gedenkend, ihren liebsten Freund, bis nahe an den Tag. Da entschlief sie, und da sie entschlafen war, kam ihr ein solcher Traum: Es gedeuchte sie, der Ritter und sie wären allein beieinander in einem lustigen Garten und sie sagte zu ihm: Ich bitte euch freundlich von wegen der Liebe, so ihr zu mir traget, mir zu sagen, von wannen ihr seid und wes Geschlechts, denn ich liebe euch vor allen Men-

ſchen auf Erden. Da gedeuchte ſie hernach, der Ritter antworte ihr: Edles Fräulein, es iſt noch nicht die Zeit kommen, mich euch zu eröffnen. Darum bitte ich euch, ihr wollet mir ſolches für diesmal erlaſſen; denn ihr ſollt es noch in Kürze erfahren. Und darnach deuchte ſie, der Ritter gäbe ihr einen Ring, der war noch köſtlicher denn der erſte, den er ihr durch die Amme geſchickt hatte. Lag alſo die ſchöne Magelone ſchlafend in großem Gefallen bis an den Morgen. Und da ſie erwachte, ſagte ſie ſolchen Traum der Amme, woraus die Amme vermerkte, daß ſie all ihr Herze und Gedanken auf den Ritter geworfen hatte. Derhalben ſie die ſchöne Magelone tröſtete auf das beſte, ſo ſie konnte und vermochte.

Wie eines Tags der Ritter die Amme in der Kirche fand und er zu ihr ging und ihr etwas Heimlichs ſagte.

Eines Tages ſuchte der Ritter die Amme der ſchönen Magelone in der Kirche, mit welcher er heimlich reden wollt. Als ſie ihn ſah, ging ſie zu ihm und zeigte ihm an, wie die ſchöne

Magelone ein groß Gefallen hätte an dem Ringe, den er ihr gesandt hätte und ihm freundlich danken tät. Da antwortete ihr der Ritter und sprach: Liebe Frau, ich habe euch den Ring geben, nicht der schönen Magelone. Denn ich weiß wohl, daß eine solche kleine Gabe nicht würdig ist, einer solchen mächtigen Fürstin überschickt zu werden, als die schöne Magelone, mein gnädiges Fräulein, ist. Jedoch alles, mein Leib, Gut und Vermögen ist alles ihr. Auch wißt, liebe Frau, daß ihre unübertreffliche Schöne mein Herz also gefangen und verwundt hat, daß ichs euch nicht weiter verbergen kann. Darum ist es vonnöten, euch dieses mein ganzes Anliegen zu eröffnen; denn so sie mir nicht Gnade erzeiget, so bin ich der unglücklichste Ritter der ganzen Welt. Liebe Frau, ich sage euch in großem Geheim mein Herze und Gemüt; denn ich weiß und erkenne, daß ihr eine große Freundin der schönen Magelone seid. So es euch nun nicht entgegen wäre, bitt ich freundlich, ihr wollet mein Gemüte ihr anzeigen, wiewohl ichs nicht um euch verdient habe, doch willens bin, solches noch treulich zu verdienen.

Sprach sie zu ihm: Ich danke euch. Ich will auch alles, so ihr mir befohlen, treulich ihr anzeigen, verhoffe auch, eine gute Antwort euch wiederum zu bringen. Doch kann ich nicht verstehen, wie ihr solche Lieb meinet. Denn so ihr im Sinn habt eine törichte und unzüchtige Liebe, so schweiget hinfürder und redet nichts mehr davon.

Da sprach der Ritter zu ihr: Liebe Frau, ich soll eines bösen Tods sterben, so ich je an eine solche Lieb oder Schande gedacht habe, sondern an eine ehrbare, züchtige und treuliche Liebe, darinnen ich ihr gerne dienen wollte.

Als die Amme solches gehört, sagte sie: Edler Ritter, ich verheiße euch hiemit, die Sache ihr treulich auszurichten. Dieweil aber ihr itzunder mir angezeigt, ihr wollt sie lieben aus züchtiger, getreuer Liebe, warum verbergt ihr dann euern Namen und Geschlecht vor ihr? Denn ihr möchtet vielleicht solches Adels und Geschlechtes sein, daß zwischen euch beiden mit Gottes Hilfe würde eine Ehe beschlossen. Denn sie liebet euch von ganzem Herzen, ihr hat auch geträumt von euch, und wann wir zwei allein beieinander sind, so redet sie und ich alleine von euch.

Da er solches hörte, sprach er zu ihr: Liebste Frau, dieweil ihr mir also viel gesagt, bin ich erfreut worden und bitte euch freundlich, ihr wollet helfen, daß ich mit ihr reden kann. So will ich ihr sagen mein Geschlecht und alles, so sie von mir zu wissen begehrt. Ich verhoffe auch, so sie mich gehört hat, sie werde mich nicht verachten. Aber einem andern Menschen sage ichs nicht, ausgenommen ihr alleine.

Da sprach die Amme zum Ritter: Ich wills ihr sagen, wie ihr mich bericht, will auch verhelfen, damit ihr mit ihr zu reden kommt.

Da ward der Ritter noch mehr erfreut ob dieser Zusage und sprach: Liebste Frau, ich danke euch euers Erbietens und bitt freundlich, so es euch beliebet, ihr wollet diesen Ring, der wenig geacht ist, ihr von mir überantworten, und so sie denselbigen von mir wird annehmen, werde ich für eine sonderliche Gnade achten. Denn ich besorge, der vorige Ring sei nicht nach dem, als ihr wohl gebühret. Wollt mich ihr auch untertäniglich befehlen.

Da sprach die Amme: Dieweil ich also erkannt habe euer edel Herz, will ich ihn überantworten von euretwegen, will euch auch ihr befehlen und Fleiß brauchen, damit ihr mit ihr zu reden kommet.

Da sprach der Ritter: Ich danke euch eures Erbietens.

Wie die Amme wieder zu der schönen Magelone kam.

Als die Amme also von dem Ritter in der Kirche Abschied genommen, ging sie den nächsten Weg der schönen Magelone Kammer zu, welche sehr krank war von großer Liebe, die sie zu dem Ritter hatte. Lag also zu Bette; denn sie konnte an keinem Ende Ruhe finden. Und alsobald sie die Amme ersah, stund sie auf und sprach zu ihr: Meine allerliebste Amme, sei mir willkommen. Ach wehe, bringst du mir nicht gute neue Zeitung von dem, den ich also liebe? Fürwahr, liebe Amme, gibst du mir nicht einen getreuen Rat, damit ich ihn sehen und mit ihm reden kann, so muß ich sterben.

Als die Amme solche Rede vernahm, sagte sie zu ihr: Mein edles Fräulein und allerliebste Tochter, ich will euch einen

solchen Rat geben, darob ihr sollt fröhlich werden; und so Gott will, werdet ihr erkennen und erfahren, daß ich euch von Herzen lieb habe.

Da die schöne Magelone solches von ihrer Amme hörte, sprang sie vor großen Freuden aus dem Bette, halste und küßte sie und sprach zu ihr: Meine allerliebste Amme, sage mir neue Zeitung.

Da fing die Amme ihr an zu sagen, wie der Ritter zu ihr kommen wäre und hätte gesagt und angezeigt den herzlichen Willen, den er zu ihr trüge, daß er vor Liebe schier müßte sterben, und sagte: Glaubet mir fürwahr, allerliebste Tochter, habt ihr seinetwegen große Schmerzen, so trägt er euertwegen nicht weniger Schmerzen, und trotz aller Liebe, die er in euch gesetzt hat, ist die seine treulich und züchtig und ehrbar gegen euch, darum ich also erfreuet bin. Und wisset, meine allerliebste Tochter, daß ich nie gehört habe einen so jungen Ritter, der so weislich redet als er. Ohn allen Zweifel wird er eines großen und hohen Herkommens sein. Es steht auch also mit ihm, er begehrt auf Erden nicht mehr, denn mit euch allein zu reden insgeheim; da will er euch all sein Anliegen und Wesen entdecken. Er will auch tun, was ihr ihm gebietet, und befiehlt sich euch in aller Untertänigkeit, bittend, ihr wollet ihm einen Tag bestimmen und ein Ort, da er euch sein Herz und Gemüte eröffnen kann; denn keinem Menschen sonst will er solches sagen. Er bittet euch auch, ihr wollet diesen Ring gnädiglich von ihm annehmen und um seinetwegen behalten.

Da die schöne Magelone solche gute und fröhliche neue Zeitung hörte, auch den Ring sah, der schöner und köstlicher war, denn der erste, da verwandelte sich ihre Farbe vor Freuden und sie ward rot und sprach zu der Amme: Wisse, du allerliebste Amme, das ist dieser Ring, davon mir geträumt hat die vorige Nacht; denn mein Herz sagt mir nichts, das nicht geschieht, und glaub ich sicherlich ohn allen Zweifel, daß es dieser Ritter ist, der mein Gemahl und Mann werden soll; ohn ihn kann ich auch keine Lust noch Freude haben. Darum bitte ich dich freundlich, meine allerliebste Amme, suche Mittel, damit ich ihn sehen kann nach meinem Gefallen und mit ihm reden; denn ich habe große Hoffnung, durch solche Mittel zu einem seligen Ende

meines Begehrens zu kommen. Ich verheiß dir auch hiemit, du sollst es nicht entgelten.

Da verhieß ihr die Amme, nichts zu sparen und allen möglichen Fleiß aufzuwenden, damit dies alles wohl ausgericht würde. Also blieb die schöne Magelone fröhlicher den ganzen Tag und die Nacht, denn zuvor, besichtigte und behielt ihre Ringe, so ihr von dem Ritter geschickt waren, und dankte ihm in ihrem Herzen dieser Gaben. Itzunder steckte sie die Ringe an ihre Finger, nachmals küßte sie sie und betrachtete sie und vertrieb also ihre Weil und Zeit damit.

Wie die Amme wieder mit dem Ritter zu reden kam.

Da es nun kam auf den andern Tag, bemühte sich die Amme, den Ritter anzusprechen, denn sie fand ihn in der Kapelle, in welche er zu gehen pflegte. Und als er sie sah, ward er sehr fröhlich, denn er verhoffte, etwas von der schönen Magelone zu erfahren. Stund also auf und ging ihr entgegen und grüßte sie gar freundlich und höflich. Da antwortete sie ihm wieder und sprach: Gott gebe und verleihe euch, was euer Herze begehrt.

Darnach fragte sie der Ritter, was die schönste Magelone täte, und fragte, ob er in ihrer Gnad wäre. Da antwortete die Amme und sagte: Edler und allerliebster Ritter, glaubet mir sicherlich, daß kein Ritter in dieser Welt itzunder ist, der also glückselig ist als ihr. Selig ist auch gewesen die Stunde, da ihr hieher in dieses Land kommen seid; denn durch eure redliche Tapferkeit habt ihr erlangt und bekommen die schönste Jungfrau dieser Welt. Euch ist auch nie kein größer Glück widerfahren; denn ihr habt gewonnen ihre Gnad und Liebe. Sie tut euch Dank sagen für den Ring, den ihr neulich durch mich ihr überschickt habt, will ihn auch um euretwegen behalten. Sie begehrt auch herzlich, euch zu sehen und freundlich mit euch zu reden. Ich bin auch wohl zufrieden, daß solches geschehe. Jedoch werdet ihr mir verheißen bei Edelmanns Treue und Glauben, daß in eurer Liebe nichts anderes sei denn Zucht und Ehr, wie es denn geziemt einem jeden euers hohen Standes.

Als solches der edle Ritter von der Amme vernommen, tät er wie einer, in welchem alle Tugenden sind, und kniete nieder auf

der Erden vor dem Kruzifix und sprach: Meine liebste Frau, ich verheiße und schwöre euch hie vor Gott, meinem Schöpfer, daß meine Meinung und Gemüt nichts anders ist denn Zucht und Ehre. Ich begehre auch nichts anders zu erlangen, so es Gottes Willen wäre, denn die Liebe der schönsten Magelone zum heiligen Sakrament der Ehe und solches zu vollenden nach Gebrauch der heiligen christlichen Kirche, oder Gott helfe mir nicht in dieser Welt. Amen.

Da die Amme solch Gelöbnis von ihm hörte, gab sie ihm die Hand und zog ihn wieder empor und sprach: Fürwahr, edler Ritter, ihr habet einen solchen Eid getan, daß euch billig zu glauben und zu vertrauen ist. Ihr sollt auch wissen, ich will solchen euern Willen der schönsten Magelone nicht unangezeigt lassen. Ich bitte auch den allmächtigen, ewigen Gott, er wolle euch in diesem eurem Fürsatze behalten. Und so es sein göttlicher Wille wäre, möcht ich wohl sprechen, daß in dieser Welt nicht ein Paar zu finden sei, so edel und ehrbar und züchtigen Wesens, als ihr beide. Und darum, edler Ritter, richtet euch ein und kommet morgen nach Mittag durch das kleine Pförtlein des Gartens zu der schönsten Magelone in ihre Kammer, welche wird allein mit mir darinnen sein. Doch will auch ich die Kammer räumen, damit ihr beide allein beieinander seid. Da redet und erzählet euer Anliegen nach euers Herzens Begehr.

Als solches der Ritter von der Amme vernahm, war er höchlich erfreut und dankte ihr der guten Botschaft, und schieden also voneinander. Und kam die Amme wieder zu der schönen Magelone und sagte ihr alles, wie sie es mit dem Ritter verabredet hätte und beschlossen. Da sie solches hörte, dankte sie der Amme gar freundlich und wartete des Ritters mit herzlicher Begierde.

Wie der Ritter zu der schönen Magelone kam durch das kleine Pförtlein im Garten.

Am andern Tag, als die Zeit und Stunde da war, daß der Ritter zu der schönen Magelone kommen sollte, war er schon früher am Ort und deuchte ihn die Zeit lang. Alsdann ging er zu dem Pförtlein bei dem Garten, das ihm angezeigt war, und fand es offen, wie ihm die Amme gesagt hatte. Also ging er

hinein in die Kammer der schönen Magelone mit großer Begier seines Herzens und fand da die schöne Magelone samt der Amme beide allein. Und alsobald ihn die schöne Magelone erblickte, verwandelte sich ihr Geblüt und ward sie rot in ihrem Angesicht als eine Rose und hätte guten Willen gehabt, auf ihn zuzugehen, ihn in die Arme zu nehmen und zu küssen; denn die Liebe tät sie dazu reizen. Jedoch die Vernunft, die da soll regieren das Herze eines jeglichen adligen Menschen, ließ sie ihm nur Ehr

erzeigen, wiewohl ihr schönes Angesicht, auch ihre lieblichen und freundlichen Augen nicht verbergen konnten die Liebe, so sie in ihrem Herzen zu dem Ritter trug, und das Herze sprang ihr auch im Leib vor Freuden. Die schöne Magelone hatte in sich selber zween Gedanken und sah den Ritter sehr freundlich an.

Der edle Ritter verwandelte auch nicht weniger seine Farbe, da er vor sich sah die Allerschönste und Liebste seines Herzens. Er wußte auch nicht, wie er sollte anfahen zu reden; denn er wußte nicht, ob er in Lüften oder auf dem Erdreich war, wie dann die Liebe ihren Untertanen zu tun pfleget. Jedoch kniete er ganz schamhaftig vor ihr nieder und sprach: Großmächtige,

hochgeborne Fürstin, der allmächtige Gott verleihe euch Ehr und alles, das euer Herz begehrt.

Alsbald stund die schöne Magelone auf, nahm ihn bei der Hand und sagte: Edler Ritter, seid mir willkommen; und hieß ihn zu ihr sitzen. Da solches die Amme sah, ging sie in eine andere Kammer, nahe dabei. Indem fing die schöne Magelone an, also zu reden: Edler Ritter, ich habe großen Gefallen daran, daß ihr zu mir kommen seid, denn ich habe herzlichen Willen gehabt, mit euch zu reden, wiewohl es nicht geziemet einem jungen Menschen, als ich bin, allein mit einem Mann heimlich zu reden, wie ich mich dann solches zu tun unterstanden habe; jedoch habe ich wiederum angesehen euer edles Gemüte, das mich sicher und keck gemacht hat, solches zu tun. Wisset auch, da ich euch den ersten Tag gesehen, hat euch mein Herze alsobald Gutes gewollt; denn alle Gutheit und Zucht, die in einem adligen Menschen sein mögen, die werden vollkommen in euch gefunden. Darum, edler Herr, saget mir euer Geschlecht, Namen, Wesen und Stand und verberget mirs nicht. Denn kein Mensch ist auf Erden, dem ich mehr Gutes gönne, denn euch. Hierum wollt ich gerne erfahren, wer ihr seid und aus welchem Land und warum ihr hieher kommen seid.

Da stund der Ritter auf und sagte: Großmächtigste, edelste Fürstin. vor allem danke ich untertäniglich euch für euren freundlichen Willen, mich in Gnaden anzunehmen, wiewohl in mir keine Tugend ist, die solches um euch verdient hat. Es ist auch billig, daß ihr von mir erfahret, wer ich sei und warum ich herkommen. Doch bitt ich euch aufs untertänigste, ihr wollet es niemand sagen und also bei euch behalten; denn es ist all mein Fürsatz gewesen, da ich von der Heimat geritten, dies niemand zu offenbaren. Es ist auch bisher also verschwiegen geblieben. Allermächtigste, edelste Fürstin, wisset, daß ich bin der einzige Sohn des Grafen von der Provence, der da ist ein Oheim des Königs zu Frankreich. Ich bin auch von Vater und Mutter allein darum hinweggezogen, euere Lieb zu erlangen; denn ich habe hören sagen, wie keine schönere Fürstin sein sollte, denn ihr, welches dann die ganze Wahrheit ist. Man kann auch solche eure Schöne nicht in Worten sagen. So bin ich herkommen in

kleiner Gesellschaft, da dann große Herren, Fürsten und Edle sind, die in allen Dingen geschickter sind denn ich und sich in mancherlei Ritterspiel gezeigt haben um euretwegen, und hab mir fürgesetzt in meinem Herzen, wiewohl ich unter solchen der Geringste, euere Gnad und Liebe zu erlangen. Und das ist die ganze Wahrheit, die ihr von mir begehrt zu erfahren. Ich habe auch bei mir beschlossen gehabt in meinem Herzen, niemand lieber zu haben denn euch, bis an meinen Tod.

Da er solches geredet hatte, gebot sie ihm, bei ihr niederzusitzen und sagte zu ihm: Mein edler Bruder und Herr, ich danke dem allmächtigen Gott, meinem Schöpfer, daß er uns verliehen hat einen solchen glückseligen Tag. Denn ich schätze mich die Glückseligste dieser Welt, daß ich gefunden hab einen so adligen Menschen eines solchen hohen und großen Geschlechtes, desgleichen nicht gefunden wird auf Erden an Tapferkeit, Zucht, Schöne und Weisheit. Dieweil dann dem also ist, daß wir zwei Liebende einander von Herzen geneigt sind und ihr, mein edelster Herr, um meinetwegen hieher in dieses Land kommen seid und alle andern, so da sind, übertroffen und den Preis und Namen aller Ritterschaft erlangt habt, so darf ich mich wohl glückselig schätzen, daß ihr meinetwegen hieher kommen seid und Vater und Mutter und Land und Leute verlassen habt. Darum, edler Ritter und Herr, geziemt es sich nicht, daß eure Müh verloren sei, die ihr also getreulich aufgewendet habt; und dieweil ihr mir euer Herz und Gemüte entdeckt habt, ist es billig, ich tue dem auch also. Hierum sehet hie euere Magelone ganz und gar. Und setze euch ein als Meister und Herren meines Herzens und bitt, ihr wollt solches heimlich und verborgen halten, bis zu der Zeit unsers Verlöbnisses. Und seid sicher meinesteils, daß ich lieber will den Tod bald leiden, denn mich und mein Herz einem andern bewilligen.

Indem nahm sie eine güldene Ketten von ihrem Hals, daran ein köstlich Schloß hing, und hängte sie ihm um seinen Hals und sprach: Durch diese Ketten, allerliebster Freund und Gemahl, setze ich euch in Besitz meines Leibs und verheiße euch treulich, wie es eines Königs Tochter g ziemet und gebühret, keinen andern zu nehmen denn euch.

Indem nahm sie ihn freundlich in ihre Arme. Da kniete der Peter vor ihr nieder und sprach: Meine allerliebste und edelste Fürstin, die schönste unter allen dieser Welt, ich bin nicht würdig, euch darum Danksagung zu tun; doch wie ihr gesagt habt, also bleib es dabei, ich bin es wohl zufrieden. Ich verheiße auch euch hiemit, euer Gebot und Befehl treulich zu erfüllen, so es Gott gefällt, und diesen Ring, so es euch beliebet, von euerm Gemahl zu empfahen und mein dabei zu gedenken.

Dieser war der dritte Ring, welchen ihm seine Mutter gegeben hatte, als er von ihr hinwegzog, und war er köstlicher denn die zween anderen. Die schöne Magelone aber empfing den Ring mit Freuden und wendete sich wieder ihm zu, ihn wieder in ihre Arme zu nehmen und zu küssen. Nach dem allen rief sie der Amme wieder. Da die zwei nun lang miteinander geredet hatten, beschlossen sie, einander zu sehen, so oft sie vermochten.

Also nahm der Peter Urlaub von der schönen Magelone und ging stille wieder in seine Herberge, doch fröhlicher als er gewohnt war. Und die schöne Magelone blieb also in ihrer Kammer bei ihrer Amme und tät nicht dergleichen, ließ sich auch gegen niemand etwas merken.

Darnach redete die schöne Magelone oft und viel mit ihrer Amme von ihrem geliebten Peter und sprach: Was dünket dich von meinem getreuen, geliebten Mann, dem Ritter? Ich bitte dich freundlich, du wolleſt mirs sagen und gar nichts verschweigen. Fürwahr, sagte die Amme, mein liebstes Fräulein, er ist also schön, züchtig, tapfer und freundlich, daß mich dünket, es mag nicht anders sein, er muß von einem hohen Geschlecht sein. Auf das antwortete ihr die schöne Magelone: Habe ich dir nicht allweg recht gesagt? Denn mein Herz und Gemüte wußt es wohl. Darum bin ich zufrieden, Gott sei gelobt. Denn es ist keine Tochter also hochgeboren auf Erden, die, so sie die Hälfte von dem wüßte, was ich weiß, nicht vermeinte, glückselig zu sein, so sie ihn könnte zu einem lieben Gemahl haben.

Darauf antwortete ihr die Amme: Liebstes Fräulein, es ist alles wahr, was ihr saget. Doch bitt ich euch freundlich um eins, ihr wollet nicht leichtfertig sein aus Liebe; und so ihr werdet zu Hofe bei andern Jungfrauen und Frauen sein, zugleich mit

dem Ritter, wollet euch nichts vermerken lassen; denn so es geschähe, würden euer Vater und Mutter solches leichtlich verstehen; daraus dann möchten entspringen drei Übel: das erste, daß ihr müßtet euch schämen und verlieren würdet euers Vaters und Mutter Gunst; das ander, so sie es inne würden, möchte der Ritter getötet werden, und würdet ihr den Tod verschulden eines solch edeln Ritters, der euch lieber hat denn sich selber. Und zum dritten würde ich auch gestraft werden. Darum bitte ich euch freundlich, ihr wollet euch weislich halten, als einer hochgeborenen Tochter zu tun gebühret.

Da sprach die schöne Magelone wieder zu ihrer Amme: Meine liebste Amme, in diesem und anderm will ich folgen deinem getreuen Rat, denn ich erkenne, daß du mir allwegen treulich geraten hast, und bitte dich freundlich, so du was an mir siehest, das mir nicht zu tun geziemet, mirs zu untersagen oder mit einem Zeichen anzuzeigen. Denn ich will dir folgen als meiner liebsten Amme und Mutter. Doch noch um eins will ich dich freundlich bitten, du wollest, so wir zwei allein beieinander sind, mir vergönnen, zu reden von meinem Liebsten, damit ich meine Zeit desto leichter verbringen möge; und helfen, damit ich ihn oft sehen kann und mit ihm reden. Denn sonst habe ich keine Freude in dieser Welt, und so durch Unglück, da Gott lang für sei, ihm was widerführe, wisse, meine liebste Amme, daß ich mir mit meiner eigenen Hand wollte den Tod tun.

Nun, da der Ritter wieder heim in seine Herberge kommen war, betrachtete er das Glück, das ihm widerfahren war, und lobte Gott, daß ihm solches begegnet. Er vermeinte auch, Gott hätte sonst keinem Ritter eine so hohe und seltene Freude und Ehre zugesandt, als ihm. Er verwunderte sich auch bei sich selber der unübertrefflichen Schöne der Magelone. Das ward auch die Ursach, daß er mehr gen Hof kam, denn zuvor; doch hielt er sich ganz weislich und still vor dem König und andern, damit er nicht bemerkt wurde, also daß ihn jedermann lieb gewann am Hofe, nicht allein die großen Herren, sondern auch das gemeine Hofgesinde. Und wann er die Zeit erkannte, da er unvermerkt seine Augen mochte speisen, sah er die schöne Magelone freundlich an. Solches geschah alles von ihm weislich,

heimlich und verborgen. Wann er dann Befehl hatte von dem König oder der Königin, zu reden und Kurzweil zu treiben mit der schönen Magelone, so ging er auch hinzu. Also vertrieben dann die Zwei ihre Zeit miteinander.

Wie Herr Friedrich von der Krone hinweg zog aus Rom gen Neapel, allda Ritterspiel zu treiben wegen der schönen Magelone.

Derzeit war ein reicher und edler Ritter, Herr Friedrich von der Krone, aus dem Lande Romandia, der war sehr mächtig und wegen seiner Macht und Redlichkeit sehr gepriesen und geliebt. Derselbige gewann die schöne Magelone lieb, aber sie schenkte ihm nicht ihre Gnade. Einstmals setzte er sich für, Ritterspiel zu treiben in der Stadt Neapel; denn er selbst vertraute auf seine Macht und Stärke und gedachte, dadurch Preis und auch die Huld der schönen Magelone zu erlangen, die seiner wenig achtete. Darauf tät er eine Bitte an den König zu Neapel, er wolle ihm Ritterspiel zu üben vergönnen. Also ward es ihm von dem König zugesagt und ward ausgerufen in Frankreich und umliegenden Orten, welche Ritter willens wären zu stechen aus Liebe zu Jungfrauen und Frauen, sollten erscheinen in der Stadt Neapel am Tage unserer Frauen Geburt; da würde man sehen, wer sie lieb hätte.

Aus solcher Ursache wurden viel Fürsten und Herren zu erscheinen bewegt, deren die trefflichsten diese nachfolgenden waren: Zum ersten kam eingezogen Herr Antonio, ein Bruder des Herzogs von Savoyen, zum andern Herr Friedrich, ein Bruder des Markgrafen von Montferrat, zum dritten Herr Eduard, des Herzogs von Bourbon Bruder, zum vierten Herr Peter, ein Neffe des Königs zu Böhmen, zum fünften Herr Heinrich, ein Sohn des Königs von Engeland, zum sechsten Herr Jakob, des Grafen von der Provence Bruder, ein Oheim des Ritters mit den silbernen Schlüsseln, wiewohl er denselbigen diesmal nicht erkannte, und viel andere mehr. In der Stadt Neapel waren auch der edle Ritter Peter von Provence und sein Gesell, Herr Heinrich von Trappana, und andere, deren Namen wegen der Menge weggeblieben.

Alle Obgenannten lagen sechs Tage stille und in Ruhe in der Stadt, ehe das Stechen anfing. Es wird auch in keiner Historie gefunden, daß je also gute Leute wären auf einmal in dieser Stadt gewesen als diesmal. Darum der König Magelon ihnen allen viel Ehre erwies.

Als nun der Tag unserer lieben Frauen Geburt kam, stunden sie früh auf und hörten die Messe. Nachdem bereiteten sie sich, ein jeglicher aufs beste auf einem ritterlichen Platz, Catonie genannt, da der König auf einen Schaustuhl gestiegen war samt andern Fürsten und Herren. Und auf einem andern Schaustuhl stund die Königin mit ihrer Tochter, der schönen Magelone, und andern Jungfrauen und Frauen, dem Stechen zuzusehen; und war es lustig zu sehen soviel schöner Jungfrauen und Frauen, unter welchen allen die schöne Magelone herfürleuchtete als der Morgenstern am Anfang des Tages.

Da warteten die Ritter alle auf den königlichen Befehl; und der erste, der sich sehen ließ in seiner Pracht, das war Herr Friedrich von der Krone, dessentwegen das Stechen stattfand. Nach ihm kam geritten Herr Antonio und darnach alle andern, jeglicher nach seinem Rang. Und die schöne Magelone hatte allwegen ein Auge gewandt auf ihren freundlichen, lieben Peter, der da kam mit den letzten.

Als solches geschehen, befahl der König seinem Herold, auszurufen, daß das Stechen sein sollte freundlich mit Liebe und ohne Schmähung des andern.

Da fing Herr Friedrich von der Krone an zu sagen also laut, daß es jedermann wohl verstehen konnte: Ich will auf den heutigen Tag zeigen meine Stärke und Vermögen wegen der schönen und edeln Magelone nach besten Kräften. Und damit zog er als der erste auf die Bahn. Wider ihn kam auf die Bahn Herr Heinrich, des Königs von Engeland Sohn, ein schöner Ritter, und trafen beide so wohl, daß beide Spieß brachen. Jedoch wäre man Herrn Heinrichen nicht zu Hilfe kommen, wäre er gefallen, denn er war ein wenig schwindelig.

Nach diesem Herrn Heinrich kam einer, genannt Lancelot von Valois, der beim ersten Treffen Herrn Friedrichen herabstach. Da kam der edle Peter von Provence wider den Lancelot; denn

sein edles Herze und Gemüte konnte nicht länger verziehen. Er ward von jedermann genannt der Ritter mit den Schlüsseln, denn niemand wußte seinen Namen noch Geschlecht. Und trafen also heftig einander, daß die Pferde mit ihnen beiden zu Boden fielen. Da ward gesagt von dem König und andern, daß die zween sehr stark und mächtig wären; und befahl der König ihnen alsbald, andere Pferde zu nehmen und noch einmal miteinander zu stechen, damit man sehen möchte, wer unter ihnen den Preis erlange. Das taten sie alsbald und saßen wiederum auf. Man braucht nicht fragen, ob die schöne Magelone mit traurigem Herzen Gott gebeten habe für ihren liebsten Peter, damit ihm nichts widerführe und ihm der Preis würde.

Da nun die zween wieder aufgesessen waren, zogen sie zum andernmal auf die Bahn, da dann ein jeglicher den Preis zu erlangen sich befliß. Und begegneten wieder einander also, daß der Peter dem Lancelot den Arm entzweibrach und ihn mit also großer Kraft zur Erden stieß, daß der König vermeinte, er wäre tot; und ward also von den Seinen von der Bahn in seine Herberge getragen. Da kam wider den edeln Peter Herr Antonius von Savoyen, der nicht also stark war als der Lancelot, und den der Peter leichtlich zu Boden stieß. Nach demselben kam gezogen Herr Jakob von Provence, sein Oheim. Peter erkannte ihn wohl, aber er ward von seinem Oheim nicht erkannt. Da nun der edle Peter seines Vaters Bruder sah, sich zum Kampfe schicken, sagte er zu dem Herold: Gehe hin und sage jenem Ritter, daß er nicht wider mich komme; denn er hat mir einstmals einen Dienst getan in der Ritterschaft, darum ich ihm schuldig, wiederum zu dienen. Ich möchte ihm ungern einen Verdruß antun. Sage ihm auch dabei, ich lasse ihn bitten, er wolle meiner schonen, so bin ich willig, öffentlich zu bekennen, daß er ein besserer Ritter sei, denn ich.

Solches richtete der Herold aus, wie ihm befohlen war. Da das Herr Jakob vernahm, ward er zornig, denn er war ein guter Ritter. Er hatte auch den edeln Peter zum Ritter geschlagen mit eigener Hand, darum ihm der edle Peter die Ehre gab. Da fing Herr Jakob an und sagte zu dem Herold: Sage dem Ritter, hab ich ihm je Liebs getan, darum er wider mich

nichts tun will, so sage ich ihn hiemit frei, quitt, ledig und los. Und so er sich gegen mich nicht wehret, will ich ihn halten für einen, der nur geringe Kraft hat.

Das sagte der Herold dem edeln Peter wieder. Da solches der Peter von seinem Oheim vernahm, ward er auch zornig, doch bekümmerte es ihn nicht wenig, daß er mit seinem Oheim stechen mußte; jedoch mußte er es tun, damit er nicht von den Leuten erkannt würde. Als es an das Treffen ging, da führte der Peter seine Stange die Quer über; denn er wollte seinen Oheim nicht treffen. Aber sein Oheim verschonte seiner nicht und traf ihn auf die Brust und zerbrach seine Stange und fiel auf den Sattel seines Pferds. Aber der edle Peter bewegte sich nicht; ihn deuchte, eine Feder hätte ihn angerührt. Des nahm der König wahr und sah wohl, daß solches der Ritter mit den Schlüsseln aus Höflichkeit getan hatte; doch wußte er nicht, warum es geschah, aber die schöne Magelone verstund bald, warum der Peter solches getan.

Doch schickten sie sich beide zu dem andern Treffen, und tat der Peter dann nichts anders denn zuvor. Aber sein Oheim sparte nicht und traf ihn also heftiglich, daß er sich selber am Peter herabstach. Der Peter hatte darum keinen Steigbügel geräumt und beim Treffen bewegt, darob sie sich alle verwunderten. Da das Herr Jakob gesehen hatte, und auch empfunden, daß er also stark war, verwunderte er sich und wollte nicht wiederkommen, zog also ab. Er wußte es auch nicht, daß es seines Bruders Sohn, der edle Peter gewesen war.

Darnach kam gezogen auf die Bahn Herr Eduard von Bourbon, ein tapferer und starker Ritter. Aber beim ersten Treffen stieß der Peter Roß und Mann zur Erden mit also großen Kräften, daß die Umstehenden sich des Peters verwunderten und ihn hoch achteten.

Nach diesem kam Herr Friedrich von Montferrat und brach seine Stange auf dem Peter; aber der Peter traf ihn oben an seine Armschiene bei der Schulter und stieß ihn herab. Und daß ichs kurz mache, alle Ritter, die noch da waren, stieß der Ritter mit den Schlüsseln herab und behielt also den Preis.

Da niemand mehr da war, der mit ihm stechen wollt, schlug er sein Visier auf und ritt zum König. Da ihn der König sah, befahl er auf Rat seiner Herren und Räte dem Herold, auszurufen, daß der Ritter mit den Schlüsseln den Preis und die Ehre erlangt hätt, und daß er sich am besten gehalten hätt unter allen. Und demselben Ritter Peter sagten die Königin und die schöne Magelone samt andern Jungfrauen und Frauen viel Danks. Also zog ein jeglicher heim in seine Herberge und zog sich aus. Doch ließ der König ausrufen durch den Herold, ein jeglicher sollte gen Hof kommen, mit ihm das Morgenmahl einzunehmen, das sie dann auch alle taten.

Als sie gen Hof kamen, dankte ihnen der König und erwies ihnen allen große Ehre. Als sich der edle Peter ausgezogen hatte, ging er auch gen Hof. Da ihn der König erblickte, ging er ihm entgegen, umfing ihn und sprach: Mein liebster Freund, ich danke euch der Ehren, die ihr mir heute erwiesen habet. Denn ich darf mich wohl rühmen, daß kein Fürst auf Erden ist, der einen solchen Ritter an seinem Hofe hat, mit Zucht und Ehren und Tapferkeit geziert, als ich an euch habe. Es ist auch nicht vonnöten, daß ich euch lobe, denn euer Werk bezeuget solches selber, desgleichen alle Fürsten und Herren, so itzunder hier sind. Ich bitte Gott den Allmächtigen, er wolle euch zu dem verhelfen, was euer Herze begehrt, denn fürwahr, ihr seid des würdig. Denselbigen Tag war der Ritter ehrenvoll und wohl gehalten von dem König und allen andern, und wer mit ihm konnte zu reden kommen, der ward von seiner Gesellschaft erfreuet. Denn je mehr man ihn sah, je lieber sah man ihn; denn er war ein schöner, holdseliger junger Gesell, dazu weiß wie eine Lilien und hatte freundliche Augen und blondes Haar wie Gold. Darum jedermann sagte, Gott hätte ihm viel sonderlicher Tugenden verliehen.

Bei dem allen vergaß der König der Verwundten nicht und schickte bald nach seinen Wundärzten, den besten, und ließ den Lancelot verbinden, der sehr verwundt war. Die Ärzte brauchten also großen Fleiß, daß der Lancelot in kurzer Zeit wieder geheilt und gesund ward. Also hielt der König vierzehn Tage Hof zu Ehren der Fürsten, die da kommen waren; die Rede

aber ging allein von dem Ritter mit den Schlüsseln. Da solches die schöne Magelone hörte, ward sie höchlich erfreut, ließ sich jedoch nichts merken.

Wie die Fürsten und Herren wieder heimzogen, doch zornig, dieweil sie nicht erfahren konnten, wer der Ritter war.

Als das Stechen und das Fest zu Ende war, zogen die Fürsten und Herren wieder heim, doch zornig, denn sie konnten nicht erfahren, wer der Ritter war, der das Beste im Stechen getan hatte unter soviel Fürsten und Herren. Da sie nun heimkamen, redeten sie viel von dem Ritter mit den Schlüsseln.

Und als nun das alles vorüber war, kam der edle Peter zu der schönen Magelone, denn sie konnten nicht lange voneinander sein. Und als sie beieinander waren, lobte ihn die schöne Magelone sehr. Aber der Peter sagte ihr wieder, er hätte es nicht getan, sondern ihre Schöne, die hätte ihn dazu bewegt, und von ihr käme der Preis und die Ehre.

Da sie genug miteinander geredet hatten von mancherlei, wollte der Peter sie versuchen und sprach zu ihr: Edelste, allerliebste, schönste Magelone, ihr wisset, daß ich euertwegen lang außengeblieben bin, fern von Vater und Mutter. Darum, allerliebstes Lieb, dieweil ihr die Ursach seid, wollt ich euch bitten, ihr wolltet mir erlauben, heimzureiten, so es euch gefällt; denn ich bin sicher, daß sie große Sorg und Schmerzen um mich tragen, dieweil sie nicht wissen, wo ich bin. Ich mache mir auch darob ein Gewissen. Solches tat der Peter allein, zu erfahren, wie sie sich dabei würde verhalten.

Als die schöne Magelone ihres liebsten Peters Rede vernommen hatte, stunden ihr alsbald die Augen voller Wassers, und begannen die heißen Zähren ihr das schöne Angesicht naßzumachen, und verwandelte sich all ihre Farbe, und ward sie ganz bleich und sprach mit schwerem Seufzen und Weinen zum Peter: Fürwahr, allerliebster Peter, alles das, so ihr mir gesagt, ist wahr und billig, denn die Natur gibt, daß der Sohn dem Vater und der Mutter gehorsam und untertan sei und nichts wider sie tue, das ihnen nicht recht. Aber mich bekümmert, daß ihr euere Allerliebste wollt da lassen, die ohn

euch weder Ruh noch Rast haben mag in dieser Welt. Ich laß euch auch fürwahr wissen: so ihr von mir hinwegziehet, werdet ihr bald von meinem Tod erfahren; also euertwegen werde ich sterben. Darum, mein allerliebster Herr und Freund, bitt ich euch freundlich, ihr wollet mir euer Hinwegziehen nicht verbergen; denn alsobald ihr hinweg seid, will ich mich dazu schicken. Denn ich weiß wohl, daß ich nicht lang darnach leben werde; also werdet ihr eine Ursach meines Todes. So es aber vonnöten ist, daß ihr hinwegziehet, bitt ich euch freundlich, mein allerliebstes Lieb, ihr wollet mich mit euch nehmen und nicht hier lassen zu meinem großen Schaden.

Als nun der Peter die schöne Magelone hatte also kläglich reden hören, ging es ihm nahe zu Herzen; ihn deuchte auch, sein Herz wolle ihm in seinem Leib zerspringen, und sagte zu ihr: Ach, Magelone, mein allerliebstes Lieb, weinet nicht und bekümmert euch nicht mehr. Denn ich habe mir fürgesetzt, nimmer aus diesem Lande zu ziehen, sondern des Endes zu harren, wie es mit uns ergehen werde. Ich wollte auch den Tod viel lieber leiden, denn euch verlassen; so ihr aber mit mir wollet, so seid sicher, daß ich euch in aller Zucht und Ehr will führen und stets halten die Zusagung, so ich euch getan vor dieser Zeit.

Als die schöne Magelone solches von dem Peter vernommen, ward sie wieder froh und sagte zu ihm: Mein edler Herr und Freund, dieweil dem also ist, als ihr anzeiget, so rate ich, wir ziehen von dannen, so schnell und heimlich als es geschehen mag, wegen zweier Ursachen: die erste, daß zu befürchten, ihr werdet nicht länger warten wollen und endlich keine Lust mehr haben, hierzubleiben, und hinwegziehen und mich dahinten lassen. Die andere ist, und das ist wahr, daß mein Vater willens ist, mich in Kürze zu verheiraten und zu vergeben. Aber eher wird er mir den Tod geben, denn ich will keinem andern angetraut sein denn euch. Darum mein allerliebstes Lieb, bitt ich euch freundlich, ihr wollet auf Mittel sinnen, damit wir bald miteinander hinwegkommen; denn hie länger zu verziehen, möchte uns schädlich sein. Denn ich hab mein Herze ganz in euch gesetzt und will euch nimmer verlassen. So habt auch ihr gesagt, ihr wollet mich züchtiglich und ehrbarlich halten bis zu unserm Verlöbnis.

Da fing der Peter aufs neue an und schwur und verhieß ihrs also zu halten. Also beschlossen sie, den dritten Tag miteinander hinwegzuziehen nach dem ersten Schlaf, und sollt der Peter bereithalten alles Nötige und mit den Pferden zu dem kleinen Pförtlein bei dem Garten kommen und allda ihrer harren. Sie bat ihn auch sehr, gute, starke Pferd mitzubringen, damit sie aufs schnellste aus dem Lande ihres Vaters kämen; und sprach: So mein Vater solches inne würde, würde er uns nachfolgen, und so er uns erreichte, besorge ich, er würde uns beide töten lassen.

Also nahm der Peter Urlaub und seinen Abschied von der schönen Magelone und bat sie freundlich, sie wolle bereit sein und nicht lang verziehen. Von diesem Rat und Beschluß wußte die Amme gar nichts, denn sie war nicht dabei gewesen, als sie es beschlossen hatten. Auch wollte die schöne Magelone nicht, daß sie es wissen sollte, denn sie hatte große Sorge, sie würde es nicht verschweigen, sondern solches verhindern; darum hielt sie es heimlich. Der Peter ging also von ihr hinweg in seine Herberg und bereitete alles, das ihm vonnöten war, doch verborgen; und ließ seine Pferd auf das beste beschlagen.

Wie Peter die schöne Magelone hinwegführt.

Nun, da die bestimmte Zeit da war nach dem ersten Schlaf, kam der Peter zu dem Pförtlein des Gartens mit drei Pferden, unter welchen eines war beladen mit Wein und Brot und anderer Speise für zween Tage, damit sie nicht brauchten zu essen oder zu trinken in den Herbergen. Er fand die schöne Magelone ganz allein, und hatte sie zu sich genommen Gold und Silber, was ihr vonnöten war, und sie saß auf auf ein schönes, gutes englisch Zelterlein, das ganz sanft ging. Darnach saß der Peter auf ein schönes, gutes Pferd, und ritten beide eilends ohne Aufenthalt die ganze Nacht, bis daß der Tag anbrach.

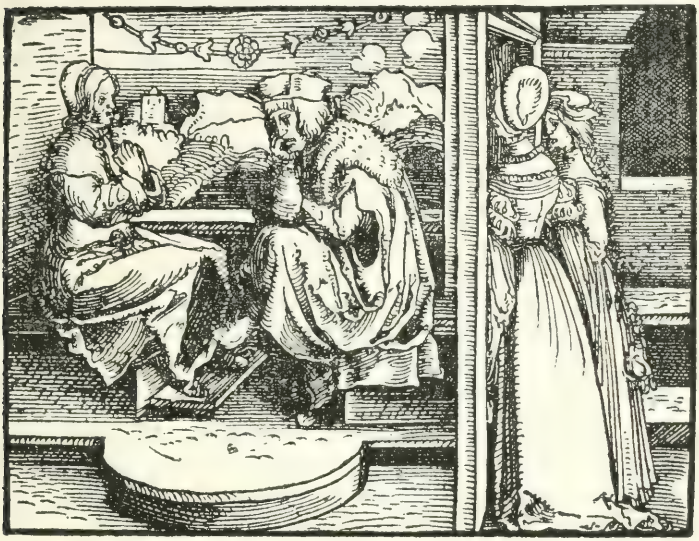
Da nun der Tag kam, suchte der Peter die Wälder, wo sie am dichtesten waren, gen das Meer zu, damit er von niemand gesehen würde und man nichts von ihnen erfahren möchte. Und da sie nun tief genug im Gehölz waren, hob der Peter die schöne Magelone von dem Pferde herunter und zog darnach den Pferden ihre Zäume ab und ließ sie weiden und grasen, und

ging er und ſie, zu ſitzen auf das grüne Gras in den Schatten und ſprachen von ihrem Abenteuer und baten Gott fleißig, daß er ſie wolle beſchützen und endlich führen, da ſie hinbegehrten. Und als ſie beide lang miteinander geredt hatten, da überkam die ſchöne Magelone eine große Luſt, zu ſchlafen und ein wenig zu ruhn; denn ſie hatte die ganze Nacht nicht geſchlafen, auch war ſie müde worden von dem Reiten. Alſo legte ſie ihr Haupt in des Peters Schoß und fing an zu ſchlafen.

Wie man das Hinwegziehen des Ritters und der ſchönen Magelone erfuhr, und wie ſie an allen Orten geſucht wurden.

Als es nun Tag worden, kam die Amme in die Kammer der ſchönen Magelone und tät allda lange Zeit verharren, denn ſie vermeinte, ſie ſchliefe noch. Und da ſie ſah, daß die Zeit vorüber war, in welcher ſie gewohnt war, aufzuſtehen, dachte ſie, ſie müſſe krank ſein, dieweil ſie alſo lang verzöge. Alſo ging ſie vor das Bette; da fand ſie niemand, ſondern das Bette war noch unberührt und konnte man kein Zeichen finden, daß jemand darinnen gelegen war. Darob erſchrak ſie ſehr und dachte bei

ſich ſelber, daß ſie der Peter hätte hinweggeführt. Alsbald ging ſie in die Herberg des Peter und fragte nach ihm; da erfuhr ſie, daß er hinweg war. Da fing die Amme an, ſich ſo jämmerlich zu gehaben, daß ſie vermeinte, zu ſterben, und ging alsbald in der Königin Kammer und ſagte ihr, wie ſie die ſchöne Magelone in ihrem Bette geſucht, aber nicht gefunden hätte, ſie wüßte auch nicht, wo ſie wäre.



Als ſolches die Königin von der Amme hörte, erſchrak ſie ſehr und ward zornig und ließ ſie überall ſuchen, ſo lang, bis ſolches der König erfuhr, und kam das Gerücht, der Ritter mit den Schlüſſeln wäre hinweg. Da dachte der König, der Ritter hätte ſie mit ſich weggeführt, und ließ alsbald gebieten, ihm nachzufolgen und ihn zu ſuchen, und ſo man den Ritter in die Hände bekäme, ſollte man ihm ihn lebendig bringen; denn er wollte ihn ſtrafen, damit die ganze Welt davon zu ſagen wüßte.

Da nun die Untertanen den Willen ihres Herren vernommen hatten, gingen ſie heim und nahmen ihren Harniſch und Waffen, trennten ſich hin und wieder auf dem Wege und ſuchten mit

großem Fleiß. Und blieb der König und die Königin beieinander voll Unmut, und war der ganze Hof betrübt, insonderheit die Königin, die wollt verzweifeln, denn sie schrie und weinte gar jämmerlich.

Indes schickte der König nach der Amme und sagte ihr: Es kann nicht sein, du mußt etwas davon wissen, besser den irgend ein Mensch. Da fiel die gute Amme dem König zu Füßen und sprach: Allergnädigster Herr, so ihr findet, daß ich in dieser Sache schuldig bin, so bin ichs zufrieden, wenn ihr mich sterben lasset eines grausamlichen Tods. Denn alsobald ich solches erfahren, habe ichs meiner gnädigen Frau, der Königin, angezeigt.

Da ging der König in sein Gemach, aß und trank nichts den ganzen Tag vor Trauer. Es war auch erbärmlich zu sehen der Königin Wesen samt andern Jungfrauen und Frauen des Hofes, auch durch die ganze Stadt Neapel.

Nun suchten die Untertanen hin und her treulich, aber sie konnten nichts finden noch erfahren von den Zweien und kam also ein Teil in sechs Tagen wieder, die andern in vierzehn Tagen und hatten nichts gefunden; darob der König sehr zornig ward.

Nun wollen wir den König hie lassen und wollen uns zu der schönen Magelone wenden, die da im Walde lag und schlief.

Wie die schöne Magelone entschlief in Peters Schoß, und wie er große Lust hatte, sie schlafend anzuschauen; doch am End ward er zornig, wie ihr hernach hören werdet.

Wie ihr oben gehört habt, entschlief die schöne Magelone in Peters Schoße. Da hatte der Peter keine größere Lust, denn seine Allerliebste anzuschauen, er konnte auch nicht satt werden der Schöne, die er da vor sich sah. Und da er sie genug besehen hatte, ihren schönen, roten Mund, auch das Angesicht, da konnte er sich nicht enthalten und schnürte ihre Brust auf, zu besichtigen die schneeweißen Brüstlein, die weißer waren, denn ein Kristall. Als er solches tat, ward er von Liebe ganz entzündet und deuchte ihn, er wäre im Himmel. Doch diese Lust blieb ihm nicht lang, denn darnach erlitt er unsägliche Pein, als ihr hernach vernehmen werdet.

Da nun der Peter die schöne Magelone wohl besehen hatte, da erblickte er von ungefähr ein roten Zindel zusammengewickelt zwischen den Brüstlein der schönen Magelone liegen. Da überkam ihn große Lust, zu erfahren, was es wäre, und nahm es heraus und wickelte es auf. Da fand er darinnen liegen die drei schönen Ringe, die er ihr gegeben, welche sie also lieb hatte und aufhob um seinetwegen. Da sie nun der Peter gesehen hatte, wickelte er sie wieder in den Zindel wie zuvor und legte sie neben sich auf einen Stein und begann, die schöne Magelone wieder anzusehen und war also verzückt vor Liebe, daß er nicht wußte, wo er war.

Aber Gott der Allmächtige zeigte ihm, daß in dieser Welt keine Freude wäre ohne Traurigkeit, und schickte dahin einen Vogel, der da lebet von dem Raub. Der erblickte den Zindel und vermeinte, es wäre Fleisch, erwischte den Zindel und flog davon.

Wie Peter dem Vogel nachfolgte und ihn mit Steinen warf, der Vogel aber den Zindel ins Meer fallen ließ.

Da der Peter sah, daß ihm der Vogel die Ringe hinweggeführt hatte, ward er zornig, denn er fürchtete, so es die schöne Magelone erführe, würde es ihr nicht gefallen. Er legte also seinen Mantel säuberlich der schönen Magelone unter ihr Haupt, damit sie nicht erwachte, und folgte dem Vogel nach und warf ihn mit Steinen; denn er verhoffte, ihm die Ringe wieder abzujagen, und trieb es also lang, bis der Vogel den Zindel mit den Ringen in das Meer fallen ließ. Denn der Vogel saß auf einem kleinen Felsen nahe bei dem Strande, und da der Peter wegen der großen Menge des Wassers nicht hinüberkommen konnte, warf er ihn mit Steinen und bedrängte ihn also sehr, daß er die Ringe ins Meer fallen ließ und davonflog.

Da konnte der Peter nicht hinüber vor Wasser, er wäre sonst ertrunken, wiewohl es nicht weit von dem Lande war. Da fing der Peter an, hin und her zu suchen, ob er etwas finden möchte, darinnen er sicher hinüberkommen könnte, und sprach zu sich selber: O mein Gott, was habe ich getan. Hätte ich die Ringe liegen lassen an ihrem Orte, da sie wohl und sicher lagen. Ich

meine, ich werde sie teuer bezahlen müssen, desgleichen die schöne Magelone; denn so lang ich ausbleibe, wird sie mich suchen.

Also suchte der Peter so lange am Gestad, bis er einen kleinen, alten Kahn oder Schifflein fand, welches die Fischer hatten liegen lassen, dieweil es nichts mehr nutz war. Der Peter stieg hinein und ward wieder froh, aber seine Freude währte nicht lange. Er hatte einen Stecken in die Hände genommen, den er von ungefähr gefunden hatte und steuerte damit hinüber gen den Felsen.

Aber Gott der Allmächtige, der alle Dinge macht nach seinem göttlichen Willen, schickte einen großen Wind; der nahm den Peter mit Gewalt und führte ihn auf das hohe Meer wider seinen Willen.

Da er sah, daß er, je länger, je mehr von dem Lande abkam, und nichts zu tun vermochte, begann er die große Gefährlichkeit zu betrachten, darinnen er war, und daß er die schöne Magelone also verlassen hatte, und fürchtete, sie würde sterben eines schlimmen Todes und verzweifeln ohne Hilf und Rat, und gedachte, sich selber in das Meer zu werfen; denn sein edles Herze vermochte nicht mehr zu dulden noch zu erleiden solche großen Schmerzen. Jedoch derjenige, der da suchet, die Menschen dieser Welt durch mancherlei Trübsal und Widerwärtigkeit zu führen und zu leiten zur Geduld, wollte nicht, daß ihm an Leib und Leben etwas widerführe.

Da kam der Peter wieder zu sich als ein rechter, christlicher Mensch und rief an Gott den Allmächtigen und sprach zu sich selber also: Ach, böse bin ich. Warum will ich mich selber töten, dieweil ich dem Tod also nahe bin, der da zu mir läuft, mich zu fahen. Ich darf ihn nicht suchen. O allmächtiger, ewiger, gütiger Gott, ich bitte dich, du wolleſt mir vergeben alle meine Sünde und was ich je wider dich gehandelt habe. Denn wider dich, o allmächtiger Gott, habe ich gesündigt, also daß ich wohl eines ärgeren Todes schuldig wäre, denn dieses gegenwärtigen. O Gott, erbarme dich mein. Ich will ihn auch gerne leiden und wollte ihn noch lieber leiden, so ich wüßte, daß mein allerliebstes Gemahl keine Schmerzen leidet. Aber es kann nicht sein. Ach wehe, ach wehe, meine allerliebste und schönste Magelone,

Tochter eines mächtigen Königs, was wird euer Leib und Herze leiden mögen, so ihr euch allein in der Wüste findet. Ach wehe und abermals wehe, bin ich nicht ein falscher und ungetreuer Mensch, daß ich euch fortgeführt habe aus dem Hause euers Vaters und euerer Mutter, da ihr also reichlich und zärtlich gehalten wart. Ach wehe, mein allerliebstes und edelstes Gemahl, nun bin ich des Todes, denn ich kann ihm nicht entgehen. Um mich ist es ein kleiner, aber um euch ein großer Schaden, denn, fürwahr, ihr seid die Schönste auf Erden. O allmächtiger, ewiger, gütiger Gott, ich befehle sie dir in deinen Schutz und Schirm, du wollest sie bewahren vor allem Übel. Du weißt wohl, daß zwischen uns beiden keine unordentliche Liebe gewesen ist. Darum, o Gott, du Zuflucht aller betrübten Menschen, ich bitte dich, du wollest ihr helfen und sie nicht verlassen, denn sie hat einen guten, reinen Fürsatz gehabt. Du wolltest sie nicht lassen verderben und meine Seele lassen zu deiner Seligkeit kommen und in deiner grundlosen Barmherzigkeit dich über mich erbarmen. O allerliebste Magelone, ich werde euch nicht mehr sehen, noch ihr mich; unser Verlöbnis und Ehe hat eine kurze Zeit gewähret. Ach, wollte Gott, ich wäre vor zweien Tagen gestorben und ihr wäret wieder in eueres Vaters Hause.

Also weinte und beklagte der edle Peter mehr die schöne Magelone, denn sich selber. Er saß in der Mitte des Kahns und wartete des Todes, denn er ließ das Schifflein, wohin es die Wogen des Meeres führten. Er hatte auch Wassers genug bei sich im Kahn und ward gar naß. In dieser Gefährlichkeit blieb der Peter von Morgen an bis auf den Mittag.

Da begab es sich, daß ein Raubschiff der Mohren kam, die seiner ansichtig wurden und ihn allein daherfahren sahen, wie ihn der Wind führte. Sie steuerten auf ihn zu, fingen ihn und setzten ihn in ihr Schiff. Aber der Peter war vor Leide halbtot, kannte sich selber nicht mehr und wußte nicht, wo er war. Da nun der Patron des Schiffs den Peter recht ansah, gefiel er ihm wohl, denn er war wohl gekleidet und schön, und gedachte er bei sich selber, ihn dem Sultan zu schenken.

Sie schifften viel Tagreisen, bis sie kamen gen Alexandria. Als sie dahin kamen, schenkte der Patron den Peter dem Sultan.

Da ihn der Sultan sah, gefiel er ihm wohl, und dankte dem Patron. Der Peter trug die güldene Ketten, welche ihm die schöne Magelone gegeben hatte, allwegen an seinem Halse; darum dachte der Sultan, daß er eines hohen Geschlechts wäre. Er ließ ihn auch fragen durch einen Dolmetscher, ob er bei Tisch dienen könnte. Da antwortete ihm Peter: Ja. Also befahl der Sultan, man sollte ihn in der neuen Weise unterrichten. Der Peter lernte also wohl, daß ers ihnen allen zuvor tat. Auch gab Gott der Allmächtige, daß der Sultan den Peter lieb gewann und also sehr, als wäre er sein eigener Sohn gewesen.

Der Peter war noch nicht ein ganzes Jahr bei ihm, so hatte er durch die Gnade Gottes des Allmächtigen die Sprache wohl gelernt und redete gut mohrisch und griechisch und war also züchtig und freundlich, daß ihn jedermann am Hofe liebgewann. Das, was ihm befohlen war, zu tun und auszurichten bei dem Sultan, das tat er mit ganzem Fleiß, derhalben er herfürgezogen wurde. In dieser Ehre war der Peter bei dem Sultan.

Jedoch konnte er nie fröhlich werden, denn sein Herze war ihm allwegen schwer, so er gedacht an seine allerliebste Magelone, und hätte er gewollt, er wäre in dem Meer ertrunken, damit er solcher Schmerzen wäre ledig worden. Also gedachte der Peter an sein traurig Leben, doch ließ er sich nichts merken, wiewohl sein Herze allwegen bei Gott war und ihn oft bitten tät, dieweil er ihm geholfen hätte aus der großen Fährlichkeit des Meeres, ihm auch zu helfen und die Gnade zu verleihen, daß er das heilige Sakrament der Ehe möchte empfahen, ehe er stürbe. Er gab auch viel Almosen den Christen, wegen seiner allerliebsten Magelone, verhoffend, Gott würde sie nicht verlassen.

Nun wollen wir es lassen, von ihm zu reden und von der schönen Magelone sagen.

Wie die schöne Magelone auf des Peters Mantel lag und schlief, und da sie erwachte, sich allein in dem Walde fand.

Als nun die schöne Magelone nach Lust geschlafen hatte, denn sie war müde und hatte die ganze Nacht gewacht, was sie nicht gewohnet war, wachte sie auf und gedachte, sie wäre bei

ihrem allerliebsten Peter, vermeinend, sie hätte ihr Haupt in seinem Schoße. Da saß sie auf und sagte: Mein allerliebster Peter, ich habe wohl geschlafen. Ich glaube gar, ich habe euch verdrießlich gemacht. Und sah also um sich, da fand sie niemand. Sie stund auf und erschrak sehr, fing an, mit lauter Stimme zu rufen durch den Wald: Peter, Peter. Aber niemand wollte ihr antworten.

Da sie niemand hörte, noch sah, wäre es nicht Wunder gewesen, so sie von allen ihren Sinnen kommen wäre. Da fing sie an zu weinen und ging also durch den Wald, rufend: Peter, Peter, so laut sie immer rufen konnte. Da sie nun lange gerufen und gesucht hatte, da ward sie heiser im Halse von dem Rufen, und stieg ihr ein Schmerz und Wehe in das Haupt, daß sie vermeinte, allda zu sterben, und fiel also in einer Ohnmacht auf die Erden, als wäre sie tot.

Darinnen blieb sie eine lange Zeit, und als sie wieder zu sich kam, setzte sie sich auf und fing an die jämmerlichsten Klagen, die je ein Mensch gehört hatte, und sagte: Ach, mein allerliebster Peter, mein liebstes Lieb und Hoffnung, wo hab ich euch verloren. Warum seid ihr von mir geschieden und habt mich also verlassen, euere getreue Gesellin? Ihr wisset doch wohl, daß ich ohn euch nicht habe leben wollen in meines Vaters Hause, da ich also reichlich gehalten ward. Ach wehe und abermals wehe, wie könnet ihr denken, daß ich zu leben vermag in dieser Wildnis und Wüste. Ach wehe, mein edelster Herr, was ficht euch an, daß ihr mich also verlassen habt in diesem rauhen Wald, darinnen ich werde eines jämmerlichen Todes sterben. Ach wehe und abermals wehe, was hab ich euch zu Mißfallen getan, daß ihr mich geführt habt aus meines Vaters Haus, des Königs von Neapel, mich also in großen Ängsten und Schmerzen zu töten. Habt ihr mir doch also große Liebe erzeiget. Ach, mein allerliebster Peter, habt ihr an mir etwas gefunden, das euch nicht gefallen hat? Fürwahr, ich hab euch zu viel anvertraut. Ich hab solches getan aus großer Liebe, die ich zu euch getragen habe, denn nie kam mir ein Mensch also tief in mein Herze als ihr. Ach, edelster Peter, wo ist euer Adel, wo ist euer edles Herze, wo ist euer Glauben und Zusage. Fürwahr, ihr seid der

greulichſte Menſch auf Erden, der je von einer Mutter geboren ward, wiewohl mein Herze nichts Böſes von euch zu ſagen vermag. Ach wehe, was kann ich noch für euch tun. Fürwahr, ihr ſeid der andere Jaſon und ich die andere Medea.

Ging alſo hin und her verzweifelt und ſuchte den Peter in dem Wald und kam, da ſie die Pferde fand. Als ſie die Pferde ſah, fing ſie an, von neuem zu klagen und zu weinen und ſagte: Fürwahr, mein allerliebſter Peter, ich erkenne jetzt, daß ihr nicht mit Willen von mir geſchieden ſeid; des bin ich ganz ſicher. Ach wehe, mein getreuer Liebhaber und ich Ungetreue, daß ich euch alſo geſchmäht habe. Darum iſt mein Herze betrübt bis in den Tod. Ach, welch Abenteuer hat uns voneinander geſchieden. Seid ihr tot, warum bin ich mit euch nicht auch tot. Fürwahr, es iſt keines Armen Tochter nie widerfahren ein ſo großes Unglück als mir. O gütiger Gott, der du biſt ein Licht aller Ungetröſten und Verlaſſenen, ich bitte dich, du wolleſt mich arme Jungfrau tröſten. Behalt und behüte mir meine Sinne, meinen Verſtand und Vernunft, damit ich nicht verliere Leib und Seele. Laſſe mich ſehen meinen allerliebſten Herren und Gemahl, ehe ich ſterbe. Ach wehe, könnte ich erfahren, wo er iſt, und ſo ich ihn wüßte am Ende der Welt, wollte ich ihm nachfolgen. Ohn allen Zweifel glaube ich, dieſe Widerwärtigkeit hat uns der böſe Geiſt angetan, dieweil unſere Lieb nicht unordentlich geweſen, und dieweil wir ihm nichts bewilligen wollten; und halte ich es dafür, daß er ihn darum in ein fremd Land geführt hat, unſer beider guten Willen zu brechen.

Solche und dergleichen Worte ſagte die ſchöne Magelone und beklagte ihr Unglück und ihren allerliebſten Peter. Ging alſo hin und her durch das Gehölz wie eine verlaſſene Frau und horchte, ob ſie etwas hören möchte nah oder fern. Darnach ſtieg ſie auf einen Baum und ſah ſich um, ob ſie etwas ſehen möchte und erkennen, ſie ſah aber nichts denn den Wald am Land und Geſtade des Meeres. Auf der andern Seite ſah ſie nichts anders denn das tiefe Meer.

Alſo blieb die ſchöne Magelone ganz traurig und bekümmert dieſen ganzen Tag ohne Trinken und Eſſen. Und da die Nacht kam, ſuchte ſie einen großen Baum, auf welchen ſie mit großer

Marter und Pein ſtieg. Darauf blieb ſie die ganze Nacht ſitzen, aber ſie ruhte und ſchlief wenig; denn ſie hatte große Furcht vor den wilden Tieren. Alſo verbrachte ſie die Nacht: bald weinte ſie, bald gedachte ſie, wo er hinkommen ſein möchte, und bald, was ſie tun ſollte, oder wo hinaus. Denn ſie hatte ſich in ihrem Herzen feſt fürgeſetzt, nicht wieder heimzuziehen zu Vater und Mutter, denn ſie fürchtete den Zorn ihres Vaters. Und beſchloß endlich bei ſich, ihren allerliebſten Peter zu ſuchen durch die Welt.

Wie die ſchöne Magelone vom Baum herabſtieg und die Pferde losband und laufen ließ.

Als nun der Tag herfürbrach, da ſtieg ſie vom Baum hernieder und ging an den Ort, da ſie die Pferde fand. Die waren noch angebunden, und band ſie ſie los mit weinenden Augen und ſagte: Wie ich glaube, daß euer Herr verloren iſt und mich in der Welt ſucht, alſo will ich auch, daß ihr in die Welt laufet, wo ihr hin wollt. Und zog ihnen die Zäume ab und ließ ſie alſo laufen durch den Wald, wo ſie hin wollten, und ging darnach lang und ſuchte einen Weg, bis ſie die Landſtraße fand, die da gen Rom führte. Und da ſie ſich auf der Landſtraßen fand, wandte ſie ſich bald wieder dem Gehölze zu und ſuchte einen Ort, da es dicht war, und ſetzte ſich hinein. Der Ort war hoch gelegen; darum konnte ſie ſehen, wer hin und wider ging, aber ſie konnte man nicht ſehen. Da ſie nun eine Zeitlang dageſeſſen, ſah ſie auf dem Wege kommen eine Pilgerin.

Die rief ſie zu ſich. Die kam alsbald und fragte, was ſie begehrte. Da bat ſie die Pilgerin, ihr ihren Rock und die andern Kleider zu geben um ihre ſchönen Kleider. Da ſolches die Pilgerin hörte, dachte ſie bei ſich ſelber, ſie wäre nicht allein im Walde ohne Leute und vermeinte, die ſchöne Magelone ſpotte ihrer, und ſprach: Gnädige, liebe Frau, ſeid ihr auch wohlbekleidet, ſo ſolltet ihr darum der armen Leute Chriſti nicht ſpotten. Denn ſolch ſchöner Rock, den ihr traget, ziert euch den Leib; aber mein Rock, hoffe ich, werde mir meine Seel zieren. Da ſprach die ſchöne Magelone zu ihr: Meine liebe Schweſter,

ich bitte dich, dich das nicht verdrießen zu lassen. Denn ich sag es aus gutem Herzen und will gerne mit dir tauschen.

Als die Pilgerin sah, daß sie solches aus einem guten Herzen redete ohn allen Spott, zog sie sich aus und gab ihr die Kleider, desgleichen die schöne Magelone ihr die ihrigen und bekleidete sich mit den Kleidern der Pilgerin also wohl, daß man nicht viel von ihrem Angesichte sehen konnte; und was sie nicht verbergen konnte, dafür nahm sie nassen Speichel und Erdreich und beschmierte sich, damit sie nicht erkannt würde.

Wie die schöne Magelone gen Rom kam und wie sie ihr Gebet tät vor dem Hochaltar in der Peterskirche.

Die schöne Magelone nahm ihren Weg gen Rom in diesen Pilgerkleidern und ging also lang, bis sie in die Stadt kam. Alsobald sie dahin gekommen, ging sie geraden Wegs in die St. Peterskirche, kniete vor dem Hochaltar nieder und fing an, inniglich zu weinen und zu seufzen und betete: O allmächtiger, ewiger Gott, Jesu Christe, der du in deiner Güte mich hast zugesellt dem Edelsten dieser Welt, den ich mehr geliebt habe denn irgend einen Menschen und den du durch deine Macht und Gewalt von mir geschieden hast. O mein Gott, es ist unserer Sünden Schuld, dieweil wir Sünder sind. Jedoch, o allmächtiger, ewiger Gott, es dünket mich, du hättest ihn mir nicht geben sollen, dieweil du mir ihn wieder also genommen hast. Hierum bitte ich dich aufs demütigste bei deiner Menschwerdung, da du uns bist gleich worden, doch ohne alle Sünde, und bei deiner milden Barmherzigkeit, du wollest mir meinen allerliebsten Peter und Gemahl wiedergeben, dem ich durch deine göttliche Schickung bin verehelicht worden. O du gütiger Jesu Christe, der du bist ein Tröster aller Betrübten, ich bitte dich, du wollest diese deine arme Tochter trösten, denn ich wende mich zu dir aus gutem Herzen und Willen. Laß mich nicht also betrübt irre umgehen in dieser Welt. Ach du gütiger Gott, ich bitte dich, du wollest behüten meinen allerliebsten und getreuesten Gemahl Peter, der dich in allem seinem Tun und Wesen geehrt hat. So er lebendig ist, wollest du verhelfen, daß er zu mir komme und ich zu ihm, und daß wir hinfür leben mögen in

gutem Frieden und getreuem Sakrament der Ehe. Hilf, daß wir nicht also verloren umherziehen in dieser Welt. Hilf, daß unsere getreue Lieb nicht also schnödiglich verloren werde. Erzeige uns beiden deine milde Barmherzigkeit.

Als sie ihr Gebet also vollendet hatte, da stund sie auf und wollte in eine Herberg gehen. Da sah sie ihren Oheim in die Kirche treten, der da war ihrer Mutter Bruder, in großer Gesellschaft, welcher sie suchte. Darob erschrak sie sehr; doch nahmen sie ihrer nicht wahr, denn es konnte sie unter ihnen keiner erkennen in dieser Kleidung. Also ging sie wie eine arme Pilgerin in das Spital; darinnen blieb sie vierzehn Tage und ging alle Tage in die Kirche St. Peters und verrichtete allda ihr Gebet in großer Traurigkeit, verhoffend, Gott der Allmächtige werde sie endlich erhören.

Indes sie allda war, fiel es ihr ein, in das Land Provence zu ziehen; denn sie verhoffte, da eher etwas von ihrem allerliebsten Peter zu hören. Machte sich also auf den Weg und zog also lang, bis sie kam in eine Stadt, genannt Genua. Da erfragte sie den Weg nach der Provence, welcher der kürzeste und sicherste wäre; und ward ihr geraten, auf dem Meer zu fahren, derselbige Weg wäre der kürzeste und sicherste.

Und als sie an den Hafen des Meeres kam, fand sie zu allem Glück ein Schiff bereit, das da wollte gehen nach einem Ort, genannt Tote Wasser. Sie wurde mit dem Patron einig und fuhr mit ihm dahin. Als sie nun dahin kamen, da ging sie eines Tages durch die Stadt wie eine arme Pilgerin. Da rief ihr eine fromme Frau und nahm sie in ihr Haus um Gottes willen. Sie aßen und tranken miteinander denselbigen Tag. Da fragte die gute Frau die schöne Magelone viel nach ihrer Wallfahrt. Also sagte sie ihr, wie sie von Rom gewallfahrtet käme. Darnach fragte sie die schöne Magelone wieder nach der Sitte und Art des Landes, und ob fremde Leute da sicher wandern könnten.

Und weiter sprach sie: Wißt, liebe Pilgerin, daß wir hier einen Herren haben bis hin gen Arragonien, und heißt unser Herr der Graf von Provence. Er ist mächtig und hält sein Land in gutem Frieden, also daß nie kein Mensch vernommen hat, daß jemandem wäre ein Unrecht geschehen. Er und die

Gräfin sind also freundlich und holdselig gegen die armen Leute, daß es ein Wunder ist. Aber sie sind sehr betrübt und wir alle mit ihnen, ihres Sohnes wegen, Peter genannt, der da ist der edelste Ritter in dieser Welt, denn er ist vor zwei Jahren hinweggezogen, sich zu üben in der Welt in Ritterspielen, und seit dieser Zeit ist nichts mehr von ihm gehört worden. Sie befürchten, er sei tot, oder ihm sei ein großes Unglück widerfahren. Und fing also an, zu erzählen von der Güte und Tugend des edlen Peter.

Als solches die schöne Magelone gehört hatte von dem Grafen und der Gräfin, und daß der Peter nicht heimkommen war, da erkannte sie, daß der Peter nicht willig von ihr gegangen und solches durch ein Unglück geschehen, und fing an zu weinen. Und die gute Frau, bei der sie war, vermeinte, sie weine aus Mitleiden, und hielt sie desto lieber; mußte die Nacht bei ihr schlafen.

Wie die schöne Magelone auf eine Insel geht, genannt: der Heidenport, den armen Leuten zu dienen in einem kleinen Spital und daselbst zu warten, ob sie möchte etwas erfahren von ihrem liebsten Peter.

Dieselbige Nacht nahm sich die schöne Magelone im Herzen für, dieweil der Peter nicht heimkommen war, an einen Ort zu gehen, da sie dem allmächtigen Gott dienen könnte, damit sie ihre Jungfrauschaft desto besser möchte unbefleckt erhalten und vielleicht etwas erfahren von ihrem allerliebsten Peter; denn sie verhoffte, da eher etwas von ihm zu erfahren, denn anderswo, und tät also fragen, ob in dem Lande ein Ort wäre, da man andächtiglich Gott dienen könnte. Die gute Frau, ihre Wirtin, sagte, daß eine Insel nahe wäre, genannt der Heidenport, da alle Schiff hinkämen aus allen Landen; dahin kämen auch viel arme Menschen, krank und schwach.

Also ging die schöne Magelone, den Ort zu besichtigen, und gefiel er ihr wohl. Ließ allda von dem Geld, das sie hatte, ein klein Kirchlein bauen und ein klein Spital mit dreien Betten. In derselbigen Kirche ließ sie machen einen Altar zur Ehre St. Peters, ihrem allerliebsten Peter zu Gefallen, und gab der Kirche den Namen: St. Peter von Magelon.

Da nun die Kirche, auch das Spital gebaut war, da tät sie sich hinein und diente den armen kranken Menschen mit großer Andacht und führte ein strenges Leben, also daß die Leute der Insel und die umwohnenden sie für eine heilige Frau hielten; man nannte sie auch die heilige Pilgerin. Es kam groß Opfer in das Kirchlein von viel Leuten, und ward also weit bekannt, daß der Graf und die Gräfin, des Peters Vater und Mutter, selber in großer Andacht kamen, die Kirche zu besuchen.

Und da sie alle beide kamen und die Kirche und Spital und der Spitalerin Wesen sahen, sagten sie zueinander, es müßte eine heilige Frau sein. Als die Spitalerin die zwei erblickte, ging sie zu ihnen und erbot ihnen Ehr und befahl sich ihnen beiden. Und hatte der Graf und die Gräfin ein groß Gefallen an ihrer Weise. Die Gräfin aber führte die Spitalmeisterin abseits und redeten sie viel miteinander von mancherlei Dingen, und kam es alsoweit, daß die Gräfin ihr sagte, wie sie betrübt wäre um ihren Sohn, und fing also an, herzlich zu weinen. Die Spitalerin tröstete sie, so gut sie es vermochte, wiewohl es nötiger wäre gewesen, sich selber zu trösten. Die Gräfin aber ward durch die Spitalerin beruhigt und sagte zu ihr, sie hätte ein groß Gefallen an ihren Reden; und sprach, sie wolle oft zu ihr kommen, und alles, was sie bedürfe, das solle sie begehren und wolle sies ihr nicht versagen. Darum sagte ihr die Spitalerin Dank.

Also zog die Gräfin wieder heim und bat die Spitalerin, sie solle Gott treulich bitten, damit sie erführe, wo ihr Sohn wäre. Das verhieß ihr die Spitalerin zu tun mit gutem Herzen, und schieden also voneinander, und die Spitalerin ging hin und wartete der armen Leute, wie sie es gewohnt war, zu tun und führte ein hartes Leben.

Wie die Fischer eines Tage's einen schönen Fisch fingen, Meerwolf genannt, und seiner Schöne wegen dem Grafen und der Gräfin schenkten.

Eines Tages begab es sich, daß die Fischer des Ortes in dem Meer fischten und einen Fisch fingen, Meerwolf genannt, der sehr schön war; darum schenkten sie ihn dem Grafen und der Gräfin, die ihn mit großem Dank empfingen.

Als nun der Fisch durch die Diener in die Küche getragen war, ihn zuzubereiten, da fand der Koch in des Fisches Bauch einen Zindel, der war rot und gestaltet wie ein Ballen oder Apfel. Und da sie solches sahen, da nahms eine Maid und brachts der Gräfin und sagte: Gnädige Frau, wir haben das in dem Fische gefunden.

Da nahm es die Gräfin, wickelte es auf und fand darinnen liegen die drei Ringe, welche sie ihrem liebsten Sohn Peter gegeben hatte, als er von ihr gezogen war. Und als sie dieselbigen gesehen hatte, da erkannte sie die Ringe und fing an, bitterlich zu weinen und sprach: Ach wehe, allmächtiger, ewiger Gott, nun bin ich sicher, daß mein allerliebster Sohn tot ist. Nun bin ich aller meiner Hoffnung beraubt, ich werde ihn nimmermehr sehen. O allmächtiger, gütiger Gott, was hat diese unschuldige Kreatur verwirkt, daß ihn der Fisch verschluckt hat. Da die Gräfin also weinte und schrie, kam der Graf, und als er das Geschrei hörte, erschrak er sehr und fragte, was das wäre, und ging also in die Kammer zu ihr. Als ihn die Gräfin erblickte, sagte sie weinend zu ihm: Ach wehe, wehe, wie bringt uns ein unvernünftig Tier also böse Mär von unserm liebsten Sohn Peter, die nicht ärger sein könnte. Und fing an, ihm zu sagen, wie sie einen Zindel gefunden hätten, darinnen die drei Ringe gelegen waren, welche sie ihm gegeben hatte, als er von ihnen hinwegzog, und zeigte dieselbigen Ringe dem Grafen.

Da er die erblickte, da erkannte er sie alsbald und ward also betrübt, legte sein Haupt auf das Bett und fing an, kläglich zu weinen, wohl eine halbe Stunde. Darnach kam er als ein tugendreicher und beherzter Herr zu der Gräfin und tröstete sie, so gut ers vermochte, und sprach zu ihr: Wisse, liebe Hausfrau, daß dieser Sohn nicht unser, sondern Gott des Allmächtigen gewesen, denn er hat ihn uns gegeben. Und itzunder hat es ihm wieder gefallen, mit ihm zu tun nach seinem göttlichen Willen als mit seinen eigenen Dingen. Darum sollen wir nicht betrübt oder traurig sein. Hierum bitte ich dich, du wollest von deinem Unmut und Schmerze lassen und Gott loben, daß er ihn uns gegeben hat. Und so du das tun wirst, so tust du einen Gefallen Gott dem Allmächtigen und mir.

Alsobald befahl er seinen Dienern, hinwegzunehmen die köstlichen, schönen Teppiche seines Palastes und zu hängen schwarzes Tuch durch sein ganzes Haus. Als solches die Untertanen erfuhren, wurden sie alle traurig; denn sie hatten den jungen Grafen sehr lieb.

Nicht lang darnach ward die Gräfin willens, die Kirche und Spital zu besuchen und der Spitalmeisterin ihre Not zu klagen. Als sie zu ihr gekommen und ihr Gebet in der Kirche verrichtet hatte, nahm sie die Spitalerin bei der Hand und führte sie in einen Betstuhl und fing an mit großem Seufzen und Schmerzen ihr zu sagen, was geschehen war, und daß sie keine Hoffnung mehr hätte, ihren liebsten Sohn zu sehen.

Als die Spitalerin solches von der Gräfin vernommen hatte, fing sie an, bitterlich mit ihr zu weinen und sagte: Gnädige Frau, ich bitte euch, so ihr die Ringe habt, sie mich sehen zu lassen.

Die Gräfin zog sie herfür und gabs ihr zu besehen. Da sie die Ringe erblickte, erkannte sie dieselbigen bald; und wär es nicht Wunder gewesen, so ihr Herz vor Leide wäre zerbrochen in ihrem Leibe. Jedoch wie eine tugendreiche und weise Tochter, die ihre Hoffnung allein auf Gott setzet, sagte sie: Gnädige Frau, ihr sollt euch nicht bekümmern; denn die Dinge, so nicht gewiß sind, können noch anders werden. Wiewohl das die Ringe sind, welche ihr euerm liebsten Sohne gegeben habt, so kann es doch wohl sein, daß er dieselbigen verloren hat oder einer andern Person gegeben. Darum bitte ich euch, ihr wollet euch nicht mehr betrüben oder bekümmern. Darin werdet ihr eurem Herren zu Gefallen tun, denn ihr mehret ihm seine Schmerzen, sobald er euch betrübt und traurig sieht. Und wendet euch zu Gott dem Allmächtigen und danket ihm um alles, das er euch erzeiget.

Also tröstete die Spitalmeisterin die Gräfin so gut sie vermochte, wiewohl ihre Schmerzen nicht geringer waren denn der Gräfin.

Die Gräfin gab große Gaben in das Spital, bei Gott für die Seele ihres Sohnes zu bitten, so er tot wäre, und so nicht, daß sie etwas Gutes von ihm erführe, und zog also wieder heim.

Und die Spitalerin blieb also sehr traurig und fiel auf ihre Knie vor dem Altar St. Peters, Gott bittend, so er lebendig wäre, ihn in aller Sicherheit zu seinen Anverwandten zu führen, so er aber tot wäre, sich seiner armen Seelen zu erbarmen und derselben gnädig zu sein; und blieb also lang in ihrem Gebete.

Nun wollen wir aufhören, zu reden von dem Grafen, der Gräfin und der Spitalerin, und wollen reden von dem Peter, der da am Hofe des Sultans war.

Wie der Peter eine lange Zeit an dem Hofe des Sultans blieb und durch seine Geschicklichkeit den Sultan und den ganzen Hof regierte.

Der Peter blieb eine lange Zeit an dem Hofe des Sultans von Babylonien und ward von ihm geliebt, als wäre er sein eigener Sohn gewesen. Der Sultan mochte denn auch keine Freude haben, der Peter wäre denn bei ihm; doch hatte der Peter allwegen sein Herze bei der schönen Magelone. Also nahm er sich eines Tages für, Erlaubnis zu erbitten von seinem Herrn, seinen Vater und Mutter zu besuchen.

Und begab es sich einstmals, daß der Sultan ein großes Fest hielt und fröhlich war und vielen Menschen große Gaben schenkte. Da hielt der Peter die Zeit für gekommen, fiel vor ihm auf seine Knie und sprach also: Herr, ich bin lange Zeit an euerm Hofe gewesen, und durch euer sonderliche Gnade bin ich in vielen Sachen, so ich euch fürgetragen, von euch erhört worden, hab auch viel andern Leuten ihre Sachen ausgerichtet, aber für mich hab ich noch nie nichts begehrt oder gebeten. Darum ich auf diesmal euer Gnaden bitten wollte, mir etwas zu geben, so ich begehren werde, und solches nicht abzuschlagen.

Als ihn der Sultan also demütiglich bitten sah, sprach er zu ihm: Lieber Peter, was du um eines andern willen begehrt hast, habe ich dir gutwillig bewilligt; wieviel mehr will ich, so du für dich selber bittest, mit einem fröhlichen Herzen dir geben, was du begehrst. Darum sage, was du willst, es soll dir von mir nicht abgeschlagen werden.

Solcher gnädigen Vertröstung war der Peter herzlich froh und sagte zu ihm: Gnädiger Herr, ich begehre nicht mehr von

euch, denn mir gnädiglich zu erlauben, heimzuziehen, Vater und Mutter und meine andern Anverwandten zu besuchen; denn dieweil ich an diesem Hofe gewesen bin, hab ich nichts von ihnen erfahren können. Darum bitte ich euch, mir gütig und gnädiglich solches zu erlauben.

Als das der Sultan vom Peter vernahm, ward er unwillig und sagte zu ihm: Lieber Peter, guter Freund, ich bitte dich, du wolleſt deines Hinwegziehens nicht mehr gedenken. Denn du kannſt nirgends hinkommen, da du beſſer gehalten würdeſt, denn bei mir; du wirſt auch keinen Anverwandten finden, der dir alſoviel Gutes beweiſet als ich; denn ich will dich nach mir machen zu dem Gewaltigſten meines ganzen Landes. Und ſo ich gewußt hätte, daß du willens geweſen, ſolches von mir zu begehren, hätte ichs dir nicht zugeſagt, ſondern dein Begehren abgeſchlagen, denn dein Hinwegziehen wird mich unwillig machen. Jedoch, dieweil ich dir ſolches zugeſagt habe, will ichs halten. Willſt du von mir ziehen, ſo zeuch hin; doch verheiße mir, ſo du Vater und Mutter beſucht haſt, wieder zu mir herzukommen. Und ſo du alſo tuſt, wirſt du tun als ein Weiſer.

Das verhieß ihm der Peter zu halten. Darauf gab der Sultan ihm einen Geleitsbrief, in welchem geſchrieben ſtund, an welchen Ort des Mohrenlandes er käme, ſolle man den Peter halten als ihn ſelber und in allem behilflich ſein, das er begehrte. Und damit gab ihm der Sultan Gold und Silber in großer Menge und andere Kleinode.

Alſo nahm der Peter, da es ihm gelegen war, Urlaub von dem Sultan und zog hinweg, und bei ſeinem Abſcheiden weinten viele, die ihn lieb hatten. Er kam in kurzer Zeit gen Alexandria. Allda zeigte er ſeinen Brief dem Statthalter des Sultans. Als der den Brief geleſen hatte, erbot er dem Peter große Ehr und führte ihn in eine köſtliche Herberge, die mit allem, ſo man haben mochte, verſehen war. Da verſah er ſich mit allem dem, ſo ihm vonnöten war, und nahm den Schatz, den ihm der Sultan gegeben hatte, und ließ ſich vierzehn Fäſſer machen, die auf beiden Seiten mit Salz gefüllt werden konnten, in die Mitte aber legte er den Schatz. Als das geſchehen war, ging er an den Hafen des Meeres und fand zum Glück allda ein

Schiff, das nach der Provence gehen wollte und bereit war, alsbald davonzufahren.

Da redete der Peter mit dem Patron des Schiffes, ob er ihn wollte mit sich nehmen mit den vierzehn Fässern, die er bei sich hatte, und sagte, er wollte dieselbigen in ein Spital geben. Als der Patron des Schiffes das vernommen hatte, antwortete er ihm und sagte, er wäre das wohl zufrieden, daß er mit ihm zöge, aber der vierzehn Fässer halben wollte er ihm raten, er ließe sie da und nähme sie nicht mit; denn so er nach der Provence käme, fände er allwegen Salz, gut und billig. Da antwortete ihm der Peter, er solle sich darum nicht bekümmern, denn er wolle ihn wohl bezahlen, so ers ihm mitnähme. Als der Patron Peters Antwort gehört, schwieg er still und war damit zufrieden. Der Peter bezahlte den Patron wohl. Da sagte ihm der Schiffsherr, er solle sein Salz und was er noch mit sich zu führen gedächte, in das Schiff legen, denn mit Gottes Hilfe wolle er bald hinwegfahren, so guter Wind aufstünde.

Diese Nacht hatten sie guten Wind und ließen die Segel aufziehen und kamen glücklich nach einer Insel, Sagona genannt, und fanden allda süß Wasser. Der Peter war müde, stieg auf das Land und wollt nicht auf dem Meer bleiben. Da er ans Land kam, ging er auf der Insel hin und wider; und als er also ging, da fand er die schönsten Blumen. Also setzte er sich mitten hinein und vergaß seines Leides ein Teil. Da fand er unter den Blumen eine, die war die schönste ob allen an Farbe und Geruch. Er brach sie ab und alsbald fiel ihm die schöne Magelone ein. Da fing er an, zu sagen: Wie diese Blume alle anderen Blumen übertrifft, also übertrifft die schöne Magelone alle andern Jungfrauen und Frauen an Schöne. Und fing also an, herzlich zu weinen und große Schmerzen zu empfinden in seinem Herzen und gedachte, wo sie wäre hinkommen. In diesen Gedanken ward er schläfrig und legte sich schlafen.

Dieweil stund ein guter Wind auf. Da ließ der Patron rufen, jedermann sollte zu Schiff gehen. Da der Patron sah, daß der Peter nicht da war, befahl er, ihn zu suchen; aber man konnte ihn nicht finden. Sie riefen laut, aber er schlief zu fest, derhalben ers nicht hörte. Als sie ihn nicht fanden, wollte der

Patron, dieweil er guten Wind hatte, die Zeit nicht versäumen und hieß die Segel aufspannen, und fuhren also davon. Der Peter aber blieb schlafend liegen.

Sie schifften also lange, bis sie kamen an die Insel, der Heidenport genannt, da luden sie das Schiff ab. Als sie nun die vierzehn Fässer fanden, sagten sie zu dem Patron: Was sollen wir mit den Fässern des Edelmannes tun, der auf der Insel Sagona geblieben ist und doch sein Schiffgeld wohl bezahlt hat und gesagt, er wolle sie in ein Spital geben? Da wurden sie untereinander eins, dieselbigen in das Spital St. Peters zu geben; denn sie vermeinten, sie könnten sie nicht besser anlegen. Da ging der Patron zu der Spitalmeisterin und sagte ihr, daß der Herr der Fässer wäre verloren worden, darum wolle er sie dem Spital geben; sie solle Gott für seine Seelen bitten.

Wie die Spitalmeisterin einen großen Schatz von Gold, Silber und Kleinoden in des Peters Fässern fand.

Es begab sich eines Tages, daß die Spitalmeisterin Salzes bedurfte. Also nahm sie ein Faß und machte es auf. Da fand sie in der Mitte einen großen Schatz von Gold. Darob erschrak sie und nahm ein anderes und brach es auch auf. Da fand sies wie bei dem ersten. Da sagte sie bei sich selber: Ach, armer Mensch, Gott der Allmächtige bewahre deine arme Seele. Denn ich sehe wohl, daß ich nicht allein mit Schmerzen, Unmut und Trübsal umgeben bin. Darnach nahm sie die andern Fässer alle und schlug sie auf. Da fand sie einen großen Schatz.

Alsbald berief sie Maurer und andere Werkleute und fing an, die Kirche größer zu machen und machte also eine schöne Kirche und ein Spital, in welchem Gott fleißig gedient ward. Und kam der Ruf so weit, daß viel Volks dahin kam und groß Almosen und Opfer brachten und sich verwunderten, daß die Spitalerin also köstlich zu bauen wußte; denn man bei ihr nicht Gelds vermutete.

Wie der Graf und die Gräfin zu besuchen kamen die Kirche, St. Peters von Magelon genannt.

Der Graf und die Gräfin kamen, die Kirche zu besuchen in großer Andacht und hörten allda Messe; darnach redeten sie mit

der Spitalerin. Die Spitalerin tröstete sie, so gut sie vermochte, und sprach, sie sollten nicht zweifeln an Gott; denn Gott der Allmächtige möchte sie noch wohl erfreuen mit ihrem Sohn. Aber die Spitalerin hätte selber notwendiger des Trostes bedurft, denn die zwei hatten nur einen Schmerz ob dem Verlust ihres lieben Sohnes, was menschlich ist; doch die schöne Magelone hatte verloren ihr Königreich, hatte auch keine Hoffnung mehr darauf; desgleichen war sie bei Vater und Mutter in Ungnaden, und zudem hatte sie verloren ihren allerliebsten Gemahl Peter, darum sie wohl billig betrübt war. Nachdem zog der Graf und die Gräfin wieder heim.

Nun wollen wir schweigen von dem Grafen, auch von der Spitalerin, und wollen reden von dem Peter, der da auf der Insel lag und schlief.

Wie der Peter entschlafen auf der Insel liegen blieb, da er seiner liebsten und treuesten Magelone gedachte.

Der Peter blieb also schlafend liegen auf der Insel eine gute Zeit. Darnach wachte er auf; da sah er, daß es Nacht war. Darob verwunderte er sich und stund alsbald auf und ging zu dem Meer, da er das Schiff verlassen hatte. Als er dasselbige nicht sah, dachte er, die Nacht beröge ihn, daß ers nicht sehen könnte, und fing an, laut zu rufen, aber es antwortete ihm niemand.

Da überkam ihn ein also großer Schmerz in seinem Herzen, daß er aufs Erdreich niederfiel, als wäre er ganz tot, und verlor ganz seine Vernunft und fing darnach an, herzlich zu weinen und sprach: O allmächtiger, ewiger, gütiger Gott, warum lässest du mich nicht sterben. Welcher Mensch ist auf Erden, den das Unglück also verfolget, als ich verfolgt werde. O allmächtiger, ewiger Gott, ist es nicht genug gewesen, daß ich also erbärmlich verloren hab die allerschönste Magelone, mein getreuestes Gemahl. Darnach kam ich durch Glück in die Dienste eines Heiden, eines Feindes des christlichen Glaubens, dem ich gedient habe wider meinen Willen eine lange Zeit. Itzunder vermeinte ich zu trösten Vater und Mutter und bin nun hieher in diese Einöde kommen, darinnen ich keinen menschlichen Trost finde; darum wäre mir der Tod nützer denn das Leben. Und

so du mir solches zuschickst, will ichs willig von dir empfahn, verhoffend, daß durch diesen Tod sich alle meine Schmerzen leichtern und mildern.

Auf solche Weise weinte und klagte der Peter die ganze Nacht bis an den Tag und suchte auf der Insel, ob er ein Schiff erblicken könnte, das ihm von der Insel hülfe, aber er sah nichts. Da er sich von dieser Trübsal umgeben sah, dachte er an Gott; denn er vermeinte, nahe seinem Ende zu sein, und bat ihn, er wolle sich seiner armen Seelen erbarmen.

Indem schickte Gott der Allmächtige, der die Seinen nicht verläßt, ein Fischerschiff, das da kam, süßes Wasser zu holen. Als die Fischer auf die Insel kamen, fanden sie den Peter daliegen, als ob er tot wäre. Als sie solches sahen, hatten sie ein Mitleiden mit ihm und gaben ihm zu essen Spezerei und Konfekt und auch zu trinken und legten ihn auf ihr Bett, das sie hatten, und deckten ihn warm zu.

Da er nun ein wenig wieder zu sich selber kam, trugen sie ihn in das Schifflein und fuhren in eine Stadt, Crapona genannt. Da brachten sie ihn in das Spital und gingen also von ihm und

befahlen ihn dem Spitalmeister. Nachdem er eine Zeitlang in dem Spital gewesen und wieder essen und trinken konnte, sein Sach auch von Tag zu Tag besser ward, wanderte er in der Stadt hin und wider, auf daß er möchte gesünder werden. Aber die großen Schmerzen seines Herzens wollten solches nicht leiden und betrübten ihn zu sehr, also daß er krank in der Stadt liegen blieb bei neun Monaten.

Eines Tages begab es sich, daß er spazieren ging an das Meer, wie er gewohnt war, und ein Schiff im Hafen sah, zu welchem er ging. Da hörte er die Schiffsleute die Sprach seines Vaterlands reden. Da fragte er sie, wann sie wieder heimfahren wollten. Da sagten sie zu ihm, spätestens in zweien Tagen. Da ging der Peter zu dem Patron und bat ihn, er wolle ihn um Gottes willen mit sich nehmen; denn er wäre auch aus dem Lande und wäre lange Zeit krank gelegen. Antwortete ihm der Patron, er wäre es willig zu tun um Gottes willen, dieweil er ein Landsmann wäre; doch er müßte mit ihm fahren gen Tote Wasser nach der Insel, genannt der Heidenport. Des war er wohl zufrieden und stieg also in das Schiff.

Da begab es sich einstmals, daß die Gesellen des Schiffs redeten von der Kirche St. Peters von Magelon und dem Spital. Da der Peter den Namen Magelon nennen hörte, verwunderte er sich und fragte, wo solche Kirche wäre. Also sagten sie ihm, sie sei auf der Insel, der Heidenport genannt, und sei eine schöne Kirche und ein Spital, darinnen Gott viel Wunder täte, und sagten dem Peter: Wir raten euch, daß ihr euch dahin verheißet; denn ohn allen Zweifel werdet ihr Gesundheit erlangen, so ihr euch gelobet von Grund eures Herzens.

Als solches der Peter von den Schiffsgesellen gehört hatte, da verhieß er Gott, er wolle in demselbigen Spital einen ganzen Monat bleiben, ehe er sich Vater und Mutter zu erkennen gäbe, bis er gesund würde von seiner Krankheit, und etwas hörte von seiner liebsten Magelone, wiewohl er glaubte, sie wäre tot.

Die Schiffsleute fuhren also lang, bis sie an der Heiden Port kamen. Allda setzten sie den Peter ans Land. Der Peter aber ging alsbald in die Kirche und dankte Gott dem Allmächtigen, daß er ihm bis hierher sicher geholfen hatte. Da er nun gebetet

hatte, ging er, sich in das Spital zu legen als ein Kranker, damit er seinem Verheißen genug täte.

Als nun die Spitalerin nach ihrem Gebrauche umging, die Kranken zu besehen, da sah sie, daß er neu kommen war und hieß ihn aufstehen, wusch ihm seine Hände und Füße und küßte ihn, wie sie gewohnt war, und brachte ihm zu essen. Darnach legte sie ihm schöne weiße Tücher unter und hieß ihn sich dareinlegen und sprach zu ihm: Alles, des ihr bedürftig seid, das begehret. Es soll euch gegeben werden, damit ihr bald gesund werdet. Also pflegte sie allen Kranken zu tun, die zu ihr kamen.

Wie der Peter in dem Spital lag, welches die schöne Magelone gestiftet hatte.

Als der Peter in diesem Spital eine Zeitlang gelegen war, nahm er sehr an Gesundheit zu, denn die Spitalerin tät seiner wohl warten. Er verwunderte sich auch ob ihrer großen Mühe und Arbeit und sagte in seinem Herzen: Ohne Zweifel muß diese Frau eine heilige Person sein.

Nun begab es sich eines Tages, daß der Peter gedachte an seine allerliebste Magelone und anfing zu seufzen und bitterlich zu weinen, sagend: O allmächtiger, ewiger Gott, so du mich durch deine Güte ließest wissen von meinem allerliebsten Gemahl, der schönen Magelone, wollte ich meines Leides alles vergessen und geduldiglich tragen. Wiewohl ich, allmächtiger Gott, Ärgeres zu leiden verdient und verschuldet habe; denn ich bin die Ursach gewesen, daß sie von Vater und Mutter und ihrem Königreich hinweggezogen ist. Auch bin ich die Ursach, daß die wilden Tiere sie gefressen haben, die doch also hübsch und schön war, so du sie nicht aus besondern Gnaden behütet hast; und so sie tot ist, bitte ich dich, du wollest mich auch nicht lang in dieser Welt leben lassen, denn ohne sie wird mein Leben voller Schmerzen sein. Ich begehre lieber zu sterben, denn zu leben ohne sie. Als er solches sagte, da seufzte er laut.

Nun ging die Magelone von einem Kranken zum andern, wie sie gewohnt war; und als sie zum Peter kam und solch Seufzen von ihm vernahm, da dachte sie, ihm fehle etwas, oder er wäre wieder schwach worden, und sprach zu ihm: Lieber, guter Freund,

was fehlet euch? So ihr etwas haben wollt, zeiget es an. Es soll euch werden, und da will ich kein Geld sparen.

Da dankte ihr der Peter und antwortete, es fehle ihm gar nichts; es sei bei ihm wie bei den Kranken und Betrübten; wann sie gedenken an ihr Unglück, so beklagen sie sich und haben keine größere Erleichterung in ihrem Herzen, denn es also zu betrachten. Als die Spitalerin von dem Unglück reden hörte, fing sie an, ihn freundlich zu trösten und fragte ihn nach seiner Trübsal.

Da sagte ihr der Peter all sein Anliegen, doch nannte er niemanden und sprach also: Es war einmal ein reicher Sohn, der hörte reden von einer schönen Jungfrau in fremden Landen. Da verließ er Vater und Mutter und zog hinweg, dieselbige zu sehen. Also gab ihm das Glück, daß er ihre Lieb erlangte ganz heimlich, daß es niemand vernahm. Er nahm sie zur Ehe und führte sie heimlich hinweg von Vater und Mutter. Darnach ließ er sie in einem wilden Walde schlafend liegen, seine Ringe wieder zu erlangen. Und erzählte ihr also seine Geschichte bis auf die Zeit, da er in das Spital kommen war; durch welche Worte die schöne Magelone wohl erkannte, daß er der Peter, ihr allerliebster Gemahl war, den sie so oft zu sehen begehrt hatte. Und vor großer Freude fing sie an zu weinen, wollte sich aber ihm zur Zeit nicht entdecken; aber so freundlich sies zu tun vermochte, fing sie an, mit ihm also zu reden:

Wie die schöne Magelone mit ihrem allerliebsten Gemahl Peter redet und ihn tröstet in seiner Widerwärtigkeit.

Allerliebster Freund, ihr sollt nicht verzagen, sondern euch zu Gott dem Allmächtigen wenden; denn ohn allen Zweifel, so ihr Gott anrufen werdet, werdet ihr nicht verlassen, sondern von ihm erhört werden und alles das erlangen, so ihr begehret. Ihr werdet auch ohn allen Zweifel euer liebstes Gemahl wiederfinden, die ihr also herzlich und getreulich geliebet habt; denn glaubt mir fürwahr, wie euch Gott der Allmächtige vor dem Tode beschützt hat in euern großen Fährlichkeiten, also wird er euch auch wiederum helfen, und dieweil er euch zugeschickt hat Anfechtung und Widerwärtigkeit, wird er euch auch geben alle

Freude, so ihr ihm vertrauet. Darum bittet Gott von Grund eueres Herzens, daß er solches tue. Ich will auch eueretwegen Gott selber bitten.

Als der Peter solche Tröstung gehört hatte, stund er auf und dankte ihr. Die Spitalerin aber ging in die Kirche, kniete vor den Altar und fing an zu weinen aus großen Freuden, die sie in ihrem Herzen hatte, und dankte Gott dem Allmächtigen, daß er ihr solche Gnade erwiesen und ihr ihren allerliebsten Gemahl vor ihrem Ende hatte sehen lassen.

Und als sie ihr Gebet beendet, da ließ sie sich königliche Kleider machen; denn sie hatte Gelds genug. Und darnach ließ sie ihre Kammer schön richten und aufs köstlichste schmücken. Und da alle Dinge bereit waren, da ging sie zu dem Peter und sagte zu ihm:

Mein liebster Freund, kommet mit mir, ich hab euch ein Bad bestellt, euch zu waschen, und das wird euch helfen, denn ich habe eine gute Hoffnung zu Gott dem Allmächtigen, meinem Schöpfer, er werde euch gnädiglich erhören und frisch und gesund machen.

Da ging er mit ihr in die Kammer und sie hieß ihn niedersitzen und warten, bis sie wieder zu ihm käme. Also ging sie in ihre köstliche Kammer und kleidete sich in die königlichen Kleider und setzte auch den Schleier wieder auf, den sie gewohnt war zu tragen und dadurch man nichts sehen konnte denn allein die Augen und die Nase; aber unter dem Schleier hatte sie ihr schönes Haar schon zugerichtet, das ging ihr bis auf den Erdboden und leuchtete wie Gold.

Ging also zum Peter und sprach: Edler Ritter Peter, seid fröhlich; denn sehet hier vor euch stehen euer allerliebstes Gemahl und treue Freundin, die Magelone, derentwegen ihr alsoviel erlitten habt; ich hab auch nicht weniger erlitten eueretwegen. Ich bin dieselbige, die ihr allein schlafend verlassen habt in dem wilden Walde, und ihr seid derjenige, der mich herausgeführt hat aus dem Hause meines Vaters, des Königs von Neapel. Ich bin die, der ihr verheißen habt, alle Zucht und Ehr bis zum Beschluß unsrer Ehe. Ich bin auch diejenige, die euch diese güldene Ketten an euern Hals gehängt hat und

damit Gewalt gegeben über meinen Leib. Ich bin die, der ihr die drei Ringe gegeben habt, die also köstlich gewesen sind. Hierum, mein allerliebster Herr und Gemahl, sehet mich an, ob ich dieselbige bin oder nicht, welche ihr von Herzen begehret.

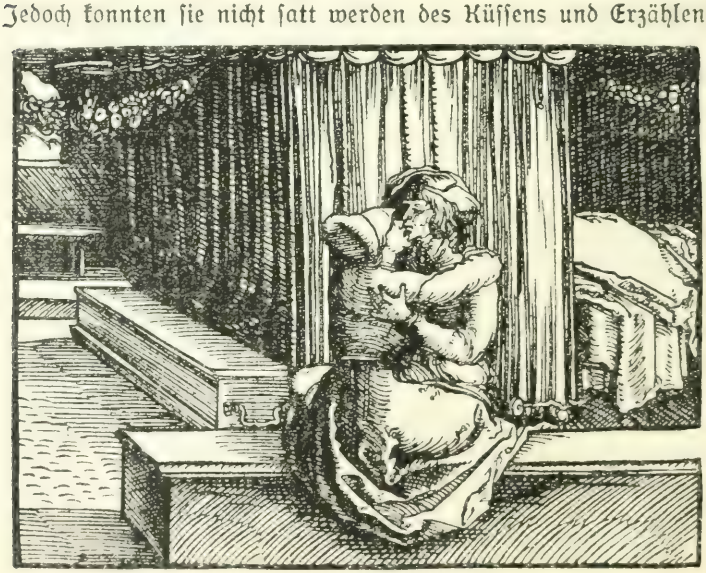
Indem warf sie ihren Schleier von ihrem Haupt; da fiel ihr schönes Haar herab wie Gold.

Wie der Peter die schöne Magelone erkannte.

Als nun der Peter von Provence die schöne Magelone ohne Schleier sah, da sah er erst, daß sie die war, die er also lang gesucht hatte; und stund auf, fiel ihr um den Hals und tät sie freundlich küssen in rechter, guter Liebe, und fingen an beide zu weinen vor Freuden. Solchergestalt blieben sie lang beieinander und konnte keines ein Wort reden vor großen Freuden.

Doch darnach setzten sich die zwei zusammen und erzählte eines dem andern sein Unglück. Ich weiß nicht zu erzählen die Hälfte der Freuden, so sie hatten, und geb ich solches einem jeglichen selber zu bedenken.

Solche Dinge lassen sich auch besser bedenken denn schreiben. Jedoch konnten sie nicht satt werden des Küssens und Erzählens



und richteten den ganzen Tag nichts anderes aus, denn Küssen und einander zu klagen. Es begab sich auch, daß die schöne Magelone ihm anzeigte, wie sie die vierzehn Fässer mit dem Schatz empfangen hätte und wie sie die Hälfte verbaut hätte an dem Gotteshause, welches zu hören der edle Peter froh war.

Nachdem beschlossen sie miteinander, wie sie diese Sachen dem Grafen und der Gräfin zu wissen tun wollten; doch sagte der Peter der schönen Magelone, er hätte gelobt, einen Monat in dem Spital zu bleiben, und die Zeit wäre noch nicht vergangen. Sagte ihm die schöne Magelone: Mein allerliebster Herr und Gemahl, wenn es euch gefiele, wollte ich zu dem Grafen und der Gräfin gehen und freundlich bitten, sie sollten zu mir kommen an dem Tag, an dem euer Gelöbnis sich enden wird. Und so sie kämen, wollte ich sie in diese Kammer führen; da wollen wir uns ihnen zu erkennen geben.

Da solches der Peter hörte, gefiel es ihm wohl. Also richtete die schöne Magelone, daß der Peter in ihrer Kammer schlief; aber sie lag in einer andern und diente ihm wohl. Dieselbige Nacht schlief die schöne Magelone nicht viel vor Freuden, die sie in ihrem Herzen trug, und begehrte, daß bald Tag würde, damit sie den Grafen trösten könnte in seinem Leid; denn sie wußte wohl, daß sie sehr betrübt waren.

Es waren auch nicht mehr denn vier Tage übrig von dem Monat, während dem der Peter gelobt hatte, daß er sich Vater und Mutter nicht wollte zu erkennen geben.

Da nun der Tag kam, da sein Gelöbnis zu Ende ging, da kleidete sich die schöne Magelone wieder mit ihren Kleidern, die sie im Spital zu tragen gewohnt war, und ging darnach in die Kammer zu dem Peter, der auch vor großen Freuden die Nacht hatte wenig schlafen können, und nahm Urlaub von ihm. Zog also zu dem Grafen und der Gräfin, welche ihr viel Ehr erboten und sie freundlich empfingen; denn sie hatten sie sehr lieb. Und hießen die Spitalerin zu ihnen niedersitzen, in ihrer beider Mitte.

Da fing die Spitalerin an und sprach: Gnädiger Herr und gnädige Frau, ich bin zu euch kommen, euch ein Traumgesicht zu offenbaren, welches ich die vergangene Nacht gesehen habe,

und euch zu erfreuen, damit ihr möget in Hoffnung leben; denn kein Mensch soll an Gott verzweifeln. Es deuchte mich, daß Christus, unser Erlöser, zu mir kam und einen schönen, jungen Ritter bei der Hand führte und zu mir sprach: Dieser ist derjenige, darum du und auch dein Herr und Frau so lang gebeten haben. Solches hab ich euch nicht wollen verschweigen; denn ich weiß wohl, daß ihr betrübt seid um euern Sohn. Aber glaubet sicherlich, ihr werdet ihn sehen in kurzer Zeit lebendig, frisch und gesund. Darum bitte ich euch, ihr wollet hinwegnehmen lassen euere schwarzen Tücher und aufhangen lassen die der Freude.

Da solches der Graf und die Gräfin von der Spitalerin vernommen hatten, da wurden sie fröhlich, wiewohl es ihnen schwer ward, zu glauben, daß der Peter noch lebte. Doch der Spitalerin zu Gefallen befahlen sie, die schwarzen Trauertücher hinwegzunehmen und baten die Spitalerin, sie sollte mit ihnen zu Morgen essen. Aber ihr Herze vermochte nicht, ihnen solches zuzusagen, darum sprach sie, sie hätte daheim zu tun und bat sie freundlich, sie möchten beide den nächsten Sonntag in ihrer Kirche bei St. Peter erscheinen; denn sie hätte gute Hoffnung zu Gott dem Allmächtigen, sie würden erfreuet werden, ehe sie voneinander schieden. Und nahm also Urlaub von ihnen, und sie verhießen ihr, zu ihr zu kommen.

Nachdem kam die Magelone wieder zu dem Peter, der ihrer harrte mit großer Begier, und zeigte ihm an, wie sie es ausgerichtet hätte; sie sei gewiß, Vater und Mutter würden nicht ausbleiben. Darnach ließ die schöne Magelone viel Kleider machen für den Peter und sie.

Wie der Graf und die Gräfin n das Spital St. Peters kamen.

Als nun der Sonntag kam, da nahm der Graf die Gräfin und sein Gesinde und zog zu St. Peter von Magelon. Als die Messe zu Ende war, nahm die Spitalerin den Grafen und die Gräfin beiseite und sprach zu ihnen, sie wolle gern mit ihnen etwas im geheimen reden, doch müßten sie mit ihr in ihre Kammer kommen, darein sie gerne willigten.

Als sie zu der Kammer kamen, da sprach die Spitalerin zu

ihnen: Gnädiger Herr und gnädige Frau, so ihr eueren Sohn sehen würdet, würdet ihr ihn erkennen? Da sprachen sie, ja.

Als sie in die Kammer kamen und der Peter seinen Vater und Mutter erblickte, da kniete er vor ihnen nieder. Da sie ihn sahen und erkannten, da liefen sie zu ihm und fielen ihm um den Hals und küßten ihn freundlich, doch vermochten sie eine lange Zeit kein Wort zu reden.

Also ging der Ruf, daß des Grafen Sohn wieder kommen wäre. Da kamen Edel und Unedel, empfingen ihn und erboten ihm große Ehre, und ward jedermann fröhlich. Nach dem allen redeten der Graf, sein Vater, und Mutter mit dem Peter und fragten ihn mancherlei, wie es ihm ergangen wäre. Mittlerweile ging die schöne Magelone in ihre Kammer und kleidete sich aufs köstlichste und kam darnach also gekleidet wieder zu ihnen.

Als sie die schöne Magelone erblickten, verwunderten sich der Graf und die Gräfin, woher die schöne Jungfrau käme, die ihnen unbekannt war. Also stund der Peter auf, umfing sie freundlich und küßte sie. Da solches die Leute sahen, da verwunderten sie sich alle. Nachdem nahm sie der Peter bei ihrer Hand und sprach zu Vater und Mutter: Gnädiger Herr Vater und gnädige Frau Mutter, diese Jungfrau ist diejenige, derentwegen ich von euch gezogen bin, und wisset, daß sie eine Tochter des Königs von Neapel ist.

Da gingen sie ihr entgegen und umfingen sie freundlich und dankten Gott dem Allmächtigen.

Wie der Ruf ging durch das ganze Land Provence, der Peter wäre wieder heimkommen, und wie sie ein großes Fest hielten, vierzehn Tage lang.

Das Gerücht ging durch das ganze Land Provence, daß der Peter wieder heimkommen wäre und wäre in der Kirchen St. Peters von Magelon. Da sah man Edel und Unedel zu Roß und zu Fuße kommen, und hielt der Adel des Landes ein Turnier dem Peter zu Gefallen; die andern tanzten und waren fröhlich.

Da nun Vater und Mutter das Unglück ihres Sohnes und das der schönen Magelone gehört hatten, daraus ihnen Gott

der Allmächtige so geholfen, nahm der Graf seinen Sohn Peter bei der Hand und führte ihn vor den Altar St. Peters in die Kirche, desgleichen tät auch die Gräfin mit der schönen Magelone, und knieten nieder und dankten Gott dem Allmächtigen. Da sie ihre Gebete verrichtet hatten, sprach der Graf zu seinem Sohn Peter also: Ich will, dieweil diese Jungfrau deinetwegen alsoviel erlitten hat, daß du sie zur Ehe nehmest. Antwortete ihm der Peter: Allerliebster Vater, da ich sie aus dem Hause ihres Vaters führte, war es mein Wille, sie zu ehelichen; doch

auf euern und meiner Frau Mutter Befehl will ich jetzunder gerne sie öffentlich zur Kirche führen.

Also gab sie ein Bischof zusammen, und die Gräfin gab dem Peter einen schönen Ring, mit dem er sie ehelichte. Also hielten sie ein großes Fest und war Freude im ganzen Lande vierzehn Tag lang, und gefiel die schöne Magelone jedermann wohl. Sie sagten auch, es könnte in keinem Menschen alsoviel Tugend gefunden werden als in ihr. Da trieb man mancherlei Kurzweil und tat ein jeglicher das Beste, wodurch er die Liebe zu seinem Herrn bewies.

Wie nach diesem ehelichen Beilager der Graf und die Gräfin noch zehn Jahr lebten und darnach starben.

Als nun das eheliche Beilager vorüber war, da lebten der Graf und die Gräfin noch zehn Jahr in gutem Frieden. Da sie nun gestorben waren, ließ sie der Peter beide ehrenvoll begraben in der Kirche St. Peter zu Magelon.

Der Peter und die schöne Magelone führten beieinander ein freundlich und glückseligs Leben und zeugten einen schönen Sohn miteinander, der da tapfer und keck ward; und als die Historien anzeigen, ward er darnach König zu Neapel und Graf zu Provence.

Und als der Peter und die schöne Magelone starben, da wurden sie auch begraben in der Kirche St. Peters: und noch auf den heutigen Tag steht eine schöne Kirche zur Ehr der heiligen Dreifaltigkeit an dem Ort, da die Magelone ein Spital gestiftet hatte; die soll uns bewahren in unsern Anfechtungen in dieser Welt und endlich uns führen in das ewige Leben. Amen.

Hier endet das Buch und die Historia von dem Peter, der ein Sohn gewesen des Grafen von Provence, und der schönen Magelone, die da gewesen ist eine Tochter des Königs zu Neapel.

Die Schildbürger

Wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichte und Taten der obgemeldten Schildbürger in Misnopotamia, hinter Utopia gelegen

1598

Nicht unbillig möchte einen wunder nehmen, warum doch diese folgende Historie von den fremden, ausländischen Schildbürgern bisher nicht an den Tag gegeben worden sei, da doch sonsten nichts dahinten bleibt, was etwa Denkwürdiges könnte aufgezeichnet werden. Aber wem soll man die Schuld geben? Ihnen, den Schildbürgern, nicht; denn sie haben wegen anderer hoher kalekutischer Geschäfte und Nachdenkens das Schreiben nicht so groß geachtet, daß sie alle ihre Taten aufgezeichnet hätten, sondern sie haben allzeit Kürzungen und gute Vorteile gebraucht, also daß sie es nicht mit bloßen Buchstaben, sondern mit andern bedeutungsvollen Sachen auf ihre Nachkommen gebracht haben, indem sie mit ihrem subtilen Fingerlein in die Grabsteine, so von weichem Lehm gemacht waren, der Verstorbenen Tun und Wesen aufgezeichnet haben, wann der Lehm noch weich gewesen; da sonsten, wann sie den Lehm hätten lassen hart werden, sie des Dorfwächters Kolben, welcher unten einen Stachel hat, einen halben Zentner, 3 Quentlein und 72 Gran schwer, oder eine Heugabel dazu hätten müssen brauchen und die Grabzeichen auf gedachten Stein stechen. Auch haben sie daneben ein so gut Gedächtnis und nicht einen so plumpen Verstand gehabt, daß das, was einer von seinen Kindskindern hat erzählen hören, er etliche hundert Jahr hernach seinen Vorfahren von Wort zu Wort so gewiß hat können wieder erzählen, als wenn er es vor Erschaffung der Welt gehört hätte. Haben also ihre Sachen also heimlich gehalten, daß kein Mensch in der ganzen Welt solche von ihnen hat können erfahren. Bis endlich der König ex terra ignota, so auch gleichfalls eines breiten Verstands ist, von ihnen geträumt hat, worauf er alsbald drei seiner fürnehmsten Räte, deren der eine ein Schleifer, der andere ein Häckselschneider, der dritte ein Schlotfeger gewesen, den Befehl getan, auszuziehen nach Weyrachen, neben Utopia her, und immer fortzuziehen, bis daß sie in eine Landschaft kämen, da sie bedünken würde, daß sie drei andere, ihnen an hohem und breitem Verstand gleich, antreffen würden. Nun, die drei obgedachten Gesandten haben sich nicht lang besonnen, sondern ein jeder seine Werkstatt auf den Hals genommen und nach langen Reisen endlich zu

Kalakuten angekommen. Als sie nun daselbst umwanderten, ist eben der Schultheiß, mit Namen Seufried Löbel, mit seinen Untersassen zu Rat gegangen. Nachdem aber nicht alle zu bestimmter Zeit erschienen, ist der Schultheiß in seinem Sinn ganz zornig worden und hat das Säuhorn, da er eben den Säuen mit ausgeblasen, in seinen säuberlichen Mund genommen und dermaßen geblasen, daß er ganz schwarz ward. Da liefen sie mit allen Kräften hinzu, daß sie sich schier zu Tod gelaufen hatten. Das gefiel dem Schultheißen gar wohl und sagte er gar gravitätisch: Also muß man euch Herrn herbeibringen, ihr groben Knollen. Nun war es an dem, daß eben die Schwein sollten ausfahren, welche der Schultheiß durch seinen Vizesäuhirten dieweil ließ ausführen, bis er mit seinen Ratssachen fertig wär. Als aber die Schwein bei dem Rathaus vorübergingen, begannen sie, sich daran zu reiben, davon dann das ganze Rathaus erschüttert ward; und weil zu besorgen war, es möchte vielleicht durch solch Erschüttern umfallen, hat der Schultheiß geschwind die Anordnung getan und an die vier Ecken des Rathauses seine anwesenden Ratsherrn gestellt, die haben mit ihren Hüten, in Mangelung der Kolben, den Schweinen müssen wehren, daß sie nicht daran gerieben haben. Demnach, als die Schwein vorüber waren, sind sie zu Rat gegangen. Sie haben aber keine Stiege am Rathaus gehabt, derwegen war schon alibereits des Schultheißen Knecht droben und ließ ein Seil herunter, unten dran ein starker Knebel, darauf sich einer nach dem andern setzen mußt, so wand er sie an einer Rolle hinauf. Die drei fremden Abgesandten stunden und sperrten das Maul auf und verwunderten sich über die Maßen, daß alles so ordentlich angestellt war. Demnach haben sie leichtlich können abnehmen, daß sie alida ihresgleichen wohl würden finden können. Doch damit sie zuvor etwas von ihrer Weisheit erlerneten, ehe sie den Schultheißen anredeten, sind sie erst auf den Kirchhof gegangen und haben alida die Grabstein besehen, und da sie sahen, daß solche so subtil ausgegraben waren, sannen sie dem nach, was solches wohl in sich hätte. Endlich fanden sie in ihrem breiten Verstand, daß auf eines jeden Grabstein kurz verzeichnet war, worinnen ein jeder erzelliert habe. Als wo eine Mistgabel ge-

graben war, war zu verstehen, daß derselbige auf Mist sich wohl verstanden hab; wo ein S. gegraben war, daß derselbe die Säuställ wohl hab fegen können, und dergleichen. Demnach haben sie sich zum Rathaus verfügt und Audienz bei dem Schultheißen begehrt, welche ihnen nach langem Bedenken untertäniglich erteilt worden. Also haben sie nacheinander sich auf den Knebel gesetzt und hinaufziehen lassen. Nun war es an dem, daß ihrer einer sollte das Wort tun. Also nach langen Reverenzen hat der Schleifer also zu dem Schultheißen angefangen zu reden: Wir drei Gesandten, ich kunstreicher Messer-, Scheren-, Beilschleifer mit einem runden Schleifstein und mein Gesell, hinten aufgerückter und vorn niedergebückter Stroh- oder Häckselschneider, samt dem auch hochsteigenden und unverzagten Schlotfeger, kommen aus fernen Landen zu euch, Herr Seufried, der sein Säuhorn stark blasen kann und die Säugeißel schwang von Aufgang zu Niedergang unter und zwischen den Säfürzen. Als er aber weiterreden wollte, überwog ihn der Schleifstein, daß er hinter sich hinabfiel und so einen harten Fall tät, daß er des Redens vergaß. Als er sich aber wiederum ein wenig ermuntert, baten sie ihn, er sollte in seiner angefangenen Rede fortfahren; er aber konnte sich nicht regen. Da merkten sie, daß er eine Rippe entzweigefallen hatte. Derhalben fanden sie geschwind einen Rat, wie ihm möchte geholfen werden, und knebelten ihn wiederum hinauf. Und da sie ihn hinaufgebracht, ließen sie ihn wiederum hinunterfallen, also fiel er die Rippe wiederum zurecht. Da ermahnten sie ihn abermals, er sollte in seiner Rede fortfahren. Da antwortete er: Ach, es ist mir in solchem Schrecken entfallen. Da liefen sie alle heim, als wenn sie toll wären, und holte ein jeder seine Schaufel, Hacke, Karst und alles, was sie hatten, und fingen an zu graben, an dem Ort, da er gefallen war, auf daß sie seine Rede, die ihm entfallen war, wiederum fänden. Nachdem sie aber etliche Klafter tief gegraben, haben sich doch nichts gefunden. Das tät ihnen gleichwohl sehr wehe, daß sie nichts gefunden hatten; doch fiel ihnen in ihrem Verstand bald ein, daß man das Loch zu etwas anderm brauchen könnte. Gingen demnach zu Rat und beschlossen, einen Brunnen daraus zu machen. Da sie aber nicht

wissen konnten, wie tief der Brunnen werden würde, haben sie eine Stange über das Loch gelegt, daran sich ein Bauer mit beiden Händen angehängt. An desselben Fuß hat sich ein anderer Bauer gehängt, und also fortan immer einer an des andern Fuß. Endlich hat es dem obersten wollen zu schwer werden, hat derwegen seinen Anhangenden zugerufen: Ihr lieben Nachbarn haltet euch fest, ich muß einmal in die Hand speuzen. Als er nun in die Hand wollen speuzen, hat er die Stang nicht wiederum erreichen können, sind also über einen Haufen gefallen. Was sollte man tun; es kann wohl einem andern auch mißlingen. Endlich hielten sie Rat, wo sie mit der ausgegrabnen Erde hin sollten, und nach langem Umfragen hat einer den Rat gegeben, man sollte ein Loch machen und die Erde dareinführen. Die andern haben einander angesehen und den Sachen etwas weiter nachgedacht. Endlich hat einer angefangen: Ei, wo sollten wir aber hin mit der Erde, welche wir aus dem Loch graben werden. Antwortete der erste: Ei, seid ihr große Narren. Man müßte das Loch desto größer machen, damit sie auch hineinginge. Da das die drei Abgesandten gehört, haben sie nicht länger allda verharren wollen, sondern sind ganz schamrot wiederum davongezogen. Denn sie sahen wohl, daß sie mit ihrem Verstand viel zu gering wären gegen solche Leute. Sind also wiederum zu ihrem König gekommen und haben ihm Bericht getan, was sie in Kalekutia vernommen, von Hörensagen und Nachsinnen ihres breiten Verstandes, mit dem Versprechen, sie wollten noch einmal sich hineinwagen und mehr davon erkundigen. Wann sie dann wiederum kommen, werden sie mehr bringen, welches auch soll an Tag kommen.

Von dem Ursprung, Herkommen und Namen der Schildbürger, in Misnopotamien gelegen.

Es haben die Alten vor viel hundert Jahren diesen herrlichen Spruch, welcher auch noch zu diesen unseren Zeiten wahrhaft, und deshalben gelten soll, gehabt, da sie also gesprochen:

Eltern wie die geartet sind,
Also sind gemeinlich ihre Kind:
Sind sie mit Tugenden begabt,
An Kindern ihr desgleichen habt.
Kein guter Baum gibt böse Frucht.
Der Mutter nach schlägt gern die Zucht.
Ein gutes Kalb, eine gute Kuh.
Das Jung tuts gern dem Vater zu.
Hat auch der Adler hoch von Mut
Forchtsame Tauben je geburt?
Doch merk mich recht, merk mich mit Fleiß,
Was man nicht wäscht, wird selten weiß.

Eben dieses kann von den Schildbürgern mit großem Ruhm und Lob, auch wohl mit gutem Fug gesagt werden. Denn auch sie sind in ihrer lieben Voreltern Fußstapfen getreten, darinnen verharret und davon mitnichten abgewichen, bis die große Not, der kein Gesetz fürgeschrieben worden, dieweil sie keins halten könnte, desgleichen auch die Erhaltung und Förderung des lieben Vaterlands und gemeinen Nutzens sie davon abgetrieben und dahin genötigt, daß sie einen andern Weg nehmen und treten müssen, wie ihr bald des langen und breiten sollt vernehmen. Uns allen zu einem augenscheinlichen Exempel, daraus zu lernen, welchermaßen wir unsern lieben und frommen Eltern in guten Sitten und Tugenden nachschlagen und etwa aus der Not eine Tugend machen sollen.

So wir nun dem gemeinen Geschrei und Reden, welche von ihnen im ganzen Land unter den Leuten umgehen, wollen Glauben geben, welches wir wohl tun müssen, in Anbetracht, daß keine Skribenten mehr vorhanden, die davon geschrieben haben, deren Schriften und Geschichtsregister aber in der un-

geheuren Brunst zu Schilda verbrannt, als hernach an seinem Ort soll vermeldet werden: so wir, sag ich noch einmal, dem allgemeinen Gerede, welches nicht allzeit leer und nichtig, sondern gemeiniglich, wo nicht ganz, doch zum Teil wahr ist, Glauben geben, werden wir finden, daß ihre ersten Voreltern aus Griechenland herkommen und von einem der sieben Weisen gezeugt worden sind, welches dann aus ihrer edlen Art und hohen Weisheit leichtlich zu entnehmen: als dann der Name Misnopotami, welcher griechisch ist und Schwätzer (wie die Griechen gemeiniglich sind, doch nicht alle) heißet, davon auch etlichermaßen Zeugnis gibt. Welcher aber unter den gemeldten sieben Weisen ihr Ahnherr gewesen, ist ihnen ebenso unbewußt, als dem Juden Schmul unbekannt ist, von welchem Stamm der Kinder Israel er abgestiegen. Doch kann man mutmaßen, da die Griechen mehrmalen gegen ihre Wohltäter und Väter des Vaterlands undankbar gewesen und nach empfangenen Guttaten dieselbigen, wo nicht gar hingerichtet und getötet, doch ins Elend verwiesen und aus dem Land gejagt, daß derselbigen einer, so ohne Zweifel nicht der geringste und schlechteste gewesen, wofür das Werk selbst zeuget, in die obgenannte Gegend gekommen, sich daselbsten mit Weib und Kind niedergelassen und selbige nach seinem Ableben hinterlassen habe.

An denselbigen Kindern ist wahr worden, was droben gemeldet und sonst in einem andern Sprichwort vermeldet wird, welches also lautet:

Der Apfel fällt nicht weit vom Stammen,
Das Kind behält des Vaters Namen.

Denn sie schlugen ihrem Vater nach an Weisheit und Verstand, wollten deshalben als Kinder, die einmal gebrannt und durch fremden Schaden klug und witzig worden, der Griechen Undankbarkeit, um deren Willen sie Fremdlinge worden, nicht erfahren. Darum kamen sie überein, in selbigen Landen zu verbleiben, feste und stete Wohnungen zu machen, sich mit der Feldarbeit und dem Viehe abzugeben, damit sich zu begnügen, beieinander zu bleiben und fremder Geschäfte sich gar nicht, oder so wenig als immer möglich anzunehmen und zu beladen.

Von großer Weisheit und hohem Verstand der Schildbürger, und wie sie deshalben von Fürsten und Herren viel von Hause abgefordert wurden und dadurch daheim in Schaden gerieten.

Demnach nun der erste Schildbürger ein so hochweiser und verständiger Mann gewesen, ist wohl zu erachten, daß er seine Kinder nicht habe lassen wie das unvernünftige Vieh, welches keinen Herrn oder Meister hat, herumlaufen, oder der Mutter wie ihrer viel zu tun pflegen, die Sorge befohlen, sondern ohne Zweifel ist er ein strenger Vater gewesen, der ihnen nichts Arges nachgelassen; auch hat er die Sorge für sie selbst getragen und sie zu allem Guten angewiesen, gelehret und geführet, dieweil er gewußt, welchermaßen die Mütter ihre Kinder, so ihrer Sorge befohlen und übergeben, verwahrlosen lassen und mutwillig machen. Daher sie, als sie von ihrem getreuen Vater und Lehrmeister unterwiesen worden, fleißig gelernt hatten, also daß sie mit allen Gaben und Tugenden, vornehmlich mit Weisheit, auf das äußerste und höchste begabt und gezieret, ja überschüttet wurden, daß ihnen damalen in der Welt, wiewohl sie so groß und weit, daß derselben noch kein Ende gefunden, niemand vorzusetzen — was? vorzusetzen? zu vergleichen, sage vielmehr, — gewesen. Denn die weisen Leute waren zu derselbigen Zeit gar dünn gesät, und war um derselbigen einen, wann sich etwan einer herfür tat und sehen ließ, gar ein seltsames Ding. Sie waren nicht so allgemein, wie sie jetzunder sind unter uns, da jeder, und gemeinlich die größten Toren und Narren, weise sein wollen und für klug gehalten werden.

Der Ruhm und das Lob von solchem ihrem hohen Verstand und vortrefflicher Weisheit erscholl bald in allen umliegenden Städten, ja durch alle Lande breitete sich derselbige Schein und Glanz aus und ward Fürsten und Herren bekannt; wie denn ein so herrliches Licht sich nicht leichtlich verbergen läßt, sondern allzeit herfürleuchtet und seine Strahlen von sich wirft.

Daher es denn geschehen, daß oftmalen aus fern gelegenen Orten von Kaisern, Königen, Fürsten, Herren und Städten stattliche Botschaften an sie abgefertigt wurden, um bei ihrer Weisheit in zweifelhaften und strittigen Sachen sich Rats zu

erholen; da dann allzeit guter Rat bei ihnen überflüssig zu finden gewesen, als bei denen, die da voller Weisheit stecken. Man fand auch niemals, daß ihre treuen Ratschläge, so sie gegeben, ohne besondern Nutz und Frucht ausgegangen, und daß nicht allzeit das darauf erfolgt wäre, was man gesucht, so man denselbigen gefolget und nachgesetzt. Solches bracht ihnen erst ein rechtes Lob bei jedermann und schuf ihnen einen großen Namen durch die ganze Welt.

Endlich kam es dazu, daß Fürsten und Herren, so ihrer in keinem Weg entraten können, nicht mehr wollten ihre Botschaften zu ihnen, sie um Rat anzusuchen, senden, sondern es begehrte jeder der Schildbürger einen selbst persönlich bei sich am Hofe und an seiner Tafel zu haben, damit er sich desselbigen bei fürfallenden Geschäften täglich bedienen und aus seinen Reden, als aus einem unerschöpflichen Brunnen des besten Wassers, die Weisheit lernen und schöpfen konnte. Wie denn einem Fürsten nichts Zierlicheres anstehet, er auch kein größer und teurer Kleinod haben kann als die Weisheit, die doch nicht besser zu gewinnen und zu erlangen, als so man solche Leute, bei welchen solche hohe Gabe leuchtet und scheinet, um sich hat.

In Betrachtung:

Nach dem sich einer gesellen tut,
Er gewißlich wird bös oder gut,

oder: Wer Pech anrühret, der wird davon besudelt. Warum sollte dann der, so sich zu Guten und Weisen gesellet, nicht auch gut und weise werden? Aber was soll ich viel davon sagen.

Um erstgemeldter Ursachen willen wurden täglich aus der Schildbürger Zahl jetzt einer, bald wieder einer, jetzt dieser, bald jener von Haus abgefordert, in weit gelegene Lande, da man ihrer Ankunft bedürftig und wartete. Und demnach ihrer nicht so viel gewesen, daß einer den andern hätte können an seine Statt stellen, kam es in kurzer Zeit dahin, daß schier keiner mehr daheim blieb, sondern alle von Haus abwesend wurden. Mußten also die Weiber an der Männer Statt stehen und für

sie alles verwesen und versehen, den Feldbau, das Vieh und anderes, das sonst einem Mann zustehet; welches sie doch nicht so gar ungern getan, dieweil sie, die ohnedies den Männern allzeit begehren nach dem Bart zu greifen, hierdurch die Gewalt in die Hände bekommen und daheim die Hosen anhaben.

Wie es aber noch heutigentags zu geschehen pflegt, daß der Weiber Arbeit und Gewinn, gegen das, so die Männer arbeiten und gewinnen, sehr gering ist, und ob sie sich schon aufs heftigste bemühen und zappeln, dennoch wenig damit ausrichten, also ging es zu Schilda auch. Sonst sind die Arbeiten der Weiber und Männer also unterschieden, daß alle Männer nicht könnten ein einziges Kindlein, wie klein es auch wäre, gebären, sie wollten es denn ausbrüten, wie jener die Käse, aus welchen er meinte, Kälber auszuhecken; dagegen müßte man viel Weiber haben, so man durch sie die feste Stadt Wien in Österreich (welche Gott, der Christenheit zu Schutz, lange Zeit schirmen und erhalten wolle) oder die namhafte Stadt Straßburg mit Gewalt gewinnen sollte. Denn aus Mangel der Bebauung fingen an die Güter des Feldes abzunehmen, sintemal des Herrn Fußtritt, welche allein den Acker recht düngen, darauf nicht gespürt wurden. Das Vieh, welches sonst durch des Herrn Aug recht fett wird, ward mager, verwildert und unnütz. Alle Werkzeug und Geschirre wurden zerschlissen; nichts verbessert und wieder gemacht. Und was das Ärgste: das Gesinde, Kinder, Knecht und Mägde wurden ungehorsam und wollten nichts Gutes mehr tun. Denn sie beredeten sich selber, weil ihre Herren und Meister nicht daheim wären, man aber derselben nicht entraten könnte, so stünd es ja ihnen zu, daß sie indessen Meister wären; welches alles kein Wunder gewesen. Denn wie schon zum Teil vermeldet:

Des Herrn Tritt den Acker düngt,
Des Herrn Aug das Vieh verjüngt,
Des Herrn Gegenwärtigkeit
Hält in Gehorsam Knecht und Maid.
Wo der Herr nicht selbst kommet hin,
Da ist gewißlich schlechter Gewinn.

Wie die Weiber zu Schilda beschließen, ihre Männer wieder heim zu fordern, und deshalben ein Schreiben an sie abgehen ließen.

Ein Wunderding ist es, daß weder die Männer ohne die Weiber, noch die Weiber ohne die Männer können haushalten, wegen des übergroßen Ungemachs und Schadens, so aus solcher Absonderung entstehet. Denn wo kein Mann ist, da ist auch keine Meisterschaft. Wo keine Meisterschaft ist, da ist keine Furcht. Wo keine Furcht ist, da tut jeder, was er will. Wo jedes tut, was es will, da folgt selten eins des andern Rat. Wo keins dem andern folgt, da wird selten etwas Rechts daraus. Dagegen, wo kein Weib ist, da hat der Mann keine kleine Haushaltung. Und wo der Mann keine kleine Haushaltung hat, da ist er in der großen Haushaltung schon geschlagen. Denn wenn der Hagel, als man spricht, in die Küchen schlägt, so hat er allenthalben getroffen. Daß ich der Kinderzucht und andrer Sachen dies Orts nicht gedenke, will ich nur sagen:

Wo ein Mann ist, aber kein Weib,
Daselbst ist ein Haupt ohne Leib.
Und wo ein Weib ist ohne Mann,
Da ist der Leib, kein Haupt daran.

Daher: weil keins ohne das andere ganz, und deshalben eins ohne das andere nicht bestehn kann, geschieht es, daß eins des andern begehret, dasselbige suchet und zu sich nimmt; unangesehen, daß sie oft miteinander uneins werden und der Mann etwan das Weib aus dem Haus jagt, dagegen vielmalen das Weib den Mann in den Krieg treibt.

Daß solchem also sei und nicht anders, ist aus dem, so hernach folgt, genugsam abzunehmen. Denn in Betrachtung des Unrats und Ungemachs, so aus der Schildbürger Abwesenheit täglich und vielfältiglich erfolget, kam die ganze weibliche Gemeine, welche indessen das Regiment führen müssen (wie meint ihr, daß es gangen sei?), zusammen, den allgemeinen Nutz, Wohlstand und Wohlfahrt zu beherzigen und zu bedenken und dem vorhandenen verderblichen Schaden zu begegnen, zu steuern und zu wehren, damit also ihrer Güter und Gewerbe Abgang,

ja ihrer aller endliches Verderben und Untergang verhütet würde. Nach langem Bedenken und vielem Geschnatter und Geschwätz wurden sie lediglich der Sachen eins, daß sie wollten ihre Männer wieder abfordern und heim berufen.

Solches ins Werk zu setzen, ließen sie folgendermaßen einen Brief stellen und schreiben und schickten durch gewisse Boten denselbigen in alle Ort und Enden, da sie wußten, daß ihre Männer waren, der dann ihnen allen folgenden Inhalts zugekommen:

Wir, die ganze weibliche Gemeinde zu Schilda, entbieten euch, unsern getreuen, herzlieben Ehemännern, sämtlich und sonderlich unsern Gruß und geben hiemit zu wissen: Demnach, Gott Lob und Dank, unser ganzes Geschlecht mit höchster Weisheit und Verstand solchermaßen begabet und vor andern gesegnet, daß auch weitgelegene Fürsten und Herren solche nicht allein zu hören, sondern auch derselbigen in vorfallenden Geschäften sich zu bedienen eine besondere Lust haben und deshalben euch alle zu sich von Haus und Hof, von Weibern und Kindern abfordern und lange Zeit bei sich behalten, also daß zu besorgen, daß sie euch mit Gaben und Verheißungen, welche bei solchen Personen sehr groß und gut sind, solchermaßen binden und verstricken, daß ihr gar nicht mehr abkommen könnt, sondern in der Fremde, ferne von Haus und Hof, ferne von uns und euern lieben Kinderlein, ferne von allem, was euch lieb ist und angenehm, euer Leben zubringen und beschließen müßt.

Da aber inzwischen unsern Sachen zu Hause weder geraten, noch geholfen ist, sintemal alle Dinge in Abgang geraten: das Feld, aus welchem wir unsere Nahrung haben, aus Mangel der Bebauung verdirbt, das Vieh verwildert, das Gesinde ungehorsam wird, die Kinder, welche wir armen Mütter gemeinlich gar zu sehr, und mehr als oftmalen gut ist, lieben, mutwillig werden, haben wir in Betrachtung dieser und anderer Ursachen nicht können unterlassen, euch hiemit euers Berufs und Amts zu erinnern und wiederum heim zu mahnen.

Welches dann ihr desto mehr und eher tun werdet, in Betrachtung, wie so gar unbilligerweise wir armen Weiber von euch, die ihr uns nach euerm Versprechen Treu und Glauben

zu halten schuldig, nunmehr eine lange Zeit so ganz verlassen gewesen, gleichsam als hätten wir miteinander niemalen etwas zu schaffen gehabt, die wir doch euer eigen Fleisch und Blut unter unserm Herzen getragen haben. Ist es billig und durch die Natur selbst eingepflanzt, daß auch unvernünftige Tiere ihre Zucht und Gesellschaft nicht verlassen, dessen augenscheinliche Exempel euch täglich schamrot machen sollten: wieviel mehr gebührts einer vernünftigen Kreatur, einem Menschen, so mit Weisheit und Verstand begabt, seiner Gesellin anzuhangen und derselben getreue Hilf und Beistand zu leisten. Und bedenket die Kinder, so wir miteinander erzeuget und geboren, welche nun allbereits anfangen zu fragen, wer doch ihre Väter seien. Was meinet ihr, daß sie euch für großen Dank sagen werden, wann sie erwachsen und von uns vernehmen, wie sie von euch trost- und hilflos verlassen und dem Verderben und Untergang preisgegeben, ja vorgeworfen worden? Meinet ihr nicht, daß die natürliche Liebe und Zuneigung, so sie für euch haben sollten, hierdurch ausgehe?

Fürwahr, das Glück ist rund und wandelbar und verkehrt sich bald. Habt ihr nie gehört diesen alten Spruch?

Jungfrauenlieb und Rosenblätter,
Der Herren Gunst, Aprillenwetter,
Falsch Würfel und ein Kartenspiel
Verkehrn sich bald, wers glauben will.

Vermeinet ihr, daß der Fürsten und Herren Gunst beständig und allzeit gegen euch gleich werde geneigt sein? Die alten Hunde, wann sie sich mit Jagen abgearbeitet und ausgedient haben, also daß sie mit ihren stumpfen Zähnen die Hasen nicht mehr halten können, pflegt der Jäger an den nächsten Baum, der ihm gefällt, aufzuhängen; belohnt hiemit ihre treuen Dienste. Wieviel besser und nützlicher, ja rühmlicher und löblicher wäre es von euch, wenn ihr daheim zu Haus euern selbsteignen Sachen und Händeln nachgehen, in guter Ruhe und Frieden leben und die Früchte eurer Güter genießen tätet und euch mit euern Weibern und Kindern, Freunden und Verwandten erlustigtet

und erfreutet. Wer aber von fremden Leuten euer bedarf, der wird euch wohl finden und suchen, oder es tut ihm nicht sonderlich not.

Solches alles werdet ihr, liebe Männer, viel besser betrachten und erwägen als wir es schreiben wollen, daß nämlich die Sachen vorgemeldetermaßen beschaffen, ja, daß noch viel mehr wichtige und dringende Ursachen, davon wir allhie geschwiegen, euch dazu bewegen und treiben sollen. Hiemit diesem Brief ein End machend, hoffen wir, diese unsere Erinnerung und Ermahnung werde bei euch soviel Platz und Statt finden, daß ihr euch alsobald und unverzüglich aufmachen und heimkehren werdet, wo ihr nicht bald fremde Vögel in euerm eigenen Nest sehen wollt und hören, daß sie zu euch sprechen: Vor der Tür ist draußen. Darum seid vor Schaden gewarnt.

Beschlossen und gegeben zu Schilda, mit euerm Siegel, welches euch und mitnichten uns Weibern zu verwahren zustünde, versiegelt und verwahrt, auf Jahr und Tag usw.

Wie die Männer auf empfangenes Schreiben wieder heimkehren und wie sie von ihren Weibern empfangen wurden.

Sobald den Männern das gemeldte Schreiben eingehändigt und überantwortet worden und sie desselbigen Inhalt gelesen und vernommen hatten, ward ihnen alsobald ihr Herz dadurch berührt, also daß sie in sich schlugen, bedenkend, daß dem ja also, wie die Weiber geschrieben hätten, wäre, deshalben höchst notwendig, daß sie wieder heimkehrten. Darum begehrten sie alsobald von ihren Herren einen gnädigen Urlaub, auf daß sie heimkehren könnten und ihre Hausgeschäfte wieder recht bestellen. Solches ward ihnen von den Herren vergönnet, wiewohl sie es ungern getan. Denn wer wollte solche weise Leute nicht gern allzeit um und bei sich haben? Mußten doch ihnen verheißen, wo man ihrer ferner bedürfen würde, sich gebrauchen zu lassen. Also kamen die Schildbürger, nachdem sie lang genug ausgewesen, wiederum heim, mit Ehren und wohl begabt: als dann ein weiser Mann aller Ehren und alles Gutes wohl wert ist und es nicht zu viel wäre, wenn man ihn schon mit Gold auswägen sollte.

Sie fanden aber bei ihrer Wiederkunft solche Unrichtigkeit und Unordnung in allen Sachen, daß sie sich, wie weise sie auch waren, nicht genug verwundern konnten, wie es doch könnte möglich sein, daß in so kurzer Zeit ihres Abwesens sich soviel hätte sollen verkehren. Aber Rom, so in vielen Jahren kaum gebaut worden, kann wohl in einem Tag zerstört werden.

Der Schildbürger Weiber wurden ihrer Männer Ankunft halber sehr froh, doch empfingen sie sie nicht einerleimaßen. Denn wie sie von Natur und Komplexion ungleich geartet und gesinnt, also empfingen etliche ihre Männer ganz freundlich und lieblich, als ein ehrbares Weib billig tun soll, vermöge der Tugenden, mit welchen das weibliche Geschlecht sonderlich soll gezieret sein. Andere aber fuhren ihre Männer mit harten, rauhen und zweispitzigen Worten an und hießen sie in aller Heiligen Namen solchermaßen willkommen sein, daß ihnen viel besser wäre gewesen, so sie mit dem Vieh wären heimkommen und eingangen. Welches dann leider jetzunder viel Weiber im Brauch haben, die doch dabei selten anderes gewinnen, als daß sie Püffe davon kriegen und unwillige Männer machen.

Sonst waren sie gemeinlich allzumal fröhlich, fingen ein Freudenfest an und waren die Weiber gut Mann mit ihren Männern. Wie aber der Weiber Art ist, daß, wenn sie einmal angefangen zu bellen, sie nicht gleich aufhören können, also hielten diese Weiber ihren Männern für, wie es so hoch notwendig gewesen, daß sie wieder heimgekommen: sowohl wegen des Feldes, Viehes und Gesindes, als wegen der kleinen Haushaltung, welche schier zu lang stillgelegen und nicht wäre versorgt worden. Was nun dies Orts, als auch in anderm bisher durch sie versäumt worden, das bäten sie, zu verbessern und wiederum einzubringen und hinfüro ihres Gewerbes besser wahrzunehmen, welches zu tun die Männer ihnen bei ihrer Treu und Ehr zusagten.

Auf solches traten die Schildbürger zusammen, zu beraten, was zu tun wäre, damit sie von ausländischen Herren nicht mehr solchergestalt, wie bisher, geplagt und abgefordert würden, sondern bei dem Ihren ruhig und unangefochten bleiben könnten. Da es aber damalen spat am Tage und der Handel sehr wichtig,

sahen sie für gut an, künftigen Tages zusammenzukommen, von den Sachen ernstlich zu handeln und was zu tun wäre, zu beschließen.

Also gingen die Schildbürger, nachdem sie mit weisen Reden, welche süßer und lieblicher als Honig, und bei einer Mahlzeit schöner als Gold und Silber stehen, desgleichen auch mit Speis und Trank nach Notdurft (denn die Weisen überfressen und übersaufen sich nicht wie die Toren), sich genugsamlich ergötzt hatten, ein jeder in sein Haus, und welcher nicht länger wollte wachen, der verkroch sich in seine Federn, so gut er sie mit der Gabel gestreut fand.

Wie die weisen Schildbürger Rat hielten und eine närrische Weise anzunehmen endlich beschlossen.

Folgenden Tages verfügten sich meine Herren, Rat zu halten, unter die Linden. Denn daselbsten pflegten sie sich allzeit zu versammeln und Gemeinde zu halten, so oft solches die gemeine und besondere Notdurft erforderte und es Sommer war. Im Winter aber war das Rathaus und Wirtshaus ein Haus und der Platz hinter dem Ofen der Richterstuhl. Als sich der Schultheiß mit seinen Geschworenen zu Gericht niedergesetzt hatten,

verrichteten sie in kurzer Zeit viel strittige und spänige Sachen, die sich in der Zeit ihres Abwesens angesponnen hatten. Nachdem das Gericht aufgestanden, wurden die von der Gemeinde auch dazu genommen und der Haupthandel, darum sie gemeinlich zusammen berufen worden, solchergestalt vorgelegt: Was zu tun sei, damit sie nicht mehr also von Hause abgefordert würden, sondern bei den Ihren bleiben und ihrer warten könnten?

Da hätte einer hören sollen die weisen und hochverständigen Ratschläge, so von allen Seiten her fielen und ganz vernünftiglich fürgebracht wurden. Etliche meinten, man solle sich fremder Herren gar nicht mehr annehmen, andere achteten, daß es besser sei, wenn man sich ihrer nicht auf einmal ganz und gar entschlüge, sondern man solle ihnen so kurz antworten und so kalte Ratschläge geben, daß sie von selbst abstünden und sie unbesucht und unbekümmert ließen. Andere rieten anders zu den Sachen; doch dieweil sich allzeit etwas fand, so sich in keinem Weg reimen oder schicken wollte, ward nichts Endliches, dabei sie bleiben wollten, beschlossen.

Letzlich trat ein alter Schildbürger herfür, der bracht sein Bedenken folgenden Inhalts für: Sintemal ihrer aller hohe Weisheit und großer Verstand die einzige Ursach wäre, um welcher willen sie von Hause abgefordert würden, aber indem sie abwesend, ihr Nutzen nicht gefördert würde, ihnen auch kein Speck davon in der Küchen wachsen täte: so bedünke ihn, so die Weisheit allein Ursach ihres Abwesens wäre, würde im Gegenteil die Torheit oder Narrheit sie beschirmen wider die, so sie bis dahin von Hause abgefordert hätten. Wie man sie nun zuvor ihrer Weisheit halben abgefordert und in fremde Land berufen hätte, also würde man sie wegen des Aberwitzes und der Torheit daheim lassen. Sei derowegen seine Meinung, daß sie alle einhelliglich, niemand ausgeschlossen, Weib und Kinder, Junge und Alte, die allerwunderbarlichsten, abenteuerlichsten Possen anfangen und reißen sollten, so immer möglich zu ersinnen und zu erdenken, und was einem jeden Närrisches in den Sinn käme, das sollte er tun. Welches dann ihnen um so leichter würde zu tun in Betrachtung und Ansehung ihrer hohen Weisheit. Denn man spreche ja gemeinlich, wenn es darum zu tun, daß man

einen Narren haben müsse, als etwan in Komödien und sonst geschieht, so seien keine tauglicher, solche Personen vorzustellen, als eben die weisesten und geschicktesten. Es ist ja nicht eine geringe Kunst, einen Narren recht darstellen und machen zu können. Geschieht wohl oft, daß es einem, so sichs untersteht, aber die rechten Griff nicht weiß, also mißlingt, daß er gar zum Toren wird und ein Narr bleibt sein Leben lang, weil der Kuckuck behält seinen Gesang, die Glock ihren Klang und der Krebs seinen Gang. Er vermeine auch nicht, daß es jemandem nachteilig oder schädlich, sondern verhoffe, daß es ihnen allen zumal ersprießlich und nützlich sein werde. Solchen Handel führte nun dieser Schildbürger mit langer und zierlicher Rede aus.

Dieser Rat ward von ihnen allen mit höchstem Fleiß und Ernst erwogen und deshalben manche Umfrag getan. Denn weil der Handel sehr wichtig und schwer, und ihr aller Heil und Wohlfahrt daran gelegen, wollt es sich damit nicht eilen lassen.

Gut Ding muß haben gute Weil,
Erst wiegs, dann wags, so trifft das Ziel.
Eilen zu sehr tät niemalen gut,
Gemach gehn, man auch weit kommen tut.

Demnach aber befunden ward, daß nichts Ungereimtes daraus entstehen oder erfolgen könnte, ward mit einhelligem Urteil erkannt und beschlossen, solcher Meinung in allen ihren Artikeln und Punkten aufs ernsteste und fleißigste nachzugehen und aufs erste ins Werk zu setzen.

Hiemit ging die Gemeinde voneinander, mit dieser endlichen Abrede, daß ein jeder sich sollte besinnen, was fürs erste zu tun wäre, oder bei welchem Zipfel man die Narrenkappen angreifen sollte.

Doch hatte zweifelsohne mancher ein heimliches Bedauern, daß er erst jetzund in seinen alten Tagen, nachdem er soviel Jahre witzig gewesen, ein Narr werden sollte. Aber in Betrachtung, daß es um den gemeinen Nutzen, für welchen jeder auch sein Leben, und wenns ihm noch so lieb wäre, gern, ja mit Lust dargeben und aufopfern sollte, zu tun gewesen, waren sie alle zumal willig, ihrer Weisheit sich zu begeben und dem

gemeinen Nutzen zugute nach einer andern Geigen zu greifen. Hat also hiemit der Schildbürger Weisheit, als ein Exordium dieser Historie, ein Ende und folget die Narration.

Wie die Schildbürger beschlossen, ein neues Rathaus zu bauen.

Als an einem der folgenden Tage um des obgemeldten wichtigen Handels willen nochmalen die Gemeinde zusammenberufen und Rat gehalten wurde, was sie ihrer Torheit für einen löblichen, namhaften Anfang geben sollten, damit der Handel desto bälder kund würde, ward zuletzt geraten und endlich beschlossen: Demnach sie nun fürohin ein ander Regiment, Wesen und Leben anzunehmen gedacht und gesonnen, so sollte zu einem guten, glückhaften Anfang erstlich ein neues Rathaus, so ihre Narretei ertragen und leiden könnte, mit gemeiner Hilf und Kosten gebauet und aufgerichtet werden. Sie hatten aber für solchen ihren gefaßten Ratschluß, das neue Rathaus belangend, ein merkliches Exempel an ihrem Pfaffen, welcher so eifrig gewesen, daß, so oft er nur gehört läuten, er allzeit meinte, er müßte mit seiner Postill auf die Kanzel rumpeln. Dieser, als er von den Schildbürgern erstlich angenommen und gedinget worden, begehrte von ihnen, daß, ehe er anfinge zu predigen, sie ihm eine neue Kanzel von gutem, starkem, eichenem Holz, mit Eisen wohl beschlagen, machen sollten, damit sie seine starken Wort, die er jederzeit herfürbringen wollte, erdulden und ertragen könnte.

Nun, wie gemeldt, dieser Rat und endliche Beschluß war ihnen über alle Maßen gefällig und angenehm, und erboten sich alle, mit Leib und Gut dazu behülflich zu sein. Denn es sah damalen aus, als wollte etwas anders draus werden, als da jener Poet spricht: Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.

Das ist:

Einstmals die Berge sich gstellten,
Als ob sie Junge machen wöllten.
Die Menschen stunden in großen Sorgen,
Sprachen, nun sind wir all verdorben.

Sollen dieſe Berg tun Junge hecken,
So werden ſie uns all bedecken.
Niemand wußt, was wollt werden draus,
Da wars nichts als ein kleine Maus.
Dieſelb ſchloff aus dem Berg herfür,
Nachdem ſie hat die Welt gemacht irr.

Als nun die Glocken, wie man ſagt, des neuen Rathauſes halben gegoſſen, die Ämter ausgeteilt, und alles abgeredet und geordnet war, ſo zu einem ſolchen wichtigen Werk erforderlich, fand ſichs, daß nicht mehr dazu mangeln täte, als ein Pfeifer oder Geiger, der mit ſeinem lieblichen Geſang und Klang, Holz und Steine gelockt hätte, daß ſie ſelber herzugelaufen wären und ſich fein ordentlich, wie zu einem ſolchen Bau notwendig, aufeinander gelegt hätten. Wie denn bei den alten Schreibenten geleſen wird von dem Orpheus, daß, wann er auf ſeiner Harfen geſpielet, ihm, ſeinen lieblichen Geſang zu hören, nicht nur die Vögel und wilden Tier, ſondern auch die Bäume und ganze Wälder, ja ganze Berge nachgegangen ſind; ja, große Waſſerflüſſe habe er bewegt, daß ſie ſtill geſtanden, ihm zugehört und ſich an ſeinem Geſang ergötzet und erquicket haben.

Einen ſolchen Geiger hätten ſie haben ſollen, zur Beförderung ihres Baues, welchen ſie dann vielmalen wünſchen taten; denn derſelbe hätt ihnen viel Mühe und Arbeit abgenommen, dazu wohl etwas erſpart. Demnach aber ein ſolcher nirgend zu finden war, vereinbarten ſie, miteinander insgemein das Werk anzugreifen und einer dem andern zu helfen, auch nicht eher aufzuhören, es wäre denn der Bau aufgeführt und vollendet, daß man ihn brauchen und beſitzen könnte.

Wie die Schildbürger das Bauholz zu ihrem neuen Rathaus fällen.

Die Schildbürger waren gleichwohl noch ſo weitſichtig, (denn ihre Weisheit allgemach wie ein Licht abnehmen und ausgehen ſollte), daß ſie wußten, daß man zuvor Bauholz und andere Sachen mehr haben müßte, eh man den Bau anfangen könnte; denn die rechten Narren würden ohne Holz, Stein, Kalch und Sand zu bauen ſich unterſtanden haben. Darum zogen ſie ſämt-

lich und einmütiglich miteinander in den Wald, so jenseit des Berges in einem Tal gelegen, und fingen an, das Bauholz zu fällen, nach ihres Baumeisters Rat und Angaben. Da es nun von Ästen gesäubert und zubereitet war, wünschten sie allzumal, daß sie eine Armbrust hätten, auf der sie es könnten heimschießen; vermeinten, sie würden durch solches Mittel unsäglicher Mühe und Arbeit überhoben werden.

Aber:

Der Hättich und der Wolltich,
Desgleichen auch der Solltich,
Sind Brüder gewesen alle;
Gewannen doch nichts zumale.
Hättich und Wolltich wenig hatten,
Des Solltichs Brüder gar nichts taten.

Darum mußten die Schildbürger die Arbeit selbst verrichten. Also machten sie sich hinter die großen Bauhölzer, und mit über die Maßen schwerer Arbeit, oft in die Hände gespeutzet, glaube mir, nicht ohne viel Schnaufen und Atemfassen, brachten sie zuletzt dieselbigen den Berg hinauf und jenseit wieder hinab, alle bis auf eins, so das letzte gewesen. Dasselbe fesseln sie gleich den andern auch an und bringens mit Heben, Lupfen, Schieben, Treiben, Stoßen, Trollen, Rollen, Schleifen, Schleppen, Tragen,

Legen, Schürgen, Rutschen, Ziehen, Kehren, Stellen, Winden und Wenden für sich, hinter sich, über sich, unter sich, neben sich, links und rechts, in die Breite, in die Länge und überzwerch den Berg hinauf und auf der andern Seite halb hinab.

Ich kann aber nicht wissen, ob sie es übersehen haben und das Holz nicht recht angefesselt und gebunden, oder ob die Strick und Seile zu schwach gewesen und deshalb gebrochen sind: kurz, der Baum entgehet ihnen, also daß sie ihn nicht mehr erhalten konnten, und fanget an, selber fein allgemach den Berg hinabzulaufen, bis er zu den andern Hölzern hinabkommt, wo er stille liegt wie ein anderer Stock. Solchem Verstand dieses groben Holzes sahen die Schildbürger bis zum Ende zu und verwunderten sich höchlichst darüber.

Nun sind wir alle, sprach ein Schildbürger, ja große Narren und zwölffache Doppelesel, daß wir so große Müh und Arbeit gehabt, ehe wir die Bäume den Berg hinabgebracht, und ist unser keiner so witzig gewesen, daß er gedacht hätte, diese Bäume könnten selbst besser hinabgehn, denn wir sie hinabschleifen, ziehen und tragen. Aber durch unseren selbsteigenen Schaden müssen wir Narren klug werden. Diesem, sagte ein anderer Schildbürger, ist Rat zu schaffen und zu helfen, ehe eine blinde Katz ein Aug auftut. Wer sie hinabgetan hat, der kann sie auch wieder hinauftun. Darum wollen wir die Lenden dahinter tun und alle Hölzer wiederum hinaufschürgen, so können wir sie dann fein allgemach lassen hinunterrollen, da wir dann mit Zusehen unsere Lust haben und also für unsere gehabte Mühe wieder ergötzet werden.

Solcher Rat gefiel ihnen allen über die Maßen sehr wohl, und schämte sich ein jeder vor dem andern, daß er nicht so witzig gewesen.

Also machten sie sich wieder an die Hölzer und taten den Rücken dahinter; und hatten sie zuvor, als sie solche den Berg hinabgebracht, unsägliche Mühe und unglaubliche Arbeit gehabt, so hatten sie es jetzunder gewißlich mehr, ehe sie die wieder hinaufbrachten. Denn sie hatten sich schon zuvor also abgearbeitet und abgemattet, daß sie kaum mehr konnten; wären lieber ins Wirtshaus gegangen. Letzlich brachten sie die Hölzer wieder oben

auf den Berg, allein das eine nicht, welches sie nur halb hinaufzogen, dieweil es schon zuvor halb hinabgelaufen war. Und nachdem sie eine Weil verschnaufet, ließen sie dieselben fein allgemach hinabrollen, je eines nach dem andern. Sie aber standen droben, sahen zu und ließens sich wohlgefallen. Hiemit ward ihr Herz und Sinn zufriedengestellt und das erste Muster oder Probstück ihrer Narrheit gegeben, welcher Ursach halben sie ganz fröhlich heimzogen, ins Wirtshaus saßen und, dieweil sie ein gemeines Werk getan, billig ein großes Loch ins gemeine Gut fraßen.

Wie die Schildbürger ihr Rathaus aufgeführt und die Fenster vergessen haben.

Nachdem das Bauholz erstgehörtermaßen zugeführt und gezimmert worden, auch alle zu ihrem Rathaus nötigen Steine, Sand, Kalch und anderes vorhanden war, fingen die Schildbürger ihren Bau einhelliglich mit solchem Eifer an, daß, wer es nur immer gesehen, sagen mußte, daß es ihr bitterer Ernst gewesen. Hatten also in wenig Tagen die drei Hauptmauern, dieweil sie etwas Besonderes und das Haus dreieckicht haben wollten, aus dem Grund aufgeführt, die Balken gelegt und vollends aufgeführt und vollendet. Doch haben sie an einer Seiten ein großes Tor gelassen, um das Heu, so der Gemeinde zuständig und sie insgemein zu vertrinken hatten, hineinzuführen. Welches dann ihrem Herrn, dem Schultheißen, woran sie nicht gedacht, auch zustatten kam, dieweil er, wo solche Luken nicht dagewesen wäre und er hätte wollen zu Rat gehn, samt seinen Gerichts- und Ratsherren hätte müssen über das Dach einsteigen, welches wegen der Joppen, so sie darüber zerrissen, desgleichen auch wegen der Beine, so sie etwan hätten abfallen mögen, zumal wenn sie den nächtlichen Trunk noch nicht ausgeschlafen, sehr schädlich gewesen wäre.

Nach solchem machten sie sich an das Dach und setzten desselbigen Stuhl auf die Mauern; vermeinten hiemit das ganze Werk bis auf das Decken vollendet zu haben. Zogen also wohlgemut ins Haus, wo der Wirt den mit einem Glas behängten Reif ausstekt, und ließen aufs gemeine Gut hin, dieweil es ein

gemeines Werk, abermalen aufs beste einschenken. Gedachten das Dach, ob sie schon noch Zeit genug dazu gehabt, folgenden Tags einzudecken, damit sie wieder ein gemeines Werk und deshalben ein gemeines Gefreß hätten. Wirt, schenk ein, der Schildbürger trinkt, der Schildbürger trinkt.

Folgenden Tags, als mit der Glocken das Zeichen, vor welchem niemand kommen und arbeiten dürfen, gegeben worden, kamen sie gemeinlich wieder zusammen, stiegen auf den Dachstuhl und fingen an, das Rathaus einzudecken. Zu solchem Werk standen sie alle nacheinander: etliche zu oberst auf dem Dach, andere weiter hinab auf den Latten, etliche zu oberst auf der Leiter, andere weiter unten, etliche auf der Erden zunächst an der Leiter, andere weiter von ihnen, und also fortan bis zum Ziegelhaufen, welcher eines guten Steinwurfs weit vom Rathause gewesen. Solchergestalt ging jeder Ziegel durch aller Schildbürger Hände, vom ersten, der ihn aufhob, bis zum letzten, der ihn erst auf seine Statt legte, damit ein Dach daraus wurde. Da gings nicht anders als wie bei den Ameisen, wenn sie im Sommer die Winterspeis eintragen.

Demnach man aber willige Roß nicht übertreiben soll, hatten sie Anordnung getan, daß zu gewisser Stund die Glocken geläutet würde, zum Zeichen des Abzuges von dem Werk, zum Einzug ins Weinhaus. Deshalben als der, so der nächste beim Ziegelhaufen gewesen, den ersten Schlag von der Glocken gehört hatte, ließ er den Ziegel, den er schon aufgehoben, wieder fallen und, laufst du nicht, so gewinnst du nichts, dem Wirtshaus zu. Desgleichen taten auch die andern alle, bis auf den letzten. Liefen alle einander nach, wie die Schneegänse, wenn sie fliegen, damit sich keiner etwan um einen Trunk versäumte. Damalen geschahs, daß die, so zum letzten ans Werk kommen waren, die Ersten im Wirtshaus und die Obersten hinterm Tisch wurden. Welches sie denn darum getan, damit sie, da sie vor den andern nicht aufstehn konnten, auch die Letzten davon wären.

Solches taten auch die Zimmerleute. Denn als ihrer einer den ersten Glockenschlag gehört und die Axt zum Streich schon aufgehoben hatte, tat er denselbigen nicht, sondern nahm die Axt gleich auf die Achsel und, laufst du nicht, so trinkst du nicht.

Nach vollendetem Werk wollten die Schildbürger in ihr Rathaus gehn, dasselbige in aller Stultorum Ehre einzuweihen und dann folgends in aller Narren Namen zu versuchen, wie es sich das erstemal wollte darinnen raten lassen. Aber als sie in aller Ehrbarkeit darein getreten kamen, Ecce vide, schau, guck, siehe, lug, potz Velte, videte, da war es ganz und gar finster und so finster, daß einer den andern auch kaum hören konnte. Ob welchem Handel sie nicht wenig erschraken, noch sich genugsam verwundern konnten, was doch die Ursach sein möcht, ob vielleicht etwas im Bauen wäre verfehlet worden, dadurch das Licht verschlagen würde und aufgehalten.

Also gingen sie zu ihrem Heutor wieder aus, zu besehen, wo der Mangel wäre. Fanden aber die drei Mauern gar ganz und das Dach fein ordentlich darauf stehen, also daß draußen, da es licht genug, nichts gemangelt. Sie gingen aber auch wieder hinein, inwendig zu besehen, wo doch der Mangel wäre, da sie dann noch viel weniger sehen konnten aus Mangel des Lichtes. Was sage ich nur viel: die Ursache war ihnen unbekannt und verborgen, konnten selbige nicht finden noch erraten, wie sehr sie auch ihre närrischen Köpfe darob zerbrachen. Darum sie in großen Ängsten stunden und zur Förderung der Sachen einen gemeinen Ratstag anschlugen.

Wie die Schildbürger beschlossen, das Licht in ihr Rathaus zu tragen.

Als nun der bestimmte Ratstag gekommen, erschienen die Schildbürger fleißig, also daß keiner ausblieb, denn es ihnen allen gegolten, und setzten sich. Es hatte aber jeder einen angezündeten Lichtspan mit sich gebracht und denselben, nachdem sie niedergesessen, auf seinen Hut gesteckt, damit sie in dem finstern Rathaus einander sehen und der Schultes einem jeden bei der Umfrag seinen Namen und Titul geben konnte. Da nun die Umfrag getan wurde, wie man sich in vorgefallenem Handel zu verhalten hätte, fielen viel widersprechende Meinungen, wie gemeinlich in zweifelhaften Händeln zu geschehen pflegt. Und als es schier aussah, als würden die meisten dafür sein, den ganzen Bau wieder bis auf den Boden abzubrechen und neu

aufzuführen und besser Sorge zu haben, trat einer herfür und sprach: Er habe oftmalen gehört, daß man durch Exempel und Beispiel viel lehren, lernen und begreifen könne. Daher dann der Äsopus seine Lehren durch Fabeln, in Gestalt kurzer Historien, vor Augen stellen wollen. Solchem nach wolle er auch eine Geschicht erzählen, so sich mit seiner lieben Großmutter Großvaters Bruders Sohns Frau begeben und zugetragen habe.

Meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, Niemandus geheißen, hörte auf eine Zeit von einem, daß er sagte: Ei, wie sind die Rebhühner so gut. Hast du denn gegessen, sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, daß du es so wohl weißt? Nein, sagte der andere, aber es hat mirs einer vor fünfzig Jahren gesagt, dessen Großmutter Großvater sie in seiner Jugend hat sehen von einem Edelmann essen. Aus Anlaß solcher Rede kam meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn ein Kindbetteringelüst an, gern etwas Gutes zu essen. Sagte deshalben zu seinem Weibe, Niemanda geheißen, sie solle ihm Küchlin backen; denn da er Rebhühner nicht haben könnte, wüßte er nichts Besseres als Küchlin. Sie aber, die besser als er wußte, was das Butterhäflein vermochte, entschuldigte sich, sie könne ihm aus Mangel an Butter, Anken oder Schmalz (wie du willst) diesmal keine Küchlin backen, bat ihn derowegen, bis auf eine andere Zeit Geduld zu haben. Aber meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn hatte hiemit keine Küchlin gegessen und sein Gelüst nicht befriedigt und wollte sich mit so schlechtem, magerem, dürrem, trockenem, ungesalzenem und ungeschmalzenem Bescheid nicht also kurz abweisen lassen, sprach derowegen nochmalen: Wie die Sach immer beschaffen wäre, das Butterhäflein anlangend, so sollte sie sehen, daß sie ihm Küchlin backe, und hätte sie nicht Butter oder Schmalz, so solle sie es mit Wasser versuchen. Es tuts nicht, mein Niemandus, sprach die Frau Niemanda. Ich selbst wollte sonst so lange nicht ohne Küchlin geblieben sein, weil ich mich das Wasser nicht hätte dauern lassen. Du weißt es nicht, sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, weil du es niemalen versucht hast. Versuche es zuerst, und so es nicht geraten will, magst du alsdann wohl sprechen, es tue es nicht. Mit einem Wort zu sagen: wollte

meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohns Frau Ruhe haben, so mußte sie dem Mann willfahren. Rührte derwegen einen Küchlinteig an, ganz dünn, als wollte sie Sträublin backen, setzte eine Pfannen mit Wasser übers Feuer, und mit dem Teig darein. Mitnichten aber wollt es sich schicken, es wollt sich eben gar nicht zusammenballen, daß Küchlin daraus wurden, dieweil der Teig im Wasser zerfloß und ein Mus oder Brei daraus wurde, darob die Frau zornig ward. Denn sie sah, daß die Arbeit, Holz und Mehl verloren war. Meiner Großmutter Großvaters seligen Bruders Sohn stand dabei, hielt einen Teller dar und wollte das erstgebackene Küchlin also warm aus der Pfannen gegessen haben, ward aber betrogen. Potz kramet, schäm dich, sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohns Frau, guck, hab ich dir nicht gesagt, es tue es nicht? Allzeit willst du recht haben und weißt doch nicht ein Dinglein darum, wie man Küchlin backen soll. Schweig, meine Niemanda, sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, lasse dichs nicht gereuen, daß du es versucht hast. Man versucht ein Ding in so viel Wegen, bis es zuletzt geraten muß. Ist es schon diesmal nicht geraten, so geratets etwan ein andermal. Es wäre ja eine feine, nützliche Kunst gewesen, wenn es von ungefähr geraten wär. Daß ich aber, sprach der obgemeldte Schildbürger, diese Geschicht auf unser Vorhaben ziehe: wer weiß, ob das Licht und der Tag sich nicht in einem Sack tragen ließe, gleichwie das Wasser in einem Eimer getragen wird. Unser keiner hats jemalen versucht. Darum, wo es euch gefällt, so wollen wir darangehn. Geratets, so haben wir allzeit um soviel voraus und werden als Erfinder dieser Kunst großes Lob damit erjagen. Gehts aber nicht, so ist es doch zu unserm Vorhaben der Narrheit halben ganz dienstlich und bequem.

Dieser Rat gefiel allen Schildbürgern solchermaßen, daß sie beschlossen, solchem in aller Eile nachzukommen. Kamen derowegen nach Mittag, da die Sonne am besten geschienen, alle vor das neue Rathaus, jeder mit einem Geschirre; damit, vermeinten sie, den Tag zu fassen und hineinzutragen. Etliche brachten auch mit sich Pickel, Schaufeln, Karste, Gabeln und anders, zur Fürsorg, damit ja kein Fehler begangen würde.

Sobald nun die Glocken Eins geschlagen, da sollte einer sein Wunder gesehen haben, wie sie alle angefangen haben zu arbeiten. Etliche hatten lange Säcke, ließen die Sonne dreinscheinen bis auf den Boden, knüpften ihn dann eilends zu und liefen damit ins Haus, den Tag auszuschütten. Ja, sie beredeten sich selber, sie trügen an den Säcken viel schwerer als zuvor, da sie leer gewesen. Andere taten eben desgleichen mit anderen verdeckten Gefäßen, als Häfen, Kesseln, Zubern und was dergleichen ist. Einer lud den Tag ein mit einer Strohgabel in einen Korb, der andre mit einer Schaufel. Etliche gruben ihn aus der Erden herfür. Eines Schildbürgers soll sonderlich nicht vergessen werden, welcher vermeint, den Tag mit einer Mausfallen zu fangen und also mit Gewalt zu bezwingen und ins Haus zu bringen.

Solches trieben sie denselben ganzen Tag, weil die Sonne geschienen, mit solchem Eifer und Ernst, daß sie alle darob ermüdeten und vor Hitze schier verschmachteten. Aber sie richteten mit solcher Arbeit ebensowenig aus, als vorzeiten die ungeheuren Riesen, da sie viel große Berge zu Haufe trugen und den Himmel zu stürmen vermeinten. Darum sie dann letztlich sprachen: Nun wäre es doch eine feine Kunst gewesen, wenns

geraten wäre. Also zogen sie ab und hatten dennoch dies gewonnen, daß sie durften aufs gemeine Gut hin zum Wein gehen und sich wieder erquicken und erlaben.

Wie ein durchreisender Landstreicher den Schildbürgern Rat gab, den Tag in ihr Rathaus zu bringen, und sie betrog.

Wie die Schildbürger obgehörtermaßen an ihrer Arbeit gewesen, reiset von ungefähr ein fremder Wandersmann daselbsten vorüber. Der stand still, sah ihnen lange zu und sperrte das Maul auf und wäre bald auch zu einem Schildbürger worden. Des Abends aber in der Herberg, denn er um des Wunders willen da stillgelegen, die Abenteuer zu erfahren, fragte er nach der Ursach, warum er sie habe gesehen also an der Sonnen arbeiten. Solches ward ihm durch die herumstehenden Schildbürger bald gesagt, daß es nämlich darum geschehen, zu versuchen, ob sie das Licht des Tages könnten in ihr neugebautes Rathaus tragen.

Der fremde Gesell war ein rechter Vogel, genetzt und geschoren, wie er sein sollte, allein, daß er weder Federn noch Wolle hatte: dacht derowegen, dies Orts hätte er einen Raub zu erjagen, welchen er aus den Händen zu lassen nicht gesonnen. Fragte sie deshalben, ob sie mit ihrer Arbeit etwas hätten ausgerichtet. Nicht um einen Heller, sagten die Schildbürger. Das ist die Ursach, sagte der Gesell, daß ihr die Sach nicht solchermaßen angegriffen, wie ich euch wohl wollte geraten haben. Da sie dieses hörten, wurden sie so froh, als die Jüden zu Frankfurt gewesen, da ihnen Eulenspiegel Prophetenbeeren feilgeboten: verhießen ihm derowegen eine namhafte Verehrung, so er ihnen solchen Rat mitteilen täte. Solches versprach er ihnen auf morgen zu leisten. Darum hießen sie ihn gut Männlein sein und befahlen dem Wirt, ihm tapfer aufzutragen und vorzusetzen, und was er verzehre, an der Gemeine Kerbholz zu schneiden. Also war der gute Gesell dieselbe Nacht Gast und zechte redlich ohne Geld; und das billig, dieweil er fürohin ihr Baumeister sein sollte.

Als folgends die liebe Sonne den Schildbürgern den lieben lichten Tag wieder gebracht, führten sie den Gesellen zum Rat-

haus und besahen es mit allem Fleiß oben und unten, hinten und vorn, innen und außen. Da hieß nun der fremde Künstler sie hinaufsteigen und die Dachziegel wieder aufheben, welches alsobald geschehen. Nun habt ihr, sprach er, den Tag in euerem Rathause, den mögt ihr darinnen lassen, so lang euch gefällig. Wenn er euch beschwerlich ist, so könnt ihr ihn wohl wiederum daraus jagen.

Sie verstanden es aber nicht, daß er meinte, sie sollten das Dach nicht wieder daraufdecken, sonst würd es wiederum finster werden, wie es zuvor gewesen. Ließens derowegen also eine gute Sach sein, saßen zusammen und hielten den ganzen Sommer Rat darinnen. Sie verehrten dem Künstler aus dem Gemeindesäckel auch ein Ehrliches und ließen ihn mit großem Dank davonziehen. Der gute Gesell tat, wie ein anderer guter Schlucker auch getan hätte, nahm die Verehrung an, zählts nicht lang, sondern zog hinweg und schaute oft hinter sich, ob ihm niemand nacheilen tät, ihm das Geld wieder abzunehmen; und kam also nicht näher. Es weiß auch noch heutigentags niemand, wer oder woher er gewesen, oder wohin er kommen sei. Allein, dies sagten die Schildbürger von ihm, daß sie ihn am Rücken das letztemal gesehen haben.

Wie die Schildbürger der Ursache der Finsternis in ihrem Rathaus inne werden und selbige abschaffen.

Die Schildbürger freute ihr neugebacken Rathaus über alle Maßen sehr, den ganzen Sommer lang; hielten stets Rat darinnen und handelten von wichtigen Sachen, den gemeinen Nutz, das Vaterland und dessen Verbesserung belangend. Sie hatten auch solches Glück, daß es denselben ganzen Sommer, wann sie im Rat gesessen, nie geregnet hat.

Inzwischen aber begann der liebliche Sommer sein schönes, lustiges Angesicht zu verbergen; dagegen streckte der leidige Winter seinen rauhen Schnabel herfür. Das war ihnen gar wenig genehm; dachten darum alsobald, daß, gleichwie einer unter einem großen, breiten Hut (wie die sind, so die jungen Laffen gemeinlich aus fremden Landen mit sich bringen, wenn sie so weit gewesen, daß sie in ihrer Heimat nicht mehr die Glocken

läuten hören und so lang ausgeblieben, daß sie ihre Mutterſprach vergeſſen, ihres Vaters Haus nicht mehr wiſſen und darnach fragen müſſen, und die alten Katzen nicht mehr kennen), wie einer, ſag ich, unter einem großen Wetterhut vor dem Regen ſicher ſein könne, alſo würden auch ſie unterm Dach wider den Schnee und ander Ungewitter beſchirmet werden. Solcher Urſach halber machten ſie das Dach in aller Eil wieder zu, willens, wie ſie den ganzen Sommer lang an der Sonnen dem Faullenzen gedient hätten, alſo wollten ſie den Winter durch in die Stuben zum Ofen ſitzen und bei ihm auf Hilf und Rettung für die erfrorenen Leute denken.

Als aber das Dach wieder eingedeckt, und ſie ins Rathaus gehen wollten, ſiehe, da war es ebenſo dunkel und finſter darinnen, als es zuvor geweſen war, ehe ſie von dem Wanderer die Erfindung gelernt hatten, den Tag ins Haus zu tragen. Da ſie dann erſt merken taten, daß ſie hinters Licht geführt und betrogen worden. Aber ſie mußtens alſo bleiben laſſen und als zu einer geſchehenen Sach das Beſte reden. Es war zu ſpat, den Beutel zuzuziehen, da das Geld hinweg, oder den Stall zu beſchließen, nachdem die Kuh ſchon allbereits daraus entführt geweſen. Deſſenunangeſehen aber ſaßen ſie wieder mit ihren Lichtſpänen auf dem Hut zuſammen und hielten ſehr geſchwind einen engen Rat darüber, ſo ſich weit in den Tag hineinzog.

Und als die Umfrag von einem an den andern ging, kam es zuletzt auch an einen, der ſich nicht der Ungeſchickteſten einer zu ſein deuchte. Derſelbe ſtand auf, ſagte, er rate eben das, ſo ſein Vetter raten würde, und ging alſo mit Verlaub hinaus aus der Verſammlung; vielleicht, ſich zu räuſpern, wie denn die Bauern oftmalen einen böſen Huſten haben, oder aber, das Waſſer über die Berge hinab zu richten. Indem er alſo in der Finſternis an der Wand hin und her taſtete, denn ſein Lichtſpan war ihm erloſchen, wird er von ungefähr eines kleinen Riſſes in der Mauer, ſo nicht recht zugemauert geweſen, gewahr, dadurch er ſeinen ſchönen Bart etlichermaßen ſehen konnte. Da erinnert er ſich mit einem tiefen Seufzen ſeiner erſten Weisheit, deren ſie ſich alle begeben hatten, tritt wieder hinein und ſpricht: Na alſo, ihr lieben Nachbarn, mit Verlaub, ein Wort zu reden.

Als ihm solches vergönnt wurde, sprach er ferner also: Na, sind wir aber nicht gedippeldoppelborne Narren. Wir haben so üble Zeit mit unserm Rathaus, wenden Kosten auf und geraten in große Verachtung dazu, damit wir nur den Mangel finden und verbessern können, und unser keiner ist jemalen so witzig gewesen, daß er hätte gesehen, daß wir an das Haus kein Fenster gemacht haben, dadurch das Licht hereinfallen möchte. Das ist doch gar zu grob, zumal im Anfang unserer Torheit, wo wir nicht sollten auf einmal also hineinplumpen und platschen, daß es auch ein rechter, geborner Narr merken könnte. Ob dieser Rede erschraken die andern alle nicht anders, als hätt man sie auf den Kopf geschlagen und verstummten wie die blinden Götzen, die ihr Leben lang keinen Degen wetzen. Sie sahen aber auch einander an und schämten sich je einer vor dem andern, so er nicht hinter ihm gesessen, wegen solches großen Unverstandes und gar zu großer Narrheit. Darum fingen sie an, einhelliglich ohne Umfrag, an allen Orten des Rathauses die Mauern durchzubrechen, und war kein Schildbürger unter allen, der da nicht hätte wollen ein eigen Loch (wie heutigentags die Wappenschilder in den Stammbüchern und Glasfenstern) haben, von dem er sagen konnte: Dies ist mein Loch. Also ward das Rathaus vollführet, bis auf das Eingebäu, von welchem baldigst mehr zu vernehmen.

Wie die Schildbürger in ihrer Ratsstuben das Eingeweid gemacht und den Stubenofen vergessen haben.

Nachdem nun ein jeder sein eigen fein gut Loch hatte, fingen sie an, das Eingeweid des Hauses zu machen und die Gemach abzuschlagen. Unter andern Gemachen machten sie sonderlich drei Stuben, die Witzstuben, Schwitzstuben und Bedenkstuben, welche zuerst mußten fertiggemacht sein, damit die Schildbürger, wenn sie wichtige Sachen beratschlagen wollten, nicht gehindert wären. Also ward, wie sie vermeinten, das ganze dreieckete Rathaus aufs beste gemacht und nachmalen in aller Narren Ehre eingeweiht.

Als sie aber folgends, da es kalt worden, einen Ratstag haben und Gericht halten wollten, dazu dann ihnen der Kühhirt mit

seinem Horn die Losung gegeben, und jeder, damit die Gemeinde keinen Schaden hätte, ein Scheit Holz, die Stuben zu wärmen, mit sich gebracht hatte, siehe, da hatten sie den Ofen vergessen, auch nicht Raum gelassen, da man einen hinsetzen konnte. Ob solchem Handel erschraken sie abermalen bei sich selbst heftig, mehr denn über alle Maßen ganz grausam sehr und sprachen unter sich selber zu sich selber: Nun sollen wir elende Eselsköpfe keinen Fortgang noch Glück bei unserm neuen Bau haben. Wo setzen wir nun jetzunder den Ofen hin?

Also bedachten und erwogen sie den Handel, und es fielen mancherlei Meinungen. Etliche vermeinten, man sollte ihn hinter die Tür setzen, da er am allerwenigsten stören würde. Aber solches wollt den andern nicht gefallen, dieweil der Schultheiß müßte hinterm Ofen seinen Sitz haben, das spöttisch wäre, so er hinter der Tür säße. Zuletzt, nachdem sie die Sache lang hin und her gewogen und alle Örter besehen und bedacht hatten, riet endlich einer, man sollte den Ofen vors Fenster hinaussetzen und ihn lassen zur Stuben hineingucken; mit dem Anhang, daß zuzeiten, wanns not sein würde, er bei Abzählung der Stimmen auch könnte mitgezählt werden; denn, rede er schon nichts zu den Sachen, so sei er doch auch nicht dawider. Und so es schon nicht könnte anders sein, als daß der Schulthes der Nächste beim Ofen sein müßte, damit ihm seine Weisheit nicht erfriere, so solle man ihm den nächsten Ort dabei geben. Diesem Rat ward von allen Bänken her einhelliglich Beifall getan.

Doch sagte ein alter Abernarr unter ihnen, welcher länger Narr gewesen als die andern: Aber ich will von der Stiegen schweigen, welche aber wird zum Ofen zu machen sein. Aber dies mag hingehn. Aber die Hitze, welche aber sonst in die Stuben gehört, wird aber alle zum Ofen hinausgehn.

Du gehst in die Aberwitz, wie man sagt, sprach ein anderer zum Abernarren hierauf, eben als gehe, wie man sagt, die Hitz, welche, sag ich, in der Küchen zum Ofenloch hinausschlägt, auch in die Stuben, sag ich. Damit aber, wie man sagt, nichts zu unnütz abgehe, wie man sagt, und du deshalben ohne Sorge seist, wie man sagt, so hab ich daheim ein altes Hasengarn, sag ich, das will ich der ganzen Gemein zum besten geben, wie

man sagt, meiner dabei zu gedenken, wie man sagt; das wollen wir vor das Ofentürlein hängen, sag ich, die Hitz in dem Ofen zu behalten, wie man sagt.

Für solchen wohlbeschlagenen Rat ward der Schildbürger hoch gepriesen und für seine Freigebigkeit ihm höchlich gedankt. Es ward auch ihm und allen seinen Nachkommen der nächste Sitz hinterm Ofen bei der Apfelkacheln vergönnet. Also ward zuletzt der ganze Handel beschlossen, der Ofen gemacht und das Rathaus vollendet und aufs neu mit Narren besetzt.

Wie die Schildbürger einen Acker mit Salz besät, und was sich damit zugetragen hat.

Wie nun das Rathaus vorgehörtermaßen mit Narren besetzt war, fingen sie an, alle Tage zusammenzukommen und sich zu bekümmern und zu zermartern um die Sachen zum gemeinen Nutz und Regiment gehörig, deren sie sich dann immer mit eifrigstem, möglichstem Ernst annahmen, so sie auch zu tun schuldig und verpflichtet waren. Nun hat ihr Ehrwürden Witz sie auf eine Zeit dahin getrieben, daß sie an Proviant dachten und Rat hielten, wie man einen Vorrat möchte hinterlegen, den man bei vorfallender Teurung gebrauchen könnte, damit man nicht müßte bei den Kornwucherern zu Gnaden kommen. Welches sie denn gar weislich bedacht; denn es steht ja einer hochverständigen Obrigkeit zu, mit solchem Vorrat versehen zu sein, den Untertanen, so Mangel einfiele, zu helfen, und den Wucherern, die den Armen ohnedas bedrängt und genötigt genug, nicht anders, als die Zecken auch das Blut aus dem Leib, ja das Mark aus den Beinen saugen, ihr unziemliches, unredliches Handwerk zu legen.

Sonderlich aber ward von Salz, dessen feiler Kauf ihnen wegen schwebender Kriegsläufe abgesperrt war, weshalb sie daran großen Mangel litten, geredet, wie man doch die Sachen so weit bringen könnte, daß sie auch eigen Salz hätten, dieweil sie ja das Salz ebensowenig entbehren könnten in der Küchen, als den Mist auf dem Acker. Solcher Handel ward nun der Länge nach, nach eines jeden gut Bedünken erwogen. Endlich beschlossen sie

einhelliglich: Sintemal kund und offenbar, daß der Zucker, welcher dem Salze nicht unähnlich, auch wachse, so müsse ja folgen, daß das Salz gleichermaßen auf dem Feld herfürwachse, welches denn daraus zu entnehmen, dieweil das Salz auch Körnlein habe, also daß man sage: ein Körnlein Salz usw. Demnach auch kund und offenbar, daß andere Sachen wachsen: als Kälber, so man Käs setzet, und Hühner, wenn man Eier in den Boden stecket, so sei auf diesmal nichts Besseres zu tun, als daß man ein großes Stück Felds, so der Gemeinde zuständig, umgrabe und bebaue und alsdann das Salz in Gottes Namen darein säe, so hätten sie auch eigen Salz und brauchten nicht andern darum nachlaufen und zu Füßen fallen.

Das ward nun erstgemeldtermaßen in die Hand genommen, der Acker gepflügt und in Gottes Namen mit Salz besät; in der besten Hoffnung, es würde sich reichlich lohnen und Gott zu ihrer Arbeit auch den Segen überflüssig geben, dieweil sie es in seinem Namen gesät hätten. In solchem Vertrauen haben sie auch desto fleißiger Sorg für selbigen Acker getragen und an alle vier Ecken, denn er nicht dreiecket gewesen wie das Rathaus, Hüter oder Bannwarten gesetzt, jeden mit einem langen Vogelrohr in der Hand, die Vögel, wenn sie das gesäte Salz, wie andere Samen, vielleicht wollten aufpicken, zu schießen.

Es stund nicht lang an, so fing der Acker an, aufs allerschönste zu grünen, worüber die Schildbürger unsägliche Freude empfanden und vermeinten, die Sach wär ihnen geraten. Gingen alle Tag hinaus, zu besehen, wie das Salz wuchs, und beredeten sich selber, sie hörten es wachsen, wie jener das Gras. Und je mehr es wuchs, je mehr wuchs auch in ihnen die Hoffnung, und es war schon keiner unter ihnen allen, welcher nicht schon allbereits in seinem Sinn seine zehn Maß Salz gefressen hatte.

Zu besserer Versicherung und Verwahrung ihres Salzfeldes setzten sie, in Betrachtung, daß nicht nur allein die Vögel, sondern auch andere Tiere dem Samen möchten Schaden zufügen, zu den vorigen Hütern noch einen andern Bannwarten, zu verhüten, daß nicht etwa das andere Vieh, als Roß, Kühe, Schafe und sonderlich die leidigen Geißen, welche dem Salz ohnedas gefährlich, dareinliefen.

Damit nun das wachsende Salz nicht zertreten würde oder sonst vernichtet, befahlen sie ihrem Bannwarten, wann etwan eine Kuh, Pferd, Geiß oder Schaf auf den Acker käme, so sollte er sie, wo ihm möglich, hinwegstoßen, treiben, jagen, schlagen, zupfen, klappen, zwicken, scheuchen, wie er nur immer könnte, welches er ganz getreulich zu leisten versprach.

Wie etliches Vieh auf den Salzacker kommen, und wie der Bannwart selbiges davon getrieben hat.

Ich weiß bei Sankt Velten nicht, wie es der lose Tropf, der Bannwart, übersehen, daß viel fremden, unvernünftigen Viehes auf den so wohl bebauten und besäten Salzacker kommen und denselben so häßlich zertreten hat, daß es schad war, beides, um das herrliche Salz, so daselbst versät worden, und um das, so noch hätte wachsen sollen. Der Bannwart, der lose Tropf, wußte wohl, was ihm des Ackers halber auferlegt und befohlen war, sah den Schaden, und weil ohnedies das Vieh nur zuviel Schaden getan hatte, fürchtete er, so er sie noch dazu daraus triebe, würde er das wachsende Salz noch mehr beschädigen und verwüsten.

Darum ging er in großem Unmut heimzu gen Schilda und zeigte solches dem Schultheißen und dem ganzen ehrwürdigen Rate an. Dieselben wußten ebensowenig, wie den Sachen zu raten und zu helfen wäre. Brachten derowegen den Handel also für, daß sie umfragten: was man tun sollte, damit nur dem Salz nicht mehr Schaden geschähe und dennoch der Bannwart, welcher in so gefährlicher Sach für sich selber nichts tun wollen, das lose Vieh daraus triebe? Denn die mit den Vögelrohren durften nicht wehren, dieweil es nicht Vögel, sondern ander Vieh, davon ihnen nichts befohlen war, gewesen.

Als nun dieser schwere Handel alsolang hin und her gewendet und überzwerch, hinter sich, für sich, über sich, unter sich, in die Breite, in die Länge, auch krumm und gerade, eben und uneben erwogen worden, und man sich so lang hierüber zerraten hatte, daß ihrer Ehrwürden Köpfe darüber schier zerbrochen wären, ward zuletzt von ihnen einhelliglich beschlossen und ausgesprochen: Es sollten ihrer vier von dem ehrwürdigen Gericht,

vor welchen die Tiere ſich vielleicht mehr als vor einfachen Leuten ſcheuen würden, den Bannwarten auf eine Hürde ſetzen, ihm eine lange Ruten oder Gerten in die Hand geben und ihn zu dem leidigen, loſen Vieh in dem Salzacker herumtragen, bis er es hätte herausgetrieben; er aber, der Bannwart, ſollte nicht auf den Acker gehen, damit durch ihn kein Schaden, welchen abzuwenden er geſchworen, geſchähe. Mit ſolchem gnädigen Urteil war der Bannwart wohl zufrieden; ließ ſich auf der

Hürde, nicht anders als der Papſt zu Rom, gegen welchen er ſich diesmal um wenig geringer ſchätzte, herumtragen, bis er das loſe, leidige Vieh von dem Salzacker getrieben. Wenn ich Bannwart geweſen wäre, ſo hätte ich mögen, daß es durchs ganze Jahr alle Tag aufs wenigſte nur zweimal geſchehen wäre.

Alſo geſchah dem wachſenden Salz von den Vieren, ſo den Bannwarten getragen, kein Schaden; denn ſie waren von dem ehrwürdigen Gericht und wußten mit ihren Füßlein ſo ſubtil einherzugehen, daß durch ſie kein Schaden geſchah.

Wie das Salz gewachſen und reif worden, und es die Schildbürger nicht abſchneiden konnten.

Das Salzkraut, wofür es die Schildbürger hielten, wuchs, blühte und zeitigte nicht anders, als ob es Unkraut geweſen

wäre, von welchem man sagt, daß eher ein Regen darauf falle, ehe es verderbe.

Indessen begab sichs, daß einer von der Gemeine durch die Notdurft, welche den Bauern die Nestel auflöst, getrieben, durch Eingebung der vorigen Weisheit, welche nicht so leichtlich zu dämmen und zu verstecken gewesen, sondern allzeit wie ein alter Weidenbaum, so er abgeholzt wird, ausgeschlagen und sich gezeigt hat, dachte, es wäre ewig schad, daß ein solcher Schatz, welchen er bei sich getragen, sollte verloren werden und niemand zunutze kommen. Darum wollte er ihn vielmehr auf den Salzacker tragen, so komme er der ganzen Gemeine zu Nutz. Welches er dann getan, entweder in der guten Meinung, mit solchem Kleinod den gemeinen Nutz, soviel an ihm gelegen, zu fördern, und damit nichts verloren werde, auch das geringste Bislin aufzuheben, oder aber etwas Dankes dafür zu empfahen, wie der vorige mit dem Hasengarn, so er der ganzen Gemeine verehret, und deshalb, wie alt und zerrissen es auch gewesen, großen Dank erlanget. Denn als weise, verständige Leute, so von ihrer Weisheit ein ziemliches Teil bei sich behalten hatten, haben sie mehr des Gebers Herz und Gemüte, als die Gabe angesehen.

Darum eilte dieser fromme Schildbürger behend, eilends und geschwind, ohne Verzug, als flöge er davon, auf den Acker, und war ihm tausendmal angst, eh er dahin kam. Denn er besorgte immer, er müßte des gemeinen Nutzes Gewinn fallen lassen, ehe er dahin liefern könnte, wohin er es verordnet hatte. Doch verbiß er es so hart, daß er nichts verzettelt, bis er auf den Acker kam, da er dann niederhockte und einen Marksstein setzte, wie die Bauern zu tun pflegen; zumal, wenn die Kirschen, wie zu derselbigen Zeit, wohl geraten sind.

Als er nun sein Sächlein eben gut gemacht hatte, also daß er vermeinte, sein Bestes getan zu haben, erwischt er von ungefahr eine Handvoll des Salzkrautes, dem Kunz zum hintern Sternen das Maul zu wischen und die Nasen auszuputzen. Aber dasselbige Kraut war so scharf und war auch so witzig, dieweil er nicht gar witzig, daß es ihn solchermaßen, indem er das Maul zu weit aufgetan, auf die Zungen brannte, daß er, als

ob er ganz närrisch wäre, auf und ab lief und aus vollem Halse schrie: Es ist Leckerwerk, Leckerwerk ist es.

Doch besann er sich eines Bessern und dachte, das Salzkraut wäre vielleicht also scharf, daß es, nicht anders als das Senfkraut, ihn hätte in die Augen gebissen; wollte deshalben von der Gemeinde das Botenbrot gewinnen. Darum läuft er ganz eilends, damit ihm nicht jemand das Botenbrot wegschnappe, nach dem Flecken Schilda (denn nachdem sie angefangen, Narren zu sein, wollten sie ihr Dorf nicht mehr ein Dorf heißen lassen und warfen den, so es ein Dorf genannt, in den Brunnen) und stürmte mit der großen Glocken, damit alle Schildbürger zusammenkämen und die gute Mär vernähmen. Da sie zusammengerasselt waren, zeigte er ihnen ganz vor Freude zitternd an, wie das Salz schon allbereits so scharf wäre, daß es ihn auf die Zungen gebissen habe, daraus dann abzunehmen, daß es würde sehr gutes Salz werden.

Hiemit beredete er die Schildbürger, daß sie alle zugleich miteinander, und er mit ihnen, hinaus auf den Acker gingen und dasjenige, so sie von ihm gesehen hatten, in aller Ehrbarkeit nachtaten; der Schultheiß vor allen andern, seine Geschwornen hernach, und nach ihnen die andern, je nachdem einer kleinere oder größere Scham hatte. Und demnach sie alle gleichmäßiges erfuhren, wurden sie sehr froh, also daß ihrer keiner gewesen, welcher nicht jetzund schon allbereits in seinem Sinn ein mächtiger Salzherr gewesen wäre.

Als aber die Zeit nahe herbeigekommen, daß man das aufgewachsene Salz, damit es nicht abreiße, abschneiden und einsammeln sollte, rüsteten sich alle und bereiteten alles aufs beste und fleißigste, was sie zu solchem wichtigen Werk für notwendig hielten. Etliche hatten Sicheln, das Salz abzuschneiden, andere Pferde und Wagen gebracht, selbiges als Hanf heimzuführen, etliche Flegel aber hatten ihre Flegel gerüstet und hingebracht, selbiges auszudreschen.

Wie sie aber Hand anlegen und ihr gewachsen Salz abschneiden wollten, siehe, da war es also scharf, herb und hitzig, daß es ihnen die Händ überall verbrannt und verwüstet. So hatten die Schildbürger auch die Sach nicht so weit bedacht, daß sie

hätten Handschuh angezogen; denn sie vermeinten, dieweil es Sommer und sehr heiß war, würde man ihrer spotten, so sie sich deren bedienten. Etliche waren der Meinung, man sollte es abmahen, wie das Gras; das widerrieten andere, dieweil zu besorgen, der Samen möchte vielleicht abfallen. Andere vermeinten, es wäre wohl gut, so man es mit einer Armbrust abschießen konnte; dieweil sie aber keine Schützen unter ihnen gehabt und besorgten, die Kunst käme heraus, wo sie nach fremden schießen wurden, blieb solches auch unterwegen. In Summa Summarum: die Schildbürger konnten eben nicht fortkommen mit ihrem Salz und mußtens auf dem Felde stehen lassen, bis daß sie bessern Rat gefunden. Und hatten sie zuvor wenig Salz gehabt, so hatten sie jetzunder noch weniger, denn was sie nicht verbraucht, das hatten sie verjät. Litten derowegen übergroßen Mangel an Salz.

Der Schildburger keiner aber wußte die Ursach, warum ihr Salz also scharf war; dachten, das Feld wäre vielleicht nicht recht bebaut gewesen, zu wenig oder zu viel. Wollten derowegen den Sachen ein andermal besser tun und ihre Observationes darüber halten und aufzeichnen. Ich zwar weiß wohl, daß es brennende Nesseln gewesen waren, welche die Schildbürger für Salzkraut gehalten.

Wie der König von Utopien den Schildbürgern seine Ankunft kund getan und sie in Eil einen Schultheißen erwählen.

Der Schildbürger erste Weisheit war zwar weit und breit durch die ganze Welt bekannt worden, also daß jedermann wußte davon zu sagen; doch geschah solches in langer Zeit; aber der Ruf von ihrer Torheit erscholl in kurzer Zeit noch weiter, also daß bald niemand gewesen, der da nicht hätte gewußt, was sich bei ihnen zugetragen. Welches doch, so wir Menschen uns selbst recht erkennen, kein Wunder gewesen. Denn dieweil wir alle zu Narren worden sind, indem wir die rechte Weisheit verloren haben, so pflegen wir allzeit mehr der Narrheit nachzufragen und der Torheit nachzuforschen, als der Weisheit. Also ging es hier dies Orts auch. Denn der Schildbürger

Weisheit ward in viel Jahren bekannt, dagegen ihre Torheit durch die Welt erscholl, ehe sie kaum recht angefangen gewesen.

Wie nun der Kaiser von Utopien Reichsgeschäfte halb in dieselbe Gegend seines Reichs gekommen, ward ihm viel gesagt von denen zu Schilda und von ihren seltsamen, abenteuerlichen, närrischen Possen. Ob solchem Handel verwunderte sich der Kaiser sehr, und das um so mehr, dieweil er sich zuvor auch ihrer Weisheit und ihres Rates bedient hatte. Begehrte derowegen selbst zu ihnen, in der Tat zu erkundigen, ob sich die Sachen gänzlich also verhielten, wie von ihnen gesagt ward, oder ob es ein nichtiges Gerücht, wie denn gemeiniglich pflegt zu geschehen, als ein guter Gesell, so solches erfahren wollen, wohl gefunden: denn als er seinem Weibe, doch mit dem Beding, daß sie es keinem Menschen sagen solle, erzählt hatte, sein Nachbar habe ein Ei gelegt, sagte sie es, ehe eine halbe Stund vorüber gewesen, ihrer Gespielin, die gleichermaßen stillzuschweigen versprechen müssen, machet aber zwei Eier daraus. Diese sagt es gleichergestalt einer andern, so noch ein Ei dazulegt, und also ging es fort, bis daß er, ehe es Nacht worden, mehr als ein Dutzend Eier gelegt hatte.

Um solcher Ursachen willen fertigte der Kaiser alsbald seine Gesandten zu ihnen ab, sie von seiner Ankunft zu verständigen, damit sie sich wüßten darauf zu rüsten und gefaßt zu machen. Er ließ ihnen auch dabei anzeigen und vermelden, er wolle sie bei allen ihren hergebrachten Privilegien, Freiheiten und Gnaden nicht nur schirmen, sondern auch, wo es die Notdurft erfordern täte, noch ferner befreien und begnaden, wenn sie ihm auf seine Rede, so er erstlich zu ihnen sprechen werde, könnten also antworten, daß sein Gruß und ihre Antwort sich aufeinander reime. Darauf sollten sie bedacht sein und ihm, wenn er käme, halb geritten und halb gegangen entgegenkommen, wann sie ihn empfangen wollten.

Den armen Schildbürgern ward bei solcher Botschaft angst, also daß sie nicht anders erschraken, als eine miauende Katz vor dem Kürschner oder eine arme, meckernde Geiß vor einem Schneider, so sich unversehens vor ihr befindet. Denn ob sie schon Bauersleute waren, welche gemeinlich für simpele, schlichte,

einfältige Leute gehalten werden, so beförchteten sie dennoch, daß der Kaiser (als einer, der mit seinen Augen, ob sie schon nicht größer als anderer Leute Augen, viel weiter als andere siehet; wie dann die Herren auch lange Hände haben und einen über viel Meilen Weges beim Haar erwischen und greifen können) ihre unter sich angelegte Narrheit merken täte: dadurch sie dann nicht nur in höchste Ungnad und Strafe fallen, sondern auch vielleicht möchten gezwungen werden, wiederum witzig und verständig zu werden und es da anzufangen, wo sie es zuvor gelassen hatten.

In solchem Schrecken suchten die armen Schildbürger bei ihrer ehrwürdigen, alten, hingelegten Weisheit Rat und Hilfe, da sie dann alsobald fanden, wie den Sachen zu tun wäre. Darum ordneten sie alles, so nötig, im Stall für die Pferde und in der Küchen für ihre Ehrwürden und den Kaiser aufs fleißigste, damit nichts nix vergessen würde, daß sie den Kaiser auf das stattlichste in ihrem Dorf empfangen könnten.

Demnach aber eine Herd Schwein ohne Hirten ebenso wenig anfangen kann, als ein ganzer Leib ohne Haupt, und sie eben damalen zu allem Unglück keinen Schultheißen gehabt, gingen sie zu Rat, welchermaßen einer zu wählen wäre, damit kein Unwille erregt würde, wie sonst gemeinlich zu geschehen pflegt, wo man Ämter austeilt, da jeder gern der erste und vorderste ist.

Solchem Ungemach, daraus gemeinlich nichts Gutes erfolgt, zu begegnen und zuvorzukommen, ward beschlossen und erkannt: Sintemal man dem Kaiser müsse auf sein erstes Wort reimenweise antworten, so wäre das beste, daß dieser Schultheiß würde, welcher am folgenden Tag den besten Reimen würde vorbringen. Darauf sollten sie sich nun wohl bedenken und die Nacht über darauf schlafen. Also gingen die Schildbürger voneinander und war keiner unter allen, welcher nicht gedacht hätte, Schultheiß zu werden. Zerdisputierten und zerstudierten also sich die ganze liebe, lange Nacht, daß sie morgens kaum wußten, wo ihnen der Kopf stund.

Nun ward der Schweinhirt, als ein gut Gesell, auch unter ihre Zahl gerechnet. Dieser, ob er schon sonst Schultheiß gewesen und mit seinem Stab unter die Schwein geworfen, wäre er doch gern

höher gestiegen und hätte gern seine Propstei um eine Abtei vertauscht. Darum studiert er auch auf vorgemeldten Handel und ging mit schweren Gedanken solchermaßen um, daß er die ganze Nacht über unruhig gewesen, und indem er hin und her getrollet, sein Weib nicht nur einmal an solchem Ort entblößt, da ich nicht gern hinblasen wollen. Aus welchem sie dann, da sie bei Hinwerfung der alten Weisheit etwas, so sonst wäre verloren worden, hinter sich gelegt (wie denn das weibliche Geschlecht gemeinlich sparsam ist und allzeit gern in der Küchen sparen, damit sie nur zur Zeit der Notdurft etwas ins Weinhaus haben) leichtlich vermerkt, daß ihm etwas Hartes und Beschwerliches angelegen sei. Fragte ihn derowegen, warum er also unruhig sei; das sollte er ihr sagen, ob sie vielleicht darin könnte Hilf und Rat schaffen. Aber er wollts ihr nicht sagen, dieweil ers für unziemlich achtete, so er aus dem Rat würd schwätzen. Sie lag aber ihm so hart an (wie denn die Weiber sind, daß sie gern alles wüßten, was allenthalben geredt und gehandelt wird), daß er, so er etwas Gutes von ihr haben wollte, es ihr nicht länger durfte verhalten, sondern alles offenbarte, wie die Sachen beschaffen wären und wie er damit umginge, Schultheiß zu werden; doch mit dem Bescheid, daß sie es niemand sagen sollte, daß er aus dem Rat geschwätzt habe.

Da sie solches gehört, wäre sie ebenso gern Frau Schultheißin gewesen, als ihr Mann Schultheiß: fand derowegen bald, wie es wohl gehn würde. Ach, mein lieber Mann, sprach sie, bekümmere dich mit diesem Handel nicht so sehr und lasse dir nicht graue Haar am Arm darum wachsen. Was willst du mir geben, so ich dich einen Reimen lehre, daß du Schultheiß wirst? Wann du das tust, sprach der Säuhirt, und ich Schultheiß werd, so will ich dir einen schönen neuen Pelz kaufen. Die Frau, so in ihrem Sinne schon allbereits Frau Schultheißin gewesen, war der Sach wohl zufrieden, fing derowegen an, ihm diese Reimen fürzusprechen:

Ihr liebe Herrn, ich trit herein,
Mein Hausfrau heißet Katharein.
Sie hat ein Maul als ein Schwein
Und trinkt gern guten, kühlen Wein.

Diesen Reimen sprach sie ihm neunundneunzigmal für, und er ebenso oft ihr nach, bis er endlich vermeinte, er hätte ihn gar gefressen und verschluckt. Käute ihn derowegen die ganze Nacht, bis daß es Tag wurde, dessen er kaum erwarten konnte; also groß schwanger ging er mit einem Schultheißen. Desgleichen geschah auch den andern Schildbürgern; denn sie bekamen alle größere Köpfe und war ihrer keiner, so nicht die ganze Nacht wäre Schultheiß gewesen.

Als nun der angesetzte Tag erschienen, an welchem ihre Ehrwürden zusammenkommen und zu der Wahl eines Schultheißen schreiten und greifen sollten, da hätt einer Wunder über alle Wunder hören können, was zierlicher und wieviel wohlgeschlossener und vollgestoßener Reimen von ihnen damalen fürgebracht wurden, also daß wohl höchlich zu verwundern gewesen, woher doch ihnen solche Kunst zugeflogen. Und es ist immer schad, daß die gemeldten Reimen nicht alle aufgefangen und aufgeschrieben worden; müssen uns derowegen mit diesen nachfolgenden, so noch vorhanden, trösten und behelfen.

Der vierte, denn die andern Reimen sind verloren, trat hinein und reimet nach getaner Reverenz also:

Ich bin ein recht geschaffen Bauer
Und lehne mein Spieß an die Wand.

Oho, sprach der fünfte, kannst du es nicht besser, so bleibst du wohl lieber draußen. Laß mich Schultheiß werden. Vide:

Ich heiße Meister Hildebrand
Und lehn mein Spieß wohl an die Mauer.

Ei ja, sprach der siebente, denn der sechste mangelt, du müßtest eben Schultheiß sein. Wie wärs, wenn ichs besser machte und dich ausstäche. Audi:

Ich bin genannt der Hänslin Stolz
Und führ ein Wagen mit Scheiter.

Wie wär dieser, sagt der achte, so gern Schultheiß, wenn ers nur werden könnte. Aber ists möglich, daß ichs werden kann, so soll es jenem nicht geraten. Audi, conveni:

Man sagt ich hab ein bösen Kopf
Und sei ein arger, loser Schelm.

So bald wäre ich nicht Schultheiß, sprach der zehnte. Aber lasset hören, was ich kann:

Mit Namen heiß ich Hänslin Beck,
Dort steht mein Haus an jenem Ort.

Du müßtests grad werden, sagt der elfte, ja hinter sich tragen die Bauern die Spieße. Wie aber, wenn ichs würde?

Was soll ich viel reimen oder sagen
Ehe ich hab einen vollen Hals.

Noch hat mirs keiner vorgetan, sprach der dreizehnte. Merket auf, was ich sagen will:

Wer nicht wohl kann reimen und renken,
Den sollt man an den Galgen knüpfen.

Fort mit allen diesen Reimen, fort, sprach der vierzehnte. Ich wollte, daß es einen guten Käs gelten sollte, wo ich nicht Schultheiß werde. Wer will wetten?

Ihr Herrn, ich möchte gern Schultheiß sein,
Drum bin ich kommen hieher.

Viel andere Reimen wurden da noch fürgebracht, welche doch in dem Original, so von Würmern und Buchschaben gar zerfressen, nicht zu lesen gewesen. Soviel aber ist gewiß, daß, dieweil sich diese bisher gemeldten und noch andere mehr gedachtermaßen hören und vernehmen ließen, der arme Säuhirt in höchsten Ängsten nicht weit davon stund, immer fürchtend, daß ein anderer seinen Reimen herfürbrächte und dadurch Schultheiß würde. Und so oft der andern einer nur ein einziges Wörtlein sagte, welches er in seinem Reimen, welchen er bis dahin wohl tausendmal repetiert und wiederholet, auch gehabt, erschrak er solchermaßen, daß ihm das Herz hätte mögen bis in die Hosen entfallen. Da nun die Ehre oder Ordnung auch an ihn kam, daß er reimen sollte, trat er herfür und sprach:

Ihr liebe Herrn, ich tritt hieher,
Mein Hausfrau, die heißt Katharein,
Sie hat ein Goschen wie ein Sau
Und trinkt gern guten, kühlen Most.

Dies lautet nach etwas, das möchts tun und was ausrichten, sprachen die Ratsherrn. Da nun die Umfrag getan worden, fiel das Urteil auf den Säuhirten, der ward einhelliglich zum Schultheißen erwählet und angenommen. Denn sie hieltens gänzlich dafür, er würde dem Kaiser wohl können reimenweis antworten und gute Gesellschaft leisten.

Zudem sei er ein Handwerksmann, während die andern alle Bauern seien. Also nahm dieser Säuhirt solche Ehre gerne an, denn er lange Zeit damit schwanger gegangen, und erfuhr in der Tat selbst, wie weit Glück und Unglück voneinander sind, nämlich nur so weit, als Tag und Nacht. Denn der die vergangne Nacht ein Säuhirt gewesen, ward jetzunder ein gewaltiger Schultheiß zu Schilda.

Wie der Schultheiß von Schilda ins Bad ging und was sich mit ihm zutrug.

Die Ehr und Würde des Schultheißenamts tät dem Säuhirten so wohl, daß er sich stets damit kitzelt und wohl zehnmal in einer Stund zu seiner Frau sagt: Gelt Frau, es ist mir einmal geraten. Nun gedachte er wohl, er müßte notwendiglich den Säuschweiß, Staub und Unflat abwäschen, und weil er einen neuen Stand angenommen, vermeinte er, ihm gezieme, sich mit Gebärden, Reden, Kleidung und anderm in den Handel zu schicken. Darauf wollte er alsobald am Samstag in die Stadt ins Bad gehn, und als ihm unterwegen ein anderer, welcher vor etlichen Jahren die Säu mit ihm gehütet, begegnete, nicht wissend, daß es der Schultheiß wäre und ihn deshalben als einen alten Sauhirten und guten Gesellen duzet, sagt der Schultheiß zu ihm: Du sollst uns jetzunder nicht mehr duzen, denn wir sind nimmer, der wir zuvor waren. Wir sind jetzunder unser Herr, der Schultheiß zu Schilda. Potz tausend Teufel, sagt der andre, das hab ich nit gewußt, mein Herr Schulthes, verzeihet mir. Glück zu euerm Regiment über ihre Ehrwürden Herren Untertanen. Hab

Dank, sagt mein Herr, der Schultheiß; es ist ein ungezogen Volk da herum zu Schilda. Die andern Schultheißen, unsere Vorfahren am ehern Reaiment, haben sie lassen machen, was sie nur immer gewollt, dadurch viel Unordnung eingeschlichen. Die müssen wir itzunder wenden, mit so großer Mühe und Arbeit, daß wir nicht schlafen können und uns der Kopf darüber zerbricht. Aber wir wollen eine Ordnung unter sie bringen, wie jener Bettelvogt unter die Hunde, oder nicht ihr Amtmann sein.

Also zog mein Herr Schultheiß fort und kam in das Bad. Daselbst stellet er sich gar weise, saß in sehr schweren, tiefen Gedanken, zählet unterweilen seine Finger ab, redet mit sich selber und sonst mit niemand, also daß sich die, so ihn zuvor gekannt, über solche jähe Veränderung verwunderten, vermeinten, er wäre vielleicht melancholisch; wußten aber nicht, daß es der Schultheiß war und ihm die Ehre also weh tat. Indessen fragte er einen, so zunächst bei ihm gesessen, ob dieses die Bank sei, auf welche die Herrn zu sitzen pflegen. Ihm ward geantwortet: Ja. Wie hab ichs denn so fein getroffen, sagte der Schultheiß, ich glaub gänzlich, die Bank hat mirs angeschmeckt, daß ich zu Schilda Schultheiß sei.

Wie er nun lang also sitzet und tapfer schwitzet, kommt der Bader (etliche Exemplaria haben, die Baderin) zu ihm und sagt: Guter Freund, habt ihr den Kopf waschen und euch reiben und kratzen lassen, so sagt es. Ist es nicht geschehen, so will ich Laugen herholen und euch abreiben. Der Schultheiß, so in tiefen Gedanken geschwitzt, antwortete: Lieber Bader, ich weiß wahrlich nicht, ob ich gewaschen und gerieben bin oder nicht. Denn unsereiner hat so viel zu sinnen, zu denken und zu trachten, damit der gemeine Nutz nicht irgend Schaden leide und Gericht und Recht gehandhabt und gefördert werde, daß wir solcher einfachen Sachen nicht wahrnehmen; und sonderlich ich, der ich dahin sinnen und trachten soll und muß, wie ich dem Kaiser reimenweis antworte. Denn, verstehe mich recht, ich bin der Schultheiß von Schilda. Ob solcher seiner Rede, so doch sein bitterer Ernst gewesen, fingen alle, die im Bad waren, an, wie die Narren zu lachen; ließen ihn aber bei seinen Ehren bleiben und noch eins darauf schwitzen.

Wie der Schultheiß seiner Schultheißin einen neuen Pelz kramet, und was ihm damit widerfahren.

Unsre gnädige Frau, die Schultheißin, vergaß nicht, ihren verheißenen Pelz oft zu fordern. Welches denn nichts Unbilliges gewesen, in Betrachtung, daß, wo sie nicht gewesen, er noch viel Jahr lang hätte die Säue hüten müssen, wie sie denn auch ebenso lang hätte müssen Säuhirtin bleiben. So gebührte sichs, daß er, als einer, der fürohin die Gerechtigkeit fördern sollen, sein Verheißen hielt und seiner Frau das, so ihr von Rechts wegen gebührte, zukommen ließ.

Als deshalben mein Herr, der Schultheiß, bald nach Antretung seines Dienstes, wieder einmal, nachdem er schon im Bade gewesen, wichtiger Geschäfte halb in die Stadt gehn wollt, vergaß meine Frau, die Schultheißin, nicht, ihn fleißig an den Pelz zu mahnen, dieweil er ihr denselben verheißen hätte, zu kramen, so sie ihm hülfe, daß er Schultheiß würde, wie sie getan. Aus welchem dann zu sehen, daß es viel besser ist, den Weibern zu kramen, damit man ihres Schmeichelns und Bettelns ledig wird, als ihnen etwas verheißen. Denn sie haben ein sehr gu gu gutes Gedächtnis; wie jener Schildbürger, welcher begehrte, Schreiber zu werden, konnte doch weder schreiben noch lesen, sondern sagte, er hätte ein sehr gutes Marmorium oder Gedächtnis. Aber verzeihet mir, liebe Schildbürger, ich hab den Hu Hu Husten, und fahret im Lesen fort.

Ehe der Schultheiß ganz in die Stadt kam, fragte er alsobald unterm Tor den Torwart, wo eines Kürschners Haus sei? Der Torwart weiset ihms. Mein Herr, der Schultheiß, fraget weiter, ob es der sei, bei welchem die Schultheißen ihren Frauen neue Pelze kaufen, denn er sei Schultheiß zu Schilda worden, erst gestern. Da merkte der Torwächter erst, daß er etwas zu viel oder zu wenig gebacken; dachte derowegen, ihn ein wenig herumzujagen. Schickte ihn darum zu einem Küfer, so ein rechter Spaßvogel gewesen, bei demselben sollt er nach Schultheißpelzen fragen.

Der gute Schultheiß ging in aller Ehrbarkeit, dahin er gewiesen worden, und fragte bei dem Küfer nach Schultheißpelzen, er sei der Schultheiß zu Schilda. Der Küfer merkte bald, was

die Glocken geschlagen, sagte deshalben zu ihm, daß er seine Ehrwürden, wie gern er auch wolle, nicht versehen könne, denn eben den Tag zuvor sei ein Markttag gewesen, da habe er alle, die er gehabt, hinweggegeben. Damit aber ihm geholfen würde, wies er ihn in eine andere Vorstadt zu einem Wagner, daselbsten verhoffe er, werde er Pelz finden nach seinem Begehren.

Mein Herr, der Schultheiß, kam zum Wagner, fragte, ob er keine Pelz hätte, er wär der Schultheiß von Schilda. Der Wagner, so auch ein Spottvogel, wies ihn zu einem Schreiner, der Schreiner zu einem Sporer, der Sporer zu einem Sattler, der Sattler zu einem Organisten, der Organist zu einem Studenten, der Student zu einem Buchbinder, der Buchbinder zu einem Fischer, der Fischer zu einer alten Vettel, die alte Vettel zu dem Druckergesellen, da er recht empfangen worden, die Druckergesellen zum Buchhändler, vor dessen Laden oft mancher Schildbürger zu finden, der Buchhändler zu einem Lebzelter, da finde er sie, daß ers fressen könne, wie ers nur haben wolle.

Als mein Herr, der Schultheiß, auch daselbsten nach Pelzen gefragt hatte, antwortete ihm der Lebküchler, er habe zwar diesmal keine, wenn er aber wollte eine kleine Zeit Geduld haben, wolle er ihm von Lebkuchen einen anmessen, zuschneiden und backen, den könne er, wenn er seinem Weib nicht gefiele, mit ihr fressen, alle Morgen ein Maul voll davon. Dessen bedankte sich der Schultheiß gar sehr und sagte, er wäre nun so lange nach dem Pelz herumgelaufen, daß er zu warten nicht Zeit genug habe, er müsse wieder heimzu, sein Amt zu verrichten, denn er sei Schultheiß zu Schilda. Der Lebzelter, so etwas besser gewesen als die obgemeldten, und der dachte, der Herr Schultheiß wäre lang genug herumgelaufen, erbarmte sich über seine Einfalt und wies ihn derowegen recht, zu einem Kürschner, da er Pelz fand aller Gattung, wie er sie nur begehrte.

Der Kürschner fragte ihn alsbald, was er für einen Pelz begehre, wie, wie groß, wie lang er sein solle? Der Herr Schultheiß antwortete: Wann er mir paßt, macht er meinem Weib, der Frau Schultheißin zu Schilda, auch warm; denn mein Hut

ist ihr auch recht und der ihre mir: ist deshalben der Pelz, so mir recht, auch ihr recht. Daselbsten kaufte er wahrlich einen stattlichen Pelz aufs Dorf hinaus, dessen sich auch eine Frau Schultheißin in der Stadt nicht hätte schämen dürfen.

Da nun mein Herr, der Schultheiß, heimkam, empfing denselben Pelz die Frau Schultheißin mit Freuden, versuchte ihn gleich und ließ sich darinnen besehen, hinten, vorn, auf beiden Seiten, oben und unten, innen und außen. Und als sie ihn genugsamlich probiert und approbiert oder gutgeheißen hatte, begehrte der Herr Schultheiß, sie solle ihm Küchlin backen, so wolle er eine Wurst dazu geben und eine Maß Wein bezahlen, welches anzunehmen sie ihm zusagte.

Da sie ihm aber wollte grobe, dicke Schnitten backen, wie sie ihm vorzeiten, da er noch ein Säuhirt gewesen, gebacken hatte, sagte er ganz unwirsch: Wofür hast du mich angesehen? Meinst du, ich sei ein Säuhirt? Weißt du denn nicht, daß ich nicht der Schnittenbacker, sondern der Herr Schultheiß allhie zu Schilda bin? Also mußte sie ihm Sträublin backen. Die zehrten sie miteinander auf, schmeckten ihnen wohl, und taten unterweilen aus der Weinkrausen einen guten Schluck dazu.

Die Frau Schultheißin hätte gern öfter getrunken, mußte sich aber etwas schämen vor ihrem Herrn, dem Schultheißen, darum erdacht sie folgende List: Du glaubst nicht, sagte sie, wie mich dieser Pelz freut. Ist es wahr? sagte er. Ja, sagte sie, wanns nicht wahr ist, so stoße mir dieser Trunk das Herz ab. Hiemit trank sie einen guten Schluck. Bald sagte sie wieder: Unsers Nachbars Knecht ist bei der Magd gelegen. Ei jawohl, sagte der Schultheiß, ist es möglich? Ja, sagte die Schultheißin, wanns nicht wahr ist, so stoße mir dieser Trunk das Herz ab. Hiemit gab sie der Flaschen einen Druck. Abermalen sagte sie: Unsre Greta und Blausens Tochter haben einander geschlagen. Ei, sagt der Schultheiß, was sagst? Ja, sagt sie, wanns nicht wahr ist, so soll dieser Trunk Gift werden in mir. Hiemit trank sie wieder einen, daß ihr das Wasser zu den Augen herauslief. Solches trieb sie so lang, bis sie der Flaschen den Garaus gemacht hatte. Wäre ich dabei gewesen, ich hätte gewißlich auch mitgegessen und du Gauch gewißlich auch.

Wie die Frau Schultheißin mit ihrem neuen Pelz zur Kirche pranget, Predigt zu hören, und was sich da begeben hat.

Die folgende ganze, lange Nacht lag meine ehrwurdige Frau, die neue Schultheißin, in schweren, tiefsinnigen Gedanken, welchermaßen sie den neugewaschenen Pelz anlegen und darinnen prangen konnte, damit sie ihres Mannes Ehrwürden nicht schandete noch verkleinerte, wann sie sich nicht gravitatisch genug, als sichs einer Dorfschultheißin gebühret, stellte; welches denn gemeinlich aller Weiber Art ist, daß sie nur allein darauf denken, wie sie sich rechtschaffen aufputzen, schmücken, zieren, malen, schnuren, frisieren, um den Ars füttern und beharnischen, bereisen und bestreichen können, damit sie nur ihren Männern eine Ehr seien und ihnen gefallen.

Indem sie sich nun also hin und her wendet und von ungefähr mit dem Ellenbogen ihren Herrn, den Schultheißen, welcher auch mit einem rechtschaffenen Narren, der ihm wenig Ruhe ließ, schwanger ging, also ungestümlich in die Seiten stieß, daß er darob erwachte, sprach er zu ihr: Bei wem liegst du? Sie tat, als ob sie schliefe und antwortete wie ein Hund, wann er gefragt wird. Über eine halbe Stund fragt er wieder, da sagte sie ganz maulfaul: Bei dir. Der gute Schultheiß, welcher seinen Ehrentitul noch nicht recht gehabt, war dessen nicht zufrieden, daß sie ihn so einfach empfing, stieß sie derowegen bald wieder und fragte: Gnädige Frau Schultheißin, bei wem liegt euer Würden? Die Frau Schultheißin ward unwillig über dem Fragen, denn sie mit ihrem Pelz anders zu schaffen gehabt, sagte deshalben in rechtem Zorn: Was fragst und plagst du doch einen lang? Beim Narren liege ich. Ei nein, meine Frau, sprach der Schultheiß, das sage beileib nicht, daß du bei einem Narren liegst, denn der, bei dem du liegst, ist der Schultheiß zu Schilda. Aus solchem vermerkte die Frau, daß ihre Ehrwürden etwas erzürnt wären, kehrte sich derowegen um, dehnte, streckte und stellte sich, als ob ihr getraumt hätte und sie deshalben vom Schlaf erwacht wäre, und sagte: Was, was ists? Hiemit ward es Tag.

Die gute Frau Schultheißin fürchtete immer, die ganze Nacht wäre zu lang und es würde nimmer Tag werden, daß man hätte können ihren Pelz sehen; freute sich deshalben desto mehr, da sie

geſehen den lieben Tag hereinbrechen. Alſo ſtund ſie ſehr früh auf und fing an zu ſtutzen und zu putzen, mit dem Vorhaben, dieweil es eben Sonntag und die Nachbarn alle in der Kirchen beieinander verſammelt wären, ſich allda beſchauen zu laſſen, damit ſie nicht etwan müßte von Haus zu Haus und von einem Stalle zum andern gehn und ſich laſſen beſehn; welches denn gar zu viel Zeit würde gekoſtet haben, denn ſie auch zu Mir und zu Dir hatte kommen müſſen.

Mit dieſen Gedanken war ſie ganz und gar verhaſpelt, verirret und verwirret, alſo daß ſie des Läutens in die Predigt nicht wahrgenommen. Und als ſie zuletzt, nicht ohne große Mühe und Arbeit, fertig wurde und meinen Herrn, den Schultheißen, welcher vor ihr ſtund und den Spiegel hielt, wohl hundertmal gefragt hatte, ob ſie hinten und vorn wäre, wie eine Frau Schultheißin ſein ſollte, und er ja dazu geſagt hatte, ging ſie aus dem Haus der Kirche zu. Gewißlich hat ſie über die Gaſſen her gepranget, wie eine Geiß an einem Strick.

Nun weiß ich nicht, was ſchuld war: ob meine gute Frau, die Schultheißin zu lang geſchlafen, oder ob der Meßner zu früh geläutet, oder aber, welches viel eher zu glauben, ob der Pfaff des Abends zu ladribang beim Wein geſeſſen, deshalben nicht auf die Predigt geſtudieret und es alſo kudridurtz gemacht hat: kurz, als ſie mit ihrem neuen Pelz zur Kirchen hineingerauſcht, war eben die Predigt aus, alſo daß jedermann aufſtund. Die gute Frau verſtund den Handel nicht, ſondern vermeinte und beredte ſich ſelber, dieweil ihr Mann Herr Schultheiß und ſie deshalben Frau Schultheißin wäre, zudem, daß ſie einen nagelneuen Pelz anhätte, ſo geſchähe ſolches ihrer Ehrwürden zu Gefallen und ſtünden die Nachbarn ihr und ihrem Pelz zu Ehren auf. Sprach deshalben ganz ſittiglich und tugendlich, denn ſie hatte es ſchon gelernt, ſich auf beide Seiten kehrend, zu ihnen: Liebe Nachbarn, ich bitte, wollet ſitzen bleiben, denn ich gedenke noch wohl des Tags, da ich ebenſo arm geweſen und ſo zerlumpt und zerriſſen hereingegangen, als ihr, darum ſetzt euch nur aufs Loch wieder nieder.

Bald nach ihr kam auch mein Herr, der Schultheiß, welcher ſo lang an ſeinem Bart geſtrählet und geſtriegelt, hingetreten,

und als er gesehen, daß etliche Hund in der Kirche herumliefen und Hochzeit machen wollten, sprach er aus rechtem schultheißlichem Eifer und Ernst: Nun will ich auch eine Ordnung unter die Hund bringen, sowohl als unter meine Untertanen, welches ich bisher nie können zuwegen bringen, damit man auch von mir zu sagen hab, oder ich will nicht ihr Schultheiß und Amtmann sein.

Daß aber die Predigt so kurz gewesen, da war die Ursach: der Pfaff hatte nur von vier Stücken gepredigt. Das erste, sprach er, weiß ich, aber ihr wissets nicht, sprach er, das andre, sprach er, wisset ihr, aber ich weiß es nicht, sprach er, das dritte, sprach er, wissen wir beide nicht, sprach er, das vierte, sprach er, wissen wir beide nur zu wohl, sprach er: Alte Hosen hab ich, das weiß leider ich, aber der lange Rock bedecket mich, daß, so ichs nicht sage, ihr es nicht wisset, sprach er. Dagegen wisset ihr, ob ihr mir wollet neue machen, welches mir nicht zu wissen ist, sprach er. Ich sollte euch sagen, sprach er, was heut für ein Evangelium fällt, das weiß ich, potz Kerbholz, nicht und ihr noch viel weniger, sprach er, aber das Wirtshaus wissen wir allesamt nur gar zu wohl. Hiemit nehme jeder sein Häfelin und laßt uns alle miteinander daselbst hinziehen und hinterm Tisch beratschlagen, wie man den Kaiser empfangen soll, sprach er.

Wie der Kaiser gen Schilda reiset und wie er empfangen worden.

Nun habt ihr, liebe Herrn, zuvor gehört und vernommen, wie der Kaiser den Schildbürgern durch seinen Gesandten entboten, wann sie ihm könnten auf seine ersten Wort, so er zu ihnen sprechen würde, reimenweis antworten und ihm halb geritten und halb gegangen entgegenkommen, so wollte er ihnen ihr altes Herkommen bestätigen und noch viel mehr Freiheiten dazugeben. Solches hat die ganze Gemein bei dem Wein, zu welchem sie der Pfaff, als oben steht, geführt, wohl erwogen und fleißig bedacht, wie die Sach würde anzugreifen sein.

Nun hatten sie die Frag, über welche sie ratschlagen sollten, in zween Teile abgeteilt, damit sie desto besser könnten daraus

kommen. Handelten also erstlich davon, wie man dem Kaiser sollte reimenweis antworten, darnach, wie sie ihm halb geritten und halb gegangen entgegenziehen und ihn empfangen sollten.

Bei dem ersten ward geraten und beschlossen, sie wollten dem Kaiser zuvorkommen und ihn in die Enge treiben, daß er müßte mit der Antwort entgegnen, wie sie wollten. Sollt ihn derowegen der Schultheiß zuerst anreden und mit den Worten: Nun seid uns willkommen, empfangen. Denn auf solches würde der Kaiser necessario antworten müssen: Und du mir auch. So das geschähe, hätten sie schon gewonnen, denn der Schultheiß müßte darauf sprechen: Der witzigst unter uns ist ein Gauch. Das würde sich wohl reimen in Figura, Forma und Materia.

Bei dem andern aber, wie man dem Kaiser sollte entgegenziehen, fielen unter anderm sonderlich diese Meinungen: Etliche meinten, man sollte sich abteilen in zween gleiche Haufen, und der eine Haufen reiten, der andere zu Fuß gehn, je ein Reiter und Fußgänger in einem Glied. Andere vermeinten, es sollte ein jeder den einen Fuß im Steigbügel haben und reiten und mit dem andern auf dem Boden gehn; dies wäre ja auch halb geritten und halb gegangen. Aber andere waren der Meinung, daß man dem Kaiser sollte auf hölzernen Pferden entgegenkommen, denn davon pflege man im Sprichwort zu sagen: Steckenreiten sei halb gegangen. Zudem, so seien solche Pferde auch fertiger, hurtiger, musterlicher und bald gezäumt und gestriegelt.

Der letzten Meinung ward von allen Teilen Beifall getan und Anordnung gegeben, daß sich jeder mit einem Roß sollte bereit halten, welches dann fleißig geschehen. Denn es war keiner so arm, daß er sich nicht um ein weißes, graues, braunes, schwarzes, rotes, gesprenkeltes Pferd, je nachdem einer gerne beritten gewesen, gesehen hätte. Dieselben tummelten sie und richteten sie aufs meisterlichste ab.

Als nun der angesetzte Tag herbeikommen, und der Kaiser mit seinem Hof herzurückte, sprengten die Schildbürger heraus mit ihren Steckenpferden, ihm entgegen. Auf dem Weg ward ihrem Herrn Schultheißen, welcher den Abend zuvor saure Buttermilch gefressen, von hinten her zu eng, darum er beiseit hinter einen

Misthaufen sprengte, vom Pferde abstieg, dasselbige anband und sein Sächlein eben gut machte.

Indessen war der Kaiser nahe herbeikommen, und die ganze Schildbürgische Ritterschaft sah sich um nach ihrem Schultheißen, welcher hinterm Mist gehockt und Scheiter gehauen hatte. Als er solches gesehen, nahm er, aus Furcht, daß er die Gelegenheit versäumen und verschütten möchte, nicht soviel Zeit, daß er die Hosen eingenestelt, seinen Gaul abgelöst und sich daraufgeschwungen hätt, sondern seine Hosen, so er nur heraufgezogen, in der Hand haltend, sprang er auf den Mist, den Kaiser desto förmlicher und stattlicher zu empfahen.

Da nun der Kaiser herzukam, wußte mein Herr, der Schultheiß, wohl, daß er mußte den Hut vor ihm abziehen, weil er aber mit der einen Hand die Hosen, so noch nicht eingenestelt, gehalten, die andere Hand aber dem Kaiser darreichen mußte, faßt er sich kurzerhand, nimmt den Filzhut ins Maul und mit der einen Hand die Hosen haltend, bot er dem Kaiser die andere dar und sprach: Nun seid uns willkommen auf unserm Grund und Boden, fester Junker Kaiser.

Der Kaiser sah aus den Federn bald, was es für Vögel waren und daß der Ruf von der Schildbürger Torheit nicht nichtig und leer ware, reicht derowegen dem Schultheißen auch die Hand und

sprach: Hab Dank, du, mein lieber Schultheiß und du mir auch. Da sollt nun der Schultheiß reimenweis antworten, wie zuvor unter ihnen beschlossen worden, wollt aber solches nicht unbedachterweise tun, damit er sich nicht etwan verschnappte. Darum wischte alsbald ein anderer, welcher meinte, der Schultheiß wäre verstummt, herfür, antwortete reimenweis und sprach: Der Schultheiß ist ein rechter Narr. Denn es war in ihrem versammelten Rat beschlossen worden, man sollte antworten: Der Witzigst unter uns ist ein Gauch, so dachte dieser, Gauch und Narr wären ja eins, und sei der Witzigst unter ihnen eben der Schultheiß selber, den er deswegen Ehren halber wohl nennen dürfte. Also sind Tölpel und Esel auch eins, desgleichen unsre liebe Frau und unsers Herrn Gottes Mutter. Also dachte dieser Schildbürger, es gelte gleich, ob er schon eins für das andre nähme.

Solchermaßen ward der Kaiser empfangen, und ritten sie vor demselbigen her bis gen Schilda, da sie ihn wieder aufs neue empfingen; denn der Schultheiß saß ab von seinem hölzernen Klepper, stieg auf einen Misthaufen und reichte dem Kaiser nochmals die Hand. Es sagte aber der Kaiser zu ihm: Was tust du hie auf dem Mist? Ach, fester Junker Kaiser, antwortet der Schultheiß, ich armer Teufel bin nicht wert, daß mich der Erdboden vor euch trage.

Also führten sie den Kaiser in seine Stuben, aufs Rathaus, dahin sie ihn einlogiert hatten. Sie erzählten ihm auch alle Geschichten, so sich damit zugetragen, daran er ein gnädigstes, kurzweiligstes Wohlgefallen geschöpft hat.

Wie die zu Schilda dem Kaiser einen großen Hasen mit Senf verehren.

Nun stunden die Schildbürger in Zweifel und in großen Ängsten, was man dem Kaiser verehren und schenken sollte, denn sie wollten sich auch als rechtschaffene Leute erzeigen, dachten aber bei sich selber: Sollen wir ihm Silber oder Gold schenken, das ist bei uns sehr teuer und hat er desselben in Fülle. Sollen wir ihm aber Speise schenken, als Kraut, Rüben, Speck, Bohnen, Gerste u. a., dessen bedarf er nichts, denn er ist ohne-

das unser Gast; wie er denn allenthalben Gast ist, wo er nur hinkommt. Endlich vereinbaren sie, ihm einen großen Hafen mit saurem Senf zu präsentieren und zu verehren, den könne er brauchen, sich das Essen damit wohlschmeckend zu machen.

Also ließen sie den Senf alsobald anrühren und in einen nagelneuen Hafen tun. Denselben trugen zween Buben an einer Stangen vor den Kaiser, vor welchem der Schultheiß die Rede getan und gesagt: Fester Junker Senf, da verehren wir euch diesen Kaiser und bitten, ihr wollet ihn also für gut und zu Dank annehmen. Als der Kaiser solche stattliche Rede höret,

lachet er und zog seinen Hut ab, sich zu bedanken. Aber der Schultheiß fiel ihm in die Rede und sagte: Setzet auf, tut auf, Junker Kaiser, bleibt bedeckt. Setze du auch auf, sagt der Kaiser zum Schultheißen. Nun, so wollen wir, antwortet der Schultheiß, zugleich miteinander aufsetzen.

Als aber die Buben den Hafen niederstellen wollen, weiß ich nicht, wie sie ihm getan; sie setzen ihn so hart nieder, daß er in Stücke brach und aller Senf auf der Erden lag. Hol euch die Sankt Veitsplag, sagt der Schultheiß ganz erzürnt; ihr Buben, ihr Schelme, ihr Diebe, ihr Mörder, ihr Ketzer, ihr Landesverräter. Ist das nicht Leckerwerk? Konntet ihr nicht

gemach tun, ihr Bösewicht? Au, au, Junker Kaiser, wie ist es doch ein so guter Senf gewesen; er soll einem über das vierte Haus in die Nasen gerochen haben. Nun liegt er da im Dreck. Ach, versuchet ihn nur, Junker Kaiser. Hiemit fuhr er mit der Hand in den Senf und wollt ihn dem Kaiser zu versuchen geben; aber der Kaiser wollte nicht kosten, sondern sprach, er rieche genugsam, daß er sehr gut gewesen wäre, daure ihn derowegen der Schaden; er wolle aber den gutgeneigten Willen zu Dank annehmen. Das tut, Junker Kaiser, sprach der Schultheiß, damit werdet ihr uns einen Gefallen tun.

Wie der Schultheiß mit dem Kaiser das Imbißmahl genommen.

Es hatte der Kaiser den Schultheißen und seine Untertanen geladen, bei ihm die Mahlzeit zu nehmen. Als sie nun zu Tische saßen, niemand an des Kaisers Tafel, denn mein Herr, der Schultheiß, verliefen sich zwischen ihnen viel zierlicher Reden von sehr hohen und wichtigen Sachen, welche hier zu erzählen viel zu lang, darum ich sie übergehen und nur etliche anführen will. Der Schultheiß sah des Kaisers Sohn, so an einem andern Tisch saß, ganz fleißig und aufmerksam an. Das merkte der Kaiser, sprach derowegen zu ihm: Was dünket dich von diesem? Der Schultheiß antwortet: Junker Kaiser, ist es nicht euer Sohn? Ja, antwortet der Kaiser. Fürwahr, spricht der Schultheiß, ich hab es ihm an der Nasen angesehn. Aber sagt mir eins: Hat er noch kein Weib? Nein, sagt der Kaiser, er hat noch keine. Weißt du nicht etwan eine, die für ihn wäre? Ich wüßte wohl eine, sprach der Schultheiß, aber es müßte im stillen zugehen und ich nicht vermeldet werden. Es ist ein zumal fein, handfestes Mensch. Wann sie der Junker Kaiser nur einmal sehen wollt, wie sie alle Morgen im Dreck bis über die Knie steht und arbeitet, ich weiß, ihr würdet sagen, sie gefalle euch auch und ich hätte recht; doch mit der Bitt, mich nicht zu vermelden.

Wie wär dann den Sachen zu tun, sagt der Kaiser, wie meinst du, daß wir es angreifen sollen? Es gilt zuvor eins, Junker Kaiser, sprach der Schultheiß, darnach will ich es sagen. Wann ihr mir ein paar Hosen geben wollt und meiner Frau bis

über die Knie auch rote Bein machen, wie die Storchen haben, so will ich euch verschaffen, daß sie ihm zu sehen sein, ja bald gar zu eigen werden soll. Das versprach ihm der Kaiser und ward die Glocke alsobald gegossen, die Sach abgeredt und beschlossen, doch mit Verheißung des Stillschweigens. Denn, sagt der Schultheiß, wann es andere Bursch sollten inne werden, würde von Stund an einer kommen und sie euerm Sohn abstechen.

Doch möchte ich wohl wissen, sprach ihre Ehrwürden ferner, was er für eine Hantierung kann, damit ich ihren Eltern anzeigen kann, was er treiben will; so wird die Sach einen desto bessern Fortgang haben, Junker Kaiser. Nichts hat er gelernt, sprach der Kaiser. Was meinst du aber, daß er noch lernen könne? Er ist noch jung und stark; wozu meinst du, daß er tauglich wäre? Oder was treibt der Jungfrau Vater, daß er ihm vielleicht helfen könnte? Es ist wohl wahr, Junker Kaiser, sprach der Schultheiß, er hat noch einen jungen, starken Rücken. Es ist aber zu besorgen, daß ihm ein faul Schelmenbein darin gewachsen sei; denn das pflegt gern zu geschehen, wenn sie also auf der Bärenhaut erzogen werden. Darum wird wohl so bald nichts daraus mit der Hochzeit, weil er nichts gelernt hat. Doch könnte man ihn zuvor ein halb Jahr zu der Jungfrauen Vater verdingen, damit man sehen möge, wie er die faule Lende dahinter tut und sich anlassen will. Alsdann ist noch Zeit genug, daß man weiter handle, Junker Kaiser.

Wer ist aber, sprach der Kaiser, der Jungfrauen Vater? Das will ich euch sagen, sagt der Schultheiß, wann ich getrunken hab, doch heimlich in ein Ohr, damit es niemand höre. Als ihm nun der Kaiser ein Ohr geneigt, sagt er: Es ist der Säuhirt allhier, welchen wir erst vorgestern zu diesem Amt, als wir ihm Platz gemacht, geholfen und von welchem wir hoffen, weil er ein feiner, bescheidner Mann, dazu fromm, er werde noch dermalen einst auch Schultheiß werden; wie dann ich auch aus einem Schweinhirten zu solchen Ehren bin erhoben worden. So ist seine Tochter gar ein redlich, hurtig Mensch und wäre gar wohl für ihn, wann er etwas lernen wollte, damit er sein Gemüs und Brot gewinnen und Weib und Kind ernähren kann, Junker

Kaiser. Der Kaiser dankte ihm des freundlichen Anerbietens, mit Vermeldung, er wolle solches ferner bedenken und wie er gesinnt, ihn schriftlich wissen lassen, welches noch geschehen soll.

Wie die Bauern den Kaiser zu Gast gebeten, und was sich dabei zugetragen hat.

Als nun die Bauern mit dem Kaiser die Mahlzeit eingenommen, und obgemeldte Reden sich verlaufen hatten, trat der Schultheiß für den Kaiser und im Namen seiner selbst und der ganzen Gemeind hub er an, ungefähr folgendermaßen zu reden: Ehrsamer Junker Kaiser, wir haben euch das Eure abgefressen und abgesoffen, darum ist es billig, daß wir euch auch wiederum etwas nach unserm Vermögen erzeigen. Bitten derowegen euch, Junker Kaiser, uns nicht zu verschmähen und zu uns zu kommen und einen Abendtrunk mit uns zu tun. Da müßt ihr unser Gast sein und wollen wir uns einen guten Tag machen.

Der Kaiser, welchem die guten Schwänke und Possen wohlgefielen, war willig um der Kurzweil willen, doch mit dem Bescheid, daß sie ihn mit dem Trinken nicht nötigen wollten. Seid ohne Sorg, Junker Kaiser, sagt der Schultheiß, wir wollen euch gnädig halten. Also ging der Kaiser, nachdem sie ihn herumgeführt und ihm ihre Misthaufen gezeigt hatten, mit ihnen auf das neugebacken Rathaus, da dann frische Tisch gedeckt wurden.

Als man Wasser genommen und sich zu Tisch gesetzt hatte und man anfing aufzutragen, da ward für das erste aufgesetzt eine Schüssel voll Karpfen und mit dem Löffel zu einem Brei gerührt. Darnach ward aufgesetzt eine andere Platten voller Karpfen, auf eine andre Manier zugericht, nämlich mit der Brühen. Da sagte dann der Schultheiß zum Kaiser, er solle nur tapfer in die Brühe tunken; wann nicht genug da sei, müsse man mehr anrichten, denn sie hätten noch einen halben Kübel voll behalten.

Nach den Fischen, unter welchen auch etliche am Spieß gebraten gewesen, bracht man einen Brei. Und als die an dem andern Tisch, da des Kaisers Sohn gesessen, noch nicht ausgegessen hatten, schrie mein Herr, der Schultheiß, überlaut: Na, ihr Knaben,

esset tapfer aus, was ihr habt, so wollen wir den Papp oder Brei auch beim Loch oder Gefäß nehmen. Aber fester Junker Kaiser, esset ihr fort, ihr braucht nicht auf sie harren. Denn:

Es stehet geschrieben,
Sechs oder sieben
Sollen nicht harren
Auf einen Narren,
Sondern essen
Und des Narren vergessen.

Letzlich ward aufgesetzt eine frische, kalte, saure, weiße Buttermilch. Nun hatten sie den Kaiser hinter den Tisch gesetzt, und der Schultheiß saß neben ihm und leistete Gesellschaft. Die übrigen Bauern aber stunden vor dem Tisch herum. An einem andern Tisch saß des Kaisers Sohn, dem sie, Gesellschaft halben, etliche Kumpane zugegeben hatten. Sie hatten aber zweierlei Brot in die Milch gebrockt. Vor des Kaisers Platz hatten sie weiße Semmelwecken eingeworfen, vor der Bauern Platz lag Schwarzbrot.

Indem sie also essen, der Junker Kaiser das weiße, die Bauernrammel das Haberbrot, siehe, da erwischt, o Unglück, der Bengel einer einen Brocken von dem weißen Brot und schob den hinein. Solches hatte der Schultheiß wahrgenommen, schlug ihm derowegen, als er wieder in die Schüssel fahren wollte, auf die Hände und sagt: Sollst du des Junker Kaisers Brot essen? Der Flegel erschrak sehr, und weil er denselbigen Bissen noch ganz in dem Mund hatte, zog er ihn fein wieder heraus, legt ihn in die Schüssel und schob ihn heimlich vor des Kaisers Platz. Solches hat der Kaiser auch wahrgenommen, wischet derowegen seinen Löffel und schenkt den Bauern die noch übrige Milch, zusamt dem Weißbrot darinnen, welche die Verehrung mit großem Dank angenommen, die Milch miteinander vollends gefressen und des Junker Kaisers Freigebigkeit lobten.

Nachdem die Mahlzeit vollbracht war, war es Zeit, abzudanken. Deshalben stunden die vornehmsten Schildbürger auf, warfen ihre Mäntel um und traten ab. Der Schultheiß, welcher die Rede tun sollte, trat auch ab, vielleicht sich zu bedenken,

wie er abdanken sollte, oder was anders zu tun. Geht ihr nur hinein, sprach er, und wartet mein, ich will von Stund an bei euch sein, trink jeder indessen ein Gläslin mit Wein. Als sie nun also in aller Ehrbarkeit zusammen hineintraten, klopfte der Pfaff mit einem Teller zum Abdank. Und als man Silentium gehalten hatte so lang, als einer eine reife Birn aussaugt, war mein Herr Schultheiß noch nicht da. Darum sahen sich die andern alle um und sprachen zueinander: Wie kommt er so recht. Zuletzt kam er daher gerasselt, dankte ab und sprach: Also, ihr liebe Nachbarn und Freund, alle, die ihr hier versammelt seid, wir sagen euch Dank für euer Erscheinen, mit der Bitt, es für gut zu nehmen. Der Spieß und der Hafen konnts nicht besser geben, noch der Koch besser anrichten. Was ihr gessen und trunken habt, das gesegne euch der liebe Gott; er wolls euch gesegnen, er hats euch gesegnet, er gesegnets euch noch, er wirds euch gesegnen, er solls euch gesegnen, er muß es euch gesegnen. Es gibt jeder für sich selbst und miteinander und durcheinander und nebeneinander, auch vor- und nacheinander und über- und unter-, auch hinter- und voreinander drei Batzen, soviel habt ihr verschleckt. Aber ihr, Junker Kaiser, seid unser Gast gewesen, ihr sollt nichts geben.

Wie die Schildbürger, als sie des Kaisers Letze verzehrten, ihre Füße verwechselten und dieselben nicht mehr kannten.

Dieweil aber kam die Zeit, daß der Kaiser wieder von ihnen abscheiden und des Reichs Geschäfte verrichten sollte. Also geleiteten ihn die Schildbürger mit ihrer Ritterschaft, für welches er ihnen eine gute Letze hinterließ. Dieselbige beschlossen sie auf einem Dorf zu verzehren, ehe sie wieder heimkehrten. Also sprengten sie mit ihren Steckenpferden in das nächste Dorf und zechten redlich. Und als sie satt und trunken waren, und dennoch etwas vorhanden war, welches auch mußte verzecht sein, kam sie ein Gelüst an, auf eine grüne, lustige Au hinauszuspazieren, wie andere Junker, sich zu erlustigen, das Fressen zu verdauen und sich auf eine andere Mahlzeit zu bereiten. Also gingen sie mitsammen hinaus, vergaßen aber nicht, eine gute Flaschen mit Wein und etliches Brot mitzunehmen, damit in

solcher Hitz ihnen die Mägen nicht verschmachteten, und zechten zu Abend und hatten einen guten Bürgermut, ob sie schon nur Bauern waren.

Da sie aber alle Hosen von einer Farb angehabt und im Zechen die Bein durcheinander geschrenkt hatten, wie dann zu geschehen pflegt, und es jetzund an dem war, daß sie heimgehn wollten, siehe, da konnte keiner seine Füße oder Beine kennen, weil sie alle gleich gefärbt waren. Also saßen sie da und guckt je einer den andern an und forcht jeder, ein anderer nähme ihm seine Füße oder er einem andern seine Bein: waren derowegen in großer Angst. Da sie nun einander also angaffen und nicht wußten, was sie tun sollten, siehe, da ritt einer von ungefähr vorüber auf einem Pferd; dem riefen sie herzu und klagten ihm ihren Jammer, mit der Bitt, könne er etwas, dadurch jeder seine Füße wiederum bekomme, so solle er das brauchen und nicht sparen, so wollten sie es ihm mit der größten Danksagung wohl bezahlen. Er sprach, das könne er wohl. Stieg hiemit ab, und nachdem er einen starken, guten Bengel gehauen, tritt er unter die Bauern und fängt an, dem ersten besten auf die Beine zu schlagen; und welchen er traf, der sprang geschwind auf und hatte seine Beine wieder, denn der Gesell hatte sie ihm gefunden.

Einer allein blieb sitzen, der sprach: Lieber Herr, soll ich meine Bein nicht auch haben? Wollt ihr das Geld nicht an mir auch verdienen? Oder sind diese mein? Er aber sprach: Wart, laß sehn; gab ihm hiemit auch eins, daß es flammte. Also sprang dieser Letzte auch auf, und hatten die Bauern jeder seine Füße wiederbekommen; waren froh, schenkten dem Mann Trinkgeld, zogen heim und gedachten, sich ein andermal zu hüten.

Wie der Schultheiß seinem Sohn Hochzeit macht.

Nun hatte der Schultheiß einen erwachsenen Sohn, dem er ein Weib geben wollte. Deshalben sagte er zu ihm, er solle zur Nacht auf die Rocken- oder Spinnstuben gehen, ob etwan ein schönes Mägdlein da wäre, das ihm gefiele. Ja, sagt der Sohn, was soll ich aber sagen? Fragst du? sagt die Mutter, es gibt ein Wort das ander. Also zog der gute Junge des Abends auf die Spinnstuben, da viel hübscher Mägdlein vorhanden waren, gestellt sich wie ein rechter Narr und redet nichts anders denselbigen ganzen Abend, was man auch fragte, als daß er sagt: Es gibt ein Wort das ander, es gibt ein Wort das ander.

Dessen ward seiner genug gelacht, von allen, die zugegen waren; dachten: Was ist das für ein Schlampe? Wer möchte ihn nehmen? Allein, des Schweinhirten Tochter, so der Schultheiß kurz zuvor des Königs Sohne verschaffen wollen, hatte ein Aug auf ihn geworfen, alsdann auch er auf sie. Deshalben, als sie zur Nacht heimgingen, ließ sie sich, als er ihr versprochen, die Ehe zu halten und sie zur Kirchen zu führen, so sie es drei Tag verschweigen könnte, leichtlich bereden, daß sie ihn mit sich heim nahm und dieselbe Nacht zwischen zween Leilachen mit ihm verbrachte.

Des Morgens frühe vor Tag sollte sie, die Kühe zu melken, aufstehen; dieweil ihr aber solch Glück zuhanden kommen, stund sie, damit sie es nicht etwan verschütte, heimlich auf, vermeinend, der gute Gesell schlafe, und befahl das Melken der Mutter, denn des Schultheißen Sohn liege bei ihr, der wolle sie ehelichen. Der nun höret solches alles, tat aber nicht dergleichen.

Am andern Tage darnach ging er hin und nahm eine andere, die etwas hochgeborner war als die Schweinhirtin, welche ihm

zu schlecht. Da gab es nun nichts andres, als daß man die Hochzeit zurichtete. Deshalben wollte der Schultheiß eine liebe Geiß, so er von Jugend aufgezogen und wohl zehn Jahr gehabt hatte, auf die Hochzeit metzgen, damit sie nicht etwan gar zu alt würde. Als er sie aber auf den Schragen gelegt und ihr den Hals umgedreht hatte, ging es ihm so tief zu Herzen, daß er seiner Frau rief und sagte: Ach, sieh da, wie mich die arme Geiß so gläubig ansieht. Ich mag sie nicht töten. Die Frau Schultheißin sagte auch: Ach töte sie nicht. Sie erbarmt mich so sehr, als ob sie mein leiblich eigen Kind wäre. Also blieb sie am Leben, und sah man sich sonst um Vorrat zur Hochzeit.

Da nun der Kirchgang geschehen sollte, und man in aller Ehrbarkeit, wie bräuchlich, je Paar und Paar daherzog, die Braut mit den Weibern voran und die Männer hernach mit dem Bräutigam: siehe, da kam des Schweinhirten Tochter, bei der er schon zuvor eine Nacht gewesen, zu ihm, griff ihn mit herben, scharfen Worten an, schalt ihn wie ein totes Roß und begehrte, er sollte ihr halten, was er verheißen. Er aber führte sie ab, so gut er konnte, sagte, sie hätte ihm auch nicht gehalten, was sie ihm zugesagt, und drei Tag stillgeschwiegen. Also ward zuletzt die gute Tochter nach langem Getümmel abgewiesen, und ging der Kirchgang fort. Es hatte aber die Braut, so vornher gangen, das Hadern wohl gehört, durfte jedoch, dieweil sie als eine Geiß am Strick prangen müssen, nicht umschauen, was es wäre.

Es hatte aber der Hochzeiterin Mutter ihre Tochter fein unterricht, wie sie sich bei Tisch verhalten sollte und unter anderm ihr auch diese Lehre geben: Sie sollt fein züchtig sein, die Speise nur mit zween Fingern angreifen, die Finger nit abschlecken, und wann sie gegessen, sollte sie die Bein fein auf den Tisch neben den Teller legen. Die Tochter versprach solches alles also zu tun.

Als man aber das Essen aufsetzte, ward unter andern Trachten eine Schüssel voll grüner Erbsen aufgetragen. Da gedachte die Braut an ihrer Mutter Lehre, daß sie nur mit zween Fingern essen sollte, fing derowegen an, die Erbsen mit beiden Fingern, so man die Schleckfinger an der linken und rechten Hand nennt,

herauszuklauben und eine nach der andern zu essen. Und da sie sich schmutzige Finger gemacht hatte, aber nach der Mutter Lehr nicht schlecken durfte, streckte sie beide Händ auf und schrie zur Mutter: Mutter, wer schleckt mir jetzt die Finger ab? Schweig, du Sack, sagt die Mutter, wische sie ans Tischtuch.

Das gehet nun noch an, aber das folgende zierte erst die Braut recht. Denn sie gedacht abermals an ihrer Mutter Lehre, hieß derowegen den Tisch etwas zurückrücken, und als das geschehen war, zeucht sie fein allgemach und säuberlich ihre Bein, nicht, die vom Gebratnen waren überblieben, sondern die zwo Säulen, darauf ihr ganzer Leib gebaut und befestigt war, auf den Tisch und legt sie neben ihren Teller, auf jeder Seiten eins, denn anders wollts nicht gehen. Was meinet ihr, ob sie nicht gepranget hat und man, weiß schier nicht was, gesehen hat?

Nach vollbrachter Mahlzeit trat der nächste nach dem Schultheißen herfür, den Gästen abzudanken, und nach getaner Reverenz sprach er: Ehrnfeste, ehrsame und weise Frauen und Töchter, desgleichen auch züchtige und tugendreiche Männer und Gesellen, was ihr gessen und trunken habt, das gesegne euch Gott. Der Braut Vater, Braut Mutter, Braut Tochter, Braut Schwester, Braut Schwieger, Braut ganze ehrnfeste Freundschaft lassen euch alle freundlich danken.

Nachgehends wurden die zwei neuen Eheleut zusammengelegt (sie hätten wohl selber können zusammensteigen) und der Bentzenauer vor der Türen gesungen. Als sie nun in Freuden miteinander das Bette zerbrachen, fragt die Braut ihren Bräutgam, was doch des Säuhirten Tochter am Kirchgang von ihm gewollt hätte? Aber er wollts ihr lang nicht sagen, bis ers zuletzt sagen mußte, da sonst zu besorgen, daß sie ihm ein Gänglin abschlüge. Und hat sie es nicht können drei Tag verschweigen? sagte die Braut. Nein, sagt der Bräutigam. O, welch eine Närrin, daß sie es nur drei Tag nicht verschweigen können. Ich bin wohl zwei Jahr bei meines Vaters Knechten gelegen und hab es keinem Menschen, als jetzund dir, gesagt.

Also hat dieser Bräutigam wohl gewonnen und wohl ein Roß um eine Pfeifen geben. Mußts doch verdrucken und verschlucken, obschon wider seines Herzens Willen.

Wie die Schildbürger das Gras auf einer alten Mauer durch ihr Vieh wollen abschaffen lassen.

Die Schildbürger waren ernsthaft in ihrem Tun, sonderlich in Betrachtung des gemeinen Nutzens, damit derselbe allenthalben aufginge und zunähme und nirgend Schaden litte. Auf eine Zeit gingen sie hinaus, eine alte Mauer zu besehen, welche von einem alten Gebäu noch überblieben war, ob sie vielleicht die Stein davon zu Nutz anwenden könnten. Nun war auf der Mauer schon langes Gras gewachsen; das dauerte die Bauern, daß es sollte verloren gehen und niemand zu Nutz kommen; hielten derowegen Rat, wie man es wohl könne verwenden. Da meinten die einen, man sollt es abmähen, aber niemand wollt sich auf die Mauer wagen; andere vermeinten, wann Schützen unter ihnen wären, so wäre am besten, daß man es mit einem Pfeil abschösse. Endlich wischte der Schultheiß herfür und riet, man sollte Vieh darauf gehen lassen, das würde es abessen, so brauchte man es weder abmähen noch abschießen.

Solchem Rat, als dem besten, tat die ganze Gemeinde Beifall, und zur Danksagung ward ferner erkannt, des Schultheißen Kuh sollt als erste des guten Rats genießen, welches der Schultheiß gern gestattet.

Also machten sie der Kuh ein starkes Seil um den Hals, warfens über die Mauer und fingen an, am andern Orte zu ziehen. Als aber der Strick zuging, fing die Kuh an zu ersticken, und wie sie schier hinaufkam, streckte sie die Zunge heraus. Solches sah ein großer Schildbürger, der schrie: Zieht, zieht, Leib und Seele hanget aneinander. Zieht noch einmal, zieht, sprach der Schultheiß, sie hat das Gras schon geschmeckt und die Zungen darnach ausgestreckt. Zieht, zieht, sie ist bald droben. Sie ist so tölpisch und ungeschickt, daß sie sich selbst nicht helfen kann; es sollte sie euer einer ganz hinaufstoßen.

Aber vergebens wars. Die Schildbürger konnten die Kuh nicht hinaufbringen, ließen sie herab, da war sie tot. Des waren sie froh, daß sie nun etwas zu schinden und zu metzgen hatten.

Von einer Schildbürgerin, welche mit Eiern gen Markt ging.

Es ist ein altes, aber allgemeines Sprichwort, das da sagt:

Wer ohn den Wirt die Zech will machen,
Der ratet übel seinen Sachen.

Also ging es dieser Frau auch. Denn da sie nur eine einzige Hennen gehabt, die ihr alle Tag ein Ei gelegt, sammelt sie derselben so viel, bis sie vermeint, für drei Groschen zu haben, tat sie in ein Körblein und zog damit gen Markt. Unterwegen, da sie keinen Gefährten hatte, fielen ihr allerlei Gedanken ein: unter andern dacht sie auch an ihren Kram, den sie gen Markt trug, redt lang mit sich selber den ganzen Weg und macht davon folgende Rechnung: Siehe, sagt sie bei sich selber, du lösest am Markt drei Groschen. Was willst du damit tun? Du willst darum zwo Leghennen kaufen. Dieselben zwo samt denen, die du hast, legen dir in soundsoviel Tagen so viel Eier. Wenn du die verkaufst, willst du noch drei Hennen kaufen. Das übrige ist schon Gewinn. Also hast du sechs Hennen, die legen dir in einem Monat soundsoviel Eier, die willst du verkaufen und das Geld zusammenlegen; kannst dennoch wohl unterweilen ein halbes essen. Also kannst du Nutz haben von den Hennen: die alten, so nit mehr legen, verkaufst du, ist eins; die jungen legen die Eier, ist das andre; sie brüten Junge aus, die du zum Teil aufziehen, zum Teil verkaufen und Geld daraus machen kannst, ist das dritte; so kannst du sie rupfen, wie die Gänse, ist das vierte. Aus dem zusammengelegten Geld willst du darnach etliche Gäns kaufen, die tragen dir auch Nutz, mit Eiern, mit Jungen, mit Federn. Also hast du Nutz von Hennen und Gänsen und kommst in acht Tagen soundsoweit. Nach solchem willst du eine Geiß kaufen, die gibt dir Milch und junge Zicklin. Also hast du junge und alte Hühner, junge und alte Gäns, Eier, Federn, Milch, Zickeln und Woll. Dann willst du versuchen, ob sich die Geiß vielleicht scheren lasse. Nach solchem willst du eine Schweinmutter kaufen, so hast du Nutz zu vorigem Nutz, mit jungen Ferkeln, Speck, Würsten und anderm. Nach solchem willst du eine Kuh kaufen, die gibt dir Milch, Kälber und Dung. Was willst du mit dem Dung tun, so du

keinen Acker haſt? Du willſt einen Acker kaufen, der gibt dir Korn, daß du keins mehr kaufen brauchſt. Darnach willſt du Roß kaufen und Knecht dingen, die dir dein Vieh verſehen und den Acker bauen. Darnach willſt du dein Haus größer machen, damit du kannſt etwan Hausgeſind um Geld bei dir haben. Darnach willſt du mehr Güter kaufen. Alſo kanns nicht fehlen. Denn du haſt Nutz, von jungen und alten Hühnern und Hahnen, von jungen und alten Gänſen, von Eiern, von Geißmilch, von Woll, von jungen Zicklin und Lämmlin, von jungen Säulin, von Kühen, denen du auch etwan die Hörner abſägen und den Meſſerſchmieden zu kaufen geben willſt, von Kälbern, von Äckern, von Matten, von Hauszins und anderm. Darnach willſt du einen jungen Mann nehmen, mit dem willſt du in Freuden leben und eine Gnadfrau ſein. O, wie willſt du dir laſſen ſo wohl ſein und keinem kein gut Wort geben. Juho, juheiaho, hopffas, drei Finger im Salzfaß iſt der Bauern Wappen, das will ich alsdann nicht mehr führen. Mit ſolchen Gedanken verſtieg ſich die gute Frau ſo tief, daß ſie gleichſam wie unempfindlich wurde, und war ihr nicht anders wie einem Trunkenen. Darum, als ſie hopffas ſchrie, wollte ſie auch einen Arm dazu aufwerfen und einen Sprung tun. Ich weiß aber bei Sankt Grix nicht, wie ſie getan. Als ſie den Arm aufſchwang und dazu jauchzte, ſtieß ſie mit ſolchem den Korb mit den Eiern, daß er ſich ganz ungeſtüm hernieder begab und die Eier alle zerbrachen. Hiemit lag all ihre Gnadfrauſchaft im Dreck. Wer Luſt dazu hat, mag ſie aufleſen und ein Gnadherr damit werden.

Wie die zu Schilda eine lange Wurſt machen und ſie nicht kochen konnten.

Die Schildbürger hatten auf eine Zeit eine gute ſchweinerne Sau, die wollten ſie behalten und mäſten. Als aber dieſelbe in einer Scheuer über den Haber kam, fraß ſie den auf und trieb des Hungers etwas zu viel, darum ſie dann verklagt und von der ganzen Gemein als ein Dieb vom Leben zum Tod verurteilt ward. Als nun Zeter geſchrien und der Stab über ſie gebrochen ward, wurde ſie alſobald mit dem Meſſer, wie das Recht mit ſich gebracht hatte, vom Leben zum Tod gerichtet, und fiel alles

ihr Hab und Gut, Haut und Haar den Richtern zu, zum Verfressen. Denn dieweil sie mit Fressen das Leben verwirkt, war es billig, daß sie mit gleicher Strafe gestraft und auch sollt gefressen werden. Nun wollten die Bauern alles zu Ehren ziehen, und, damit nichts zu unnütz abginge, auch Würste machen. Nahmen derowegen das Gedärm also ganz, wuschen es aus und füllten es, so lang es war, mit Speck, Blut, Leber, Lungen, Hirn, kleinen Beinlein und anderem, was man pflegt zu einer Wurst zu brauchen, und machten eine einzige Wurst, die war so lang als der ganze Darm.

Als nun der Tag kam, daß sie das Urteil vollenden und die Sau auffressen sollten, da wollten sie die lange Wurst zu einem Voressen haben, konnten aber keinen Hafen finden, welcher lang genug gewesen wäre, die Wurst der Länge nach darin zu kochen. Denn sie meinten, der Hafen müßte so lang sein als die Wurst, wußten also nicht, wie den Sachen zu tun wäre. Denn zudem, daß sie keinen solchen langen Hafen zuhanden gehabt, wollt auch kein Töpfer oder Hafner sich unterstehn, ihnen einen solchen zu machen.

In solchem Zweifel und Unmut geht der Schildbürger einer das Dorf hinab, und als er an etlichen Gänsen vorübergeht, fangen dieselben an zu schreien: Gigag, gigag. Das höret der Schildbürger, kehret sich um, hatte die Gänse nicht recht verstanden und vermeint, sie hätten gesagt: Zwiefach, zwiefach. Ging derowegen wiederum zu der Gemeinde und sprach: Es ist uns allen wohl eine Schand, daß wir erst jetzund von den Gänsen lernen sollen, daß man die Wurst muß zwiefach in den Hafen tun. Als die Gemein solches gehört, nahmen sie es ferner zu bedenken und ward allda beschlossen, denn sie waren gute Technici: könne man die Wurst zwiefach kochen, so lasse sie sich auch dreifach kochen; denn was sich zweie, das dreie sich auch gern, derowegen auch vierfach und noch mehrfach. Also legten sie die Wurst so oftfach zusammen, daß sie in einen gewöhnlichen Hafen konnte gelegt werden (denn sie konnt nicht selber darein springen), ward also gekocht und ausgeteilt und jedem ein Stück davon gegeben, welches ihm dreimal um das Maul ging. Denn es mußte jeder den einen Zipfel von der Wurst ins Maul nehmen

und heben, mit dem andern Teil fuhren sie ihm um den Kopf, und wann sie das drittemal zum Maul kamen, so biß er es ab; das war alsdann sein Teil. Davon ist das Sprichwort noch heutigentags vorhanden: Man muß dir eine Wurst braten, die dir dreimal ums Maul geht.

Wie die Schildbürger einen Mühlstein gruben und einer damit hinweglief.

Es hatten die Bauern eine Mühle gebaut, zu welcher sie in gemeinsamer Arbeit auf einem hohen Berg in einer Steingruben einen Stein gehauen und den mit großer Mühe und Arbeit den Berg herabgebracht hatten. Als sie ihn drunten hatten, fiel ihnen ein, wie sie die Bauhölzer, so sie zu ihrem Rathaus gebraucht, so leicht den Berg hinabgebracht, als sie dieselben selbst den Berg hinablaufen lassen, sagten derowegen untereinander: Nun sind wir doch große Narren, daß wir so üble Zeit gehabt haben, ihn hinabzubringen, da wirs doch wohl hätten können mit geringer Arbeit ausrichten. Wir wollen ihn wiederum hinauftragen und selber den Berg hinablaufen lassen, wie wir mit unserm Bauholz auch getan haben.

Solches gefiel ihnen allen; trugen also den Stein mit viel Mühe den Berg hinauf, und wie sie ihn eben wieder abstoßen wollen, spricht einer unter ihnen: Wie wollen wir aber wissen, wo er hingelaufen ist? Wer will es uns da unten sagen? Ei, sagte der Schultheiß, welcher den Rat gegeben hatte; diesem ist sehr wohl abzuhelfen: Es muß sich einer von uns in dieses Loch stecken (wie denn die Mühlsteine in der Mitte ein großes Loch haben) und mit hinablaufen. Das ward nun für gut angesehn und alsobald einer erwählt, welcher den Kopf in das Loch gestoßen und mit dem Stein den Berg hinabgelaufen ist.

Nun war zu unterst am Berg ein Fischweiher, in denselbigen fiel der Stein samt dem dummen Tropfen, also daß die Schildbürger beide, den Stein und den Mann, verloren, und keiner wußte, wo sie hingekommen sein möchten. Also fiel ein Argwohn auf den Gesellen, welcher mit dem Stein gelaufen, als wäre derselbige mit dem Mühlstein entlaufen und wollt ihnen also das Ihre entwenden. Ließen derowegen in allen umliegenden

Städten, Dörfern und Flecken öffentlich Zettel anschlagen: wo einer würde kommen, mit einem Mühlstein am Hals, den sollte man einziehen und ihm, als einen, so vom Gemeindegut gestohlen, sein Recht ergehen lassen. Aber der arme Teufel lag im Weiher und war tot; hätte er aber reden können, so wäre er willens gewesen, ihnen anzusagen, daß sie seinethalb ohne Sorg sein möchten, er wolle ihnen das Ihre wiederum zustellen. Aber die Last hat ihn dermaßen gedruckt und so tief hinuntergezogen, daß er, nachdem er genug Wasser gesoffen, ja mehr als ihm gut war, Todes starb und noch heutigentages tot ist und tot bleiben wird, soll und muß.

Die Schildbürger haben Mitleiden mit einem armen Nußbaum.

Nicht fern von Schilda fließt ein Wasser vorüber, an dessen Gestade ein großer Nußbaum haushielt. Demselbigen hing ein großer Ast hinab bis über das Wasser und fehlte wenig und er hätte es berührt. Die Schildbürger sahen einstmals solches; dieweil sie einfältige, liebe, fromme Leut waren, dergleichen Bauern man heutigentages wenig findt, hatten sie herzliches Erbarmen über den guten Nußbaum und großes Mitleiden mit ihm. Gingen deshalben darum zu Rat, zu bedenken, was doch

den guten Nußbaum möchte bekümmern, daß er sich also zum Wasser neige.

Als nun hierüber mancherlei Meinungen gefallen, sagte letzlich mein Herr, der Schultheiß: Ob sie nicht närrische Leute wären? Sie sähen doch wohl, daß der Baum an einem dürren Ort stünde und sich darum auf das Wasser neige, weil er gern trinken wolle. Es gedünke ihn auch nicht anders, denn daß derselbige niederste Ast des Baumes Schnabel wäre, welchen er nach dem Trunk ausstrecke. Die Schildbürger faßten kurzen Rat und gedachten ein Werk der Barmherzigkeit zu tun, wenn sie ihm zu trinken gäben.

Legten derowegen ein großes Seil oben um den Baum, stellten sich jenseits des Wassers und zogen den Baum mit Gewalt herab; vermeinten, ihm also zu trinken zu geben. Als sie ihn schier ganz bei dem Wasser hatten, befahlen sie einem, auf den Baum zu steigen und ihm den Schnabel vollends in das Wasser zu tunken.

Indem nun derselbe hinaufsteigt und den Ast hinunter in das Wasser tunkt, bricht den Bauern das Seil und schnellet der Baum zurück und schlägt ein harter Ast dem Bauern den Kopf ab; der fiel ins Wasser, daß ihn die Bauern nicht sahen. Der Körper aber fällt vom Baum herab und hatte keinen Kopf mehr.

Darob erschraken die Bauern sehr, saßen auf der Stelle stehend zu Gericht und hielten Umfrag, ob er auch einen Kopf gehabt hätte, da er auf den Baum gestiegen sei? Aber das wußte keiner von ihnen. Der Schultheiß sagte, er glaube gar, er hätte keinen gehabt, als er mit ihnen hinausgegangen, denn er habe ihn drei- oder viermal gerufen, aber nie keine Antwort von ihm gehört. Daraus er dann schließe: habe er nichts gehört, so habe er auch keine Ohren gehabt. Habe er keine Ohren gehabt, so habe er auch keinen Kopf gehabt. Denn die Ohren müssen ja am Kopf stehen. Doch wisse er es nicht so ganz genau. Darum wäre sein Rat, man sollte jemand heim zu seinem Weibe schicken und sie fragen lassen: Ob ihr Mann auch heut morgens den Kopf gehabt hätte, als er aufgestanden und mit ihnen hinausgegangen sei?

Die Frau sagte, sie wisse es nicht, aber das sei ihr noch wohl bewußt, als sie verflossenen Samstag ihn gewaschen, da habe er den Kopf noch gehabt und viel Unflats hinter den Ohren. Seitdem habe sie nie so gute Achtung darauf gegeben. Dort, an jener Wand, sagte sie, hängt sein alter Hut. Wann der Kopf nicht darinnen steckt, so wird er ihn ja mit sich hinausgenommen oder aber anderswo hingelegt haben, das ich nicht wissen kann. Also sahen sie unter den Hut an der Wand; aber da war nichts, und kann noch heutigentages im ganzen Flecken niemand sagen, wie es doch dem Schildbürger mit dem Kopf ergangen sei, ob er ihn hab daheim gelassen oder mit sich hinausgetragen.

Die Schildbürger verbergen ihre Glocken in den See.

Als bei den Schildbürgern einst das Gerücht von einem Krieg umging, fürchteten sie sehr für ihre Hab und Güter, daß ihnen die von den Feinden geraubt und hinweggeführt würden. Sonderlich aber war ihnen angst um eine Glocken, welche auf ihrem Rathaus hing; gedachten, man würd ihnen dieselb hinwegnehmen und Büchsen daraus gießen. Also wurden sie nach langem Ratschlag eins, dieselb bis zum Ende des Krieges in den See zu versenken und sie alsdann, wann der Krieg vorüber und der Feind hinweg wäre, wiederum herauszuziehen und wieder auf-

zuhenken. Trugen sie derowegen in ein Schiff und fuhrens auf den See.

Als sie aber die Glocken wollten hineinwerfen, sagt einer von ungefähr: Wie wollen wir aber den Ort wiederfinden, da wir sie ausgeworfen haben, wann wir sie gern wieder hätten? Da lasset euch, sprach der Schultheiß, kein grau Haar im ... wachsen; ging damit hinzu und schnitt mit einem Messer einen Kerb in dem Schiff an den Ort, da sie sie hinausgeworfen, sprechend:

Hie, bei diesem Schnitt wollen wir sie wiederfinden. Ward also die Glocken hinausgeworfen und versenkt.

Nachdem aber der Krieg aus war, fuhren sie wieder auf den See, ihre Glocken zu holen und fanden den Kerbschnitt an dem Schiff wohl, aber die Glocken konnten sie darum nicht finden, noch den Ort im Wasser, da sie solche hineingesenkt. Mangeln also noch heutigentages ihrer guten Glocken.

Wie die Schildbürger ihrem Kaiser Volk zuschicken und wie es ihrer Soldaten einem erging.

Das Geschrei von dem Krieg, um welches willen die Schildbürger obgehörtermaßen ihre Glocken in den tiefen See versenkt, war nicht so gar nichtig, daß sie es nicht auch in der Tat selbst

empfunden. Denn innerhalb wenig Tagen kam Befehl an sie, etliche Knecht zur Besatzung in die Stadt zu schicken, welches sie getan.

Als derselbigen Schildbürger einer, nicht der Geringste, in die Satdt einzog, begegnet ihm der Kühhirt, welcher seine Untertanen, Küh, Kälber und Ochsen, eben austreiben wollte, und da der Schildbürger sich nicht anders gespreizt und gereckt, als drei Eier in einer Butten, berührt ihn eine Kuh mit dem Horn nur ein wenig. Ob solchem erzürnte er solchermaßen, daß er seinen Dolch herauszog, seine Fuchtel in die Hand nahm, auf die Kuh zutrat und sprach: Bist du ein ehrliche und redliche Kuh, so stoße mich noch einmal. Aber die Kuh war nicht so ehrlich und redlich, daß sie hätte dürfen ein Gixlin sagen.

Auf eine Zeit täten sie in der Stadt einen Ausfall, auf die Feinde zu streifen und der Bauern Hühner und Gänse zu erbeuten. Nun hatte der gemeldte Schildbürger ein Stück von einem Panzer, einer Hand breit, gefunden, und als er eben damalen ein neues Kleid machen lassen, dem Schneider befohlen, selbigen unter das Futter ins Wams zu vernähen und vor das Herze zu setzen, damit er desto sicherer wäre und etwa einen Puff aushalten möchte. Wie ihm denn auf eine Zeit auch ein solches Glück widerfahren, daß er, als er ein halbes Hufeisen

gefunden und selbiges unter den Gürtel gesteckt hatte, damit einen Schuß auffing, welcher ihm sonst sein Leben gekost hätte. Darum er dann sich um den Gürtel nachmalen mit Hufeisen ganz behängt hatte und solches statt eines Harnisches gebrauchte.

Als nun dieser Schildbürger auch mit hinauslief, eine Beut zu erjagen, und übersah, daß die Bauern kamen und ihn jagten, wollt er über einen Zaun springen, blieb aber mit den Hosen an einem Zaunstecken hängen. Da stach der Bauern einer nach ihm mit einer Hellebarden, daß er vollends hinüberfiel und davonlief, also daß ihm nichts geschah. Über solches verwundert er sich sehr, beschaut seine Hosen, zu sehen, was es doch wäre, das ihm den Stich aufgehalten, und fand, daß der Schneider ihm den Panzerflecken vor den Ars gesetzt und ins Futter vernäht hatte. Ei, nun danke Gott, sprach er, diesem Schneider, so mir dies Kleid gemacht; wie hat er so wohl gewußt, besser als ich selber, wo mir das Herz liegt.

Wie ein Schildbürger seinen Sohn ließ zu einem Doktor machen und einen Narren zu Haus brachte.

Ein Schildbürger hatte einen Sohn, der war ein wenig gelahrt; den brachte er auf eine Universität, da man Doktores machte, und ging zum Herrn Dekan und fragte ihn, ob er nicht auch seinen Sohn, der nun ziemlich gelahrt, könnte zu einem Doktor machen, und was es wohl kosten würde. Da nun der Herr Dekan sah, daß er eine affenteuerliche Person vor sich hatte, und man doch, wie man sagt, Narren mit Kolben laufen soll, sagte, ja, er könnte es gar wohl tun, wenn er ihm wollte 200 Gülden geben. Das gefiel dem Herrn Schildbürger und seinem Sohn sehr wohl. Der Schildbürger brachte ihm die 200 Gülden und der Dekan brauchte seine Kunst, nachdem er ihn sehr scharf examiniert hatte, und ließ einen großen Topf voll Grütze sieden, da eine Kann Wasser eingehet, und gab die dem Sohn, gar auszueſſen. Der Sohn fraß sehr gierig und leerte den Topf gar aus, also daß ihm der Bauch gar dick ward. Darnach gab ihm der Dekan einen großen Brief und sagte, daß er nun den Doktor bei sich hätte, er sollt aber die Grütze zwei

Tage bei sich behalten und darnach allezeit mit Doktoren und Gelehrten umgehn, so könnte er wohl ein Doktor bleiben.

Es wollten aber der Vater und der neue Doktor zusammen hinauswandern. Wie nun den Doktor auf die Grütze sehr durstet, soff er einen guten Rausch darauf, und gingen sie nach Haus. Unterwegs aber kommt ihn etwas an, daß er den Bauch ausleeren mußte. Der Vater sagte: Lieber Sohn, halt den Doktor feste, denn er kost 200 Gülden. Der Doktor ging eine halbe Meil fort bis an ein Dorf und hielt, daß ihm der Bauch wehe tat und sagte: Lieber Herr Vater, ich kann nicht länger halten, wenn ich gleich nimmermehr kein Doktor bleiben soll; und setzt sich nieder und schmeißt den Doktor aus, sagend: Lieber Vater, da leit der Doktor. Da sagt der Vater: Ach, du heilloser Lecker, bringst mich um die 200 Gülden. Warte ein Weil, ich will einen Löffel aus dem Dorf holen und dir den Doktor oben wieder einfüllen, damit ich gleichwohl einen Doktor zu Hause bringe. Denn du könntest uns in unserer Gemeine gar wohl nützen, die darauf sehr viel hoffen und bauen. Du könntest unsere Sachen führen, so bedürften wir keines Advokaten. Der Sohn wollt aber des Füllens nicht. Da brachte der Vater einen Narren zu Hause, wie sie alle beide vorhin waren, und des lachte die ganze Gemeine.

Eine merkwürdige Geschichte, so sich mit einem Krebs zu Schilda zugetragen.

Ein unschuldiger, armer Krebs hatte sich auf eine Zeit irre gegangen, und als er vermeinte, in ein Loch zu kriechen, kam er zu allem Unglück gen Schilda in das Dorf. Als ihn etliche gesehen hatten, daß er so viele Füße hatte, hinter sich und vor sich gehen konnt, und was dergleichen Tugenden mehr ein ehrlicher, redlicher Krebs an sich hat, erschraken sie über die Maßen sehr darob, denn sie vormals nie einen gesehen. Schlugen derowegen Sturm an und kamen alle über das ungeheuere Tier zusammen und zerrieten sich, was es doch sein möchte. Niemand konnts wissen, bis letzlich der Schultheiß sagte, es werde gewißlich ein Schneider sein, dieweil er zwo Scheren bei sich habe. Solches zu erkundigen, legten ihn die Bauern auf ein Stück Londoner Tuch, und wo der Krebs hin und her kroch, da schnitt ihm einer

mit der Scheer hintennach. Denn sie vermeinten nicht anders, denn der Krebs, als ein rechtschaffener Meisterschneider, entwerfe ein Muster eines neuen Kleides, welches sie, als unsere Schildbürger auch tun, nachäffen wollten. Zerschnitten also endlich das Tuch ganz, daß es zu nichts mehr nutz war. Als sie nun gesehen, daß sie sich selbst betrogen hatten, tritt einer unter ihnen auf und spricht, er habe einen sehr wohl erfahrenen Sohn, der sei in dreien Tagen zwo Meilen Wegs weit und breit gewandert, habe viel gesehen und erfahren, es zweifle ihm nicht daran, er werde dergleichen Tier mehr gesehen haben und wissen, was es sei. Also ward der Sohn berufen. Derselbe besah das Tier lang, hinten und vornen, wußte nicht wo ers angreifen sollt oder wo es den Kopf hatte. Denn wann der Krebs hinter sich kroch, so meint er, er hätt den Kopf beim Schwanz; konnt sich also gar nicht dreinfinden, sprach aber endlich: Nun hab ich doch mein Tag hin und her viel Wunders gesehen, aber desgleichen ist mir nicht fürkommen. Doch wenn ich sagen soll, was es für ein Tier sei, so spreche ich nach meinem hohen Verstand: Wenn es nicht eine Taube ist oder ein Storch, so ist es gewißlich ein Hirsch. Unter diesen muß es eins sein.

Die Schildbürger wußten jetzt ebensoviel als zuvor, und als ihn einer angreifen wollt, erwischt ihn der Krebs mit der Scher dermaßen, daß er anfing um Hilf zu rufen und zu schreien: Es ist ein Mörder, ein Mörder. Als solches die andern gesehen, hatten sie schon genug. Besetzten derowegen alsobald, gleich ohne Verzug, von Stund an, auf der Statt, eilends allda, am selbigen Ort, auf dem Platz, da der Bauer gebissen worden, das Gericht und ließen ein Urteil über den Krebsen ergehen, das lautet ungefähr solchermaßen: Sintemal niemand wisse, was dieses für ein Tier sei; sichs aber erweise, dieweil es sie betrogen, indem es sich für einen Schneider ausgegeben und doch nit sei, daß es ein leutbetrügendes und schädliches Tier sei, ja ein Mörder: so erkennen sie, daß es solle gerichtet werden, als ein Leutbetrüger und ein Mörder, mit dem Wasser und was dazu gehört.

Solchem Urteil stattzutun, ward einem unter ihnen befohlen. Derselb nahm den Krebs auf ein Brett und trug ihn dem Wasser

zu, und ging zu Schilda die ganze Gemein mit. Da ward er, im Beisein und Zusehen jedermanns, hineingeworfen. Als der Krebs in das Wasser kommen und wieder zu sich kam, zappelt er und kroch hinter sich. Solches sahen die Bauern, deren huben etliche an zu weinen und sprachen: Nun sollt eins wohl fromm sein, schauet doch, wie tut der Tod so wehe.

Wie die Schildbürger einen Maushund und hiemit ihr endliches Verderben kaufen.

Nun hatten die zu Schilda keine Katzen, aber so viel Mäuse, daß ihnen auch im Brotkorb nichts sicher war; was sie nur neben sich stellten, das ward ihnen gefressen oder zernagt, also daß sie sehr angsthaft waren. Da begab es sich auf eine Zeit, daß ein Wandersmann durch ihr Dorf zog, der trug eine Katz auf dem Arm und kehrte bei dem Wirt ein. Der Wirt fragt ihn, was doch das für ein Tier sei. Er sprach, es sei ein Maushund. Nun waren die Mäuse zu Schilda so zutraulich und zahm, daß sie auch vor den Leuten nicht mehr flohen, liefen bei Tag hin und her ohne alle Scheu. Darum ließ der Wandersmann die Katz laufen und erlegt die alsbald, im Beisein des Wirts, der Mäuse gar viel.

Als solches der Gemein durch den Wirt angezeigt ward, fragten sie den Mann, ob der Maushund feil wäre, sie wollten ihm den wohl bezahlen. Er antwortete, er sei ihm zwar nicht feil, dieweil sie aber sein so nötig hätten, so wolle er ihn ihnen lassen, wann sie darum geben wollten, was recht sei. Fordert derowegen 100 Gülden dafür. Die Bauern waren froh, daß er nicht mehr dafür gefordert hatte, wurden mit ihm des Kaufes eins, ihm die Hälfte also bar zu erlegen, das übrige Geld sollte er über ein halbes Jahr holen kommen. Also ward von beiden Teilen der Kauf gemacht, diesem das halbe Geld gegeben, und trug er ihnen den Maushund in ihre Burg, darinnen sie ihr Getreide liegen hatten, da auch am mehrsten Mäuse gewesen. Der Wanderer zog eilends mit dem Geld hinweg; fürchtete, daß sie etwa der Kauf gereue und sie ihm das Geld wieder nehmen möchten; und im Gehen sah er oft hinter sich, ob ihm nicht jemand nacheile.

Nun hatten die Bauern vergeſſen, zu fragen, was der Maushund eſſe, darum ſchickten ſie dem Wandersmann in Eil einen nach, der ihn deshalben fragen ſollte. Als der mit dem Geld ſah, daß ihm jemand nacheilte, eilte er deſto mehr, alſo daß ihn der Bauer nicht ereilen konnt, darum ſchrie er ihm von ferne zu: Was iſſet er? Was iſſet er? Jener antwortete: Was man ihm geit. Was man ihm geit. Der Bauer hatte verſtanden, er habe geſagt, Vieh und Leut, Vieh und Leut. Kehrte derowegen in großem Unmut wieder heim und zeigte ſolches ſeinen gnädigen Herrn an, welche darob ſehr erſchraken und ſprachen: Wann er keine Mäuſe mehr zu freſſen hat, ſo wird er darnach unſer Vieh freſſen und endlich uns ſelber, ob wir ihn ſchon mit unſerm guten Geld gekauft haben. Beſchloſſen derowegen, die Katz zu töten; aber keiner wollt ſie angreifen. Darum wurden ſie eins, ſie in dem Schloß mit Feuer zu verbrennen; denn es wäre beſſer, ein geringer Schaden, als daß ſie alle ſollten um Leib und Leben kommen. Alſo zündeten ſie das Schloß an.

Da aber die Katz das Feuer ſchmeckte, ſprang ſie zu einem Fenſter hinaus, kam davon und floh in ein ander Haus. Das Schloß aber verbrannte bis auf den Boden hinweg.

Niemand war ängstlicher als die Schildbürger, die des Maushunds nicht konnten los werden. Hielten derowegen ferner Rat und kauften das Haus, darin die Katz war, und zündeten es auch an. Aber die Katz entsprang auf das Dach, saß da eine Weil und putzte sich, wie ihre Gewohnheit war, mit dem Täpplein über den Kopf. Das verstunden die Bauern, als ob die Katz eine Hand aufhübe und einen Eid schwöre, daß sie solches nicht wollt ungerochen lassen. Allda wollt einer mit einem langen Spieß nach der Katzen stechen; sie aber ergriff den Spieß und fing an, daran herabzulaufen, dessen er und die ganze Gemein erschraken, davonliefen und das Feuer brennen ließen. Und dieweil dem Feuer niemand gewehrt und dasselbe gelöscht hat, verbrannte das ganze Dorf bis auf ein Haus, und kam gleichwohl die Katz davon. Die Bauern aber waren mit Weib und Kind in einen Wald geflohen. Damalen verbrannte auch ihre Kanzlei, daß von ihren Geschichten nichts ordentliches mehr verzeichnet zu finden.

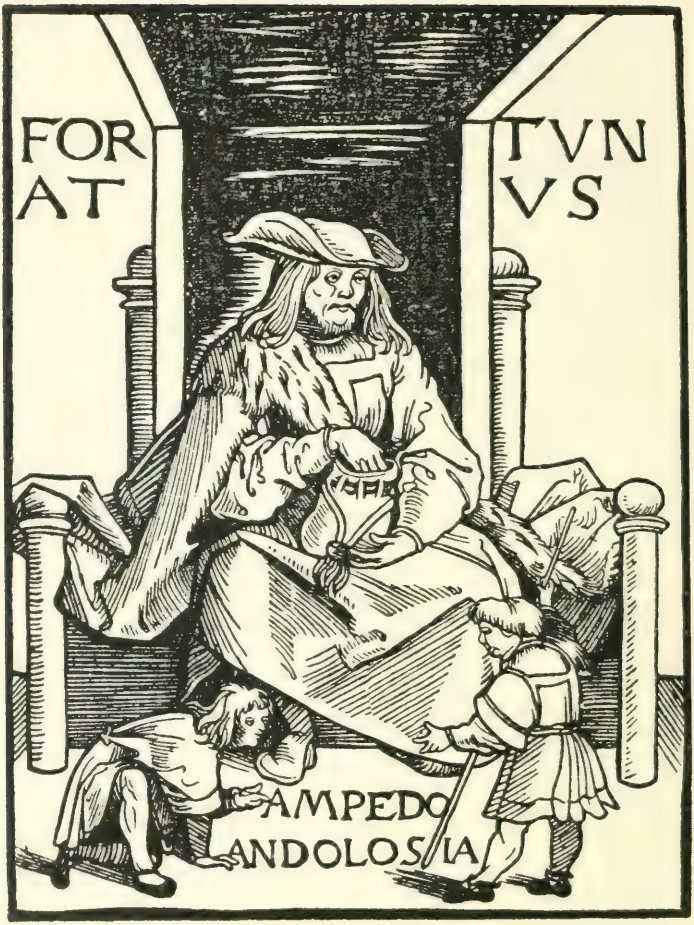
Wem Gott gibt, daß er ist klug und weis,
Weis und klug zu bleiben, sich befleiß.
Wer sich selbst tut zum Narren machen,
Desselben soll man billig lachen.
Wart, bis das Alter kommt mit Fug,
Du wirst alsdann noch kindlich genug.

Ende der Historie von den Schildbürgern in Misnopotamia.

Von Fortunato und seinem Säckel, auch Wunschhütlein

Ganz kurzweilig
zu lesen.

1509


FOR
AT
TVN
VS
AMPEDO
ANDOLOSIA

Das Land Zypern ist ein Königreich auf einer Insel gegen der Sonnen Aufgang im Meer gelegen, gar wonnsam, lustig und fruchtbar. Darin ist eine Stadt, genannt Famagusta, in welcher Stadt ein edler Bürger alten Herkommens, mit Namen Theodorus, lebte. Dem hatten seine Eltern groß Hab und Gut hinterlassen, also daß er sehr reich und mächtig war. Dabei war er jung und fröhlichen Mutes und betrachtete wenig, wie seine Eltern zuzeiten das Ihre erspart und gemehrt hatten. Sein Gemüt war gänzlich gerichtet auf zeitliche Ehr, Freud und Wohlleben, und machte er einen großen Staat mit Stechen, Turnieren, dem König zu Hof reiten und anderen Sachen, womit er viel Zeit vertat. Das merkten seine Verwandten wohl und gedachten ihm ein Weib zu geben, dadurch sie ihn von solchem Leben ziehen möchten, und legten ihm das für. Es gefiel ihm wohl und verhieß, ihnen darin zu folgen, worauf die Verwandten anfingen, ihm ein Gemahl zu suchen. Es lebte aber da ein edler Bürger in der Stadt Nicosia, der Hauptstadt von Zypern, da die Könige von Zypern gemeiniglich Hof halten, der hatte eine schöne Tochter, die hieß Gratiana, die ward ihm vermählt; und ward nicht weiter gefragt, was er für ein Mann wär, sondern des Ruhmes wegen, so er hatte, nämlich wie er so reich und mächtig wär, ward ihm die Jungfrau gar köstlich heimgeführet. Als nun die Hochzeit vollbracht und vollendet war, nahm Theodorus die Jungfrau und lebte mit ihr gar freundlich und tugendlich; darob seine und auch der Braut Verwandten großes Wohlgefallen empfanden und vermeinten, sie hätten ein gut Werk vollbracht, daß sie Theodorum, der so wild gewesen, mit einem Weib also zahm gemacht hätten; doch war ihnen unkund, wie es mit der Natur beschaffen, daß sie nicht wohl zu wenden ist. Indem ward Gratiana schwanger und gebar, ehe denn das erste Jahr nach der Hochzeit verlaufen, einen Sohn, der Fortunatus getauft und geheißen ward. Und ob auch Theodorus daran ein groß Wohlgefallen hatte, fing er wiederum an, sein alt Wesen zu haben mit Stechen, Turnieren, viel Knechten und köstlichen Rossen; ritt dem König zu Hof, ließ Weib und Kind und fragte nicht, wie es ging, verkaufte heut ein Gut und versetzte morgen ein anderes. Das trieb er

so lang und viel, bis daß er nichts mehr zu verkaufen, noch zu versetzen hatte und kam also zu Armut und hatte seine jungen Tage unnützlich vertan. Er ward so arm, daß er weder Knecht noch Mägd vermocht, und mußt die gut Frau Gratiana selber kochen und wäschen, wie ein armes, verdingtes Weib.

Und als sie nun einmal zu Tisch saßen und essen wollten, hätten sie gern wohl gelebt, wenn sie es gehabt hätten. Der Sohn saß vor dem Vater und der Vater sah den Sohn gar ernstlich an und begann inniglich und von Grund seines Herzens zu seufzen. Das sah der Sohn, der nun bei achtzehn Jahren alt war und nichts konnte denn bloß einen Namen schreiben und lesen; doch verstand er sich wohl auf die Vogeljagd und ander Weidwerk, das dann auch sein Kurzweil war; der fing an und sprach zu seinem Vater: O mein lieber Vater, was liegt dir an oder was beweget dich zur Traurigkeit? Ich hab an dir gemerkt, wenn du mich ansiehst, daß du betrübt wirst. So bitt ich dich, lieber Vater, sag mir, hab ich dich irgend erzürnet oder vollführ ich mein Leben nicht nach deinem Willen, das laß mich wissen, da ich doch willens bin, ganz in deinem Willen zu leben. Der Vater hub an und sprach: O lieber Sohn, darum ich traure, daran hast du keine Schuld. Ich kann auch niemanden beschuldigen; denn die Angst und Not, darinnen ich bin, hab ich mir selbst gemacht. Wenn ich gedenk an so groß Ehr und Gut, so ich gehabt hab, das so unnützlich vertan worden, und das mir doch meine Vorfahren so treulich gespart haben, wie ich billig und von Rechts wegen auch getan sollt haben und unser alt Herkommen und Stamm in Würden gehalten, das ich leider nicht getan hab; darum, wenn ich dich anschau und gedenk, daß ich dir weder helfen noch raten kann, so beschwert und bekümmert mich das so sehr, daß ich Tag und Nacht keine Ruh finden kann; auch daß mich alle die verlassen haben, mit denen ich mein Gut so freundlich geteilt hab. Denselben bin ich jetzt ein unwerter Gast.

Klaget also sein Not mit betrübtem Herzen.

Der Sohn war traurig ob der Kümmernis seines Vaters, hub an und sprach: O allerliebster Vater, laß von deinem Trauern und sorg dich nicht um mich. Ich bin jung, stark und gesund, ich will gehn in fremde Land und dienen. Es ist noch viel Glücks

in dieser Welt; ich hoffe zu Gott, mir wird auch ein Teil. Du aber hast einen gnädigen Herrn an unserm Herrn König, dem mach dich unterwürfig und diene ihm, er verläßt dich noch meine Mutter nicht bis an euer End. Und schäm dich des nicht, da es die Notdurft heischet. Auch sorg dich nicht um mich; du und meine Mutter habt genug an mir getan, daß ihr mich erzogen habt, darum ich euch großen Dank sag und schuldig bin, mein Lebtag Gott für euch zu bitten. Darnach stund er auf und ging mit einem Falken, so er hatte, aus dem Haus an des Meeres Gestad und dachte, was er anfahen sollte, damit er nicht mehr seinem Vater vor Augen käm und der sich über ihn betrübe.

Wie Fortunatus mit dem Grafen von Flandern ohne Wissen seiner Eltern von dem Land Zypern hinweg fuhr.

Als er so an dem Meer hin und her ging, sah er im Hafen eine Venediger Galeere liegen, darauf Pilger gen Jerusalem gefahren waren. Auf dieser Galeere war der Graf von Flandern, dem waren zween Knechte gestorben. Und da der Graf kein Geschäft mehr bei dem König hatte, und auch der Schiffsherr fertig war und man blies und wegfahren wollte, kam der Graf und viel anderer edler Leut mit ihm, auf daß sie die Abfahrt nicht versäumten. Das sah nun der betrübte Fortunatus und gedachte den Herrn zu fragen, ob er nicht eines Knechts bedürfe, ging also ihm entgegen und zog ab sein Barett und neigte sich gar schön, dabei der Graf wohl merkte, daß er nicht eines Bauern Sohn war, und sprach: Gnädiger Herr, ich hab gehöret, daß euer Gnaden sind Knecht abgangen. Bedarf euer Gnaden nicht eines anderen? Der Graf sprach: Was kannst du? Er sprach: Ich kann jagen, beizen und was zum Weidwerk gehört, dazu einen reisigen Knecht machen, wann es not ist. Der Graf sprach: Du wärest mir wohl recht, aber ich bin aus fernen Landen und fürcht, du ziehest nicht so fern von diesem Land. Fortunatus sprach: O gnädiger Herr, ihr könnt nicht so fern ziehen, daß ich nicht wollt, es wär viermal so fern. Der Graf sprach: Was müßt ich dir zu Lohn geben? Fortunatus sprach: Gnädiger Herr,

ich begehr keinen Lohn. Darnach ich dien, darnach lohnet mir. Dem Grafen gefielen die Worte des Jungen wohl und sprach: Nun, die Galeere wird gleich abgehn. Bist du fertig? Er sprach: Ja, Herr, und warf den Falken, so er auf der Hand hatte, in die Luft und ließ ihn fliegen. Ging darauf ungesegnet und ohn Urlaub seiner Eltern als des Grafen Knecht mit ihm in die Galeere und fuhr also davon und hatte wenig Bargeld bei sich.

Und als sie in kurzer Zeit mit allem Glück gen Venedig kamen, hatte der Graf schon von aller Herrlichkeit zu Venedig genug gesehen, daß ihn nicht mehr gelüstete, länger dazubleiben. Seine Begierd stund nach seinem Land und seinen guten Freunden; auch war er willens, so ihm Gott von dem heiligen Land Jerusalem wieder heim hülfe, sich ein Gemahl zu nehmen, eines Herzogs Tochter von Kleve, die jung und sehr schön war; und waren alle Ding abgeredet bis auf sein Wiederkommen. Darum hatte er desto mehr Begierd, bald wieder heimzukommen und ließ sich Pferde kaufen und rüstete sich zu. Kaufte auch zu Venedig schöne Kleinode von Sammet und von Gold und was sonst zu einer köstlichen Hochzeit gehört; und ob er gleich viel Knechte hatte, konnte doch keiner Welsch, allein Fortunatus, der auch gar wohl verstand bei dem Kauf zu reden, darob der Graf ein groß Wohlgefallen hatte und ihn lieb gewann. Das merkte Fortunatus und befliß sich, je länger, je besser seinem Herrn zu dienen. Er ging immer als Letzter von ihm und war am Morgen der Erste bei ihm. Das merkte der Herr, und als man nun dem Grafen viel Roß gekauft hatte, teilte er sie unter seine Diener und gab Fortunatus eins von den besten. Das verdroß die anderen Knechte und fingen sie gleich an, ihn zu hassen, und sagte einer zu dem anderen: Sehet an, hat uns der Teufel mit dem Welschen beschissen. Vermeinten alle, er wäre ein Welscher, darum, daß er Welsch konnte; und war er doch aus Zypern und von Geburt ein wohlgeborner Grieche. Nichtsdestominder mußten sie ihn mit ihrem Herrn reiten lassen, und wagte ihn keiner bei dem Grafen zu verdächtigen oder zu verunglimpfen. Also kam der Graf mit Freuden heim und ward gar ehrenvoll empfangen von allem seinem Volk, denn sie hatten ihn gar lieb, und er war

ein frommer Graf, der seine Untertanen auch lieb hatte. Als er nun heimgekommen war, da kamen die Umsaßen und seine guten Freunde und empfingen ihn gar schön und lobten Gott, daß er eine so selige Reis vollbracht hätte und fingen an mit ihm zu reden der Gemahlschaft wegen, wie dann zuvor davon geredt worden. Das gefiel ihm wohl und bat und begehrte er, daß man die Sach vollende. Das geschah auch in wenigen Tagen und ward ihm des Herzogs Tochter von Kleve vermählt. Da ward eine große und köstliche Hochzeit zugericht, davon viel zu schreiben wär, denn da kamen viel Fürsten und Herren auf die Hochzeit. Und ward gestochen, turnieret, scharf gerannt und andere Ritterspiel getrieben vor den schönen und edlen Frauen, so die Fürsten und Herren mit sich dahin gebracht hatten. Aber soviel edler Knecht oder sonst Diener auch die Fürsten und Herren auf die Hochzeit gebracht hatten, so war doch keiner unter ihnen, des Dienst und Wesen Frauen und Mannen besser gefiel, denn Fortunati. Sie fragten den Grafen, von wannen ihm der treffliche Diener käm, und er sagte ihnen, wie er zu ihm kommen wär auf der Rückfahrt von Jerusalem, und sagte ihnen, wie er so ein guter Jäger wär, und die Vögel in der Luft und die Tiere in den Wäldern, da wär keines sicher vor ihm; zudem könnte er sonst wohl dienen und mit jedermann umgehn, je nachdem er wäre. Durch solches Lob, so ihm sein Herr gab, ward ihm viel geschenkt von Fürsten und von Herren und von edlen Frauen.

Wie Fortunatus im Stechen und Turnieren bei seines Herren Hochzeit in Flandern das Beste tat und beide Kleinode gewann.

Als nun die Fürsten und Herren gestochen hatten, beschlossen der Herzog von Kleve und der Graf, sein Tochtermann, den Dienern, so mit den Herren auf der Hochzeit waren, zwei Kleinode auszusetzen: darum sollten sie stechen und sich in vier Parteien teilen und sollten zwei auf den einen Tag stechen und die andren zwei des andren Tags, und wer das Beste täte, der sollte eins der Kleinode haben, deren jedes bei hundert Kronen wert war. Der Herren Diener waren alle froh und hatte jeder ein

gute Hoffnung, er werde das Beste tun; und waren der Diener wohl achtzig, die stechen wollten, also daß je zwanzig wider-einander stachen. Unter ihnen war Fortunatus auch mit seines Herrn Wissen und Willen. Und als sie den ersten Tag stachen, da gewann den Preis des Herzogs von Brabant Diener einer. Und als sie des andern Tags stachen, abermals zwanzig wider zwanzig, da gewann Fortunatus den Preis. Da die das hörten, die gestochen hatten, und auch die andren, so nicht gestochen hatten, hatten sie alle ein groß Mißfallen darob, daß Fortunatus das eine Kleinod gewonnen hatte. Baten darum alle den Timotheum, des Herzogs von Brabant Diener, der das andre Kleinod gewonnen hatte, daß er den Welschen, den Fortunatum, aus-fordere und sein Kleinod gegen das seine setze. Timotheus konnte die Bitte, so an ihn gestellt ward, so vieler guter Gesellen wegen nicht wohl abschlagen und entbot dem Fortunato, daß er sein Kleinod gegen das seine setzen wolle und mit ihm darum stechen vor den Frauen und Jungfrauen, und welcher das Beste tät, der sollte die Kleinode beide haben. Da Fortunatus das ver-nahm, bedacht er sich nicht lang, wiewohl er zuvor nie gestochen hatte, und sagte ihm das zu. Diese Mär kam vor die Herren, wie Timotheus und Fortunatus miteinand stechen wollten um ihre Kleinode; das hörten die gern. Also rüsteten sie sich gleich und kamen auf den Plan und ritten mannlich widereinand, und hätte jeder gern das Beste getan. Doch beim vierten Ritt stach Fortunatus den Timotheum von seinem Gaul und gewann da die zwei Kleinode, die 200 Kronen wohl wert waren. Da erhob sich erst großer Neid und Haß und allermeist unter des Grafen von Flandern Dienern; aber der Graf sah es sehr gern, daß seiner Diener einer die Kleinode gewonnen hatte und meinte, all sein Hofgesind sollte es gern gesehen haben und ihnen lieber gewesen sein, denn daß ein Fremder die Kleinode weggeführet hätte. Der Graf wußte aber nicht um den Unwillen, so seine Diener gegen Fortunatum hatten, denn es wagte es keiner dem Grafen zu sagen. Nun war einer unter ihnen, der hieß Rupert und war listig und verschlagen, der sprach, hätt er zwanzig Kronen, so wollt er sich unterstehn und den Welschen dazu bringen, daß er von selbst eilends hinweg ritte ohn Urlaub

seines Herrn, und wollt das also zuwege bringen, daß unter ihnen keiner dadurch sollt verargwohnt werden. Da sprachen sie alle zu ihm: O, lieber Rupert, kannst du das, was zauberst du dann? Er sprach: Ich kann es nicht zuwege bringen ohne Geld. Gebet mir aber jeder eine halbe Krone, und bring ich ihn nicht von dem Hof, so will ich jedem eine ganze Kron dafür wiedergeben. Sie waren alle willig, und wer sie nicht bar hatte, dem liehen die anderen, also daß sie fünfzehn Kronen zuwege brachten und die dem Rupert gaben. Der sprach: Nun rede mir niemand darein und tu jedermann wie zuvor in allen Sachen. Das verhießen sie ihm alle zu tun. Also fing Rupert an, gesellte sich zu Fortunatus und redete gar freundlich mit ihm und sagte ihm von alten Geschichten, so in den Landen geschehen waren. Fing auch an ihn zu schönen Frauen zu führen, die er gar gern sah, und wo sie hinkamen, sandte Rupert allwegen aus nach Wein und anderm guten Geschleck, denn er wußte gar wohl, was zu solchen Freuden gehört. Wenn sie nun heimkamen, so ging Fortunatus an seinen Säckel und wollte einen Teil des ausgegebenen Gelds bezahlen. Rupert aber wollte kein Geld von ihm nehmen und sprach, er wäre ihm lieber denn irgendeiner seiner Brüder, und was er habe, das gönne er ihm, und solcher guter Worte gab er ihm viel. Rupert wußte auch wohl, daß die Welschen nicht gern Geld ausgeben und meinte, er könnte nichts Besseres anfangen, dabei eine größere Treu zu spüren, denn für den andern Geld ausgeben. Das trieben sie nun gar viel und oft, bis Rupert schier kein Geld mehr hatte. Da nun die andern Diener des Grafen inne wurden, daß Rupert und Fortunatus zu den schönen Frauen gingen und also wohl lebten, sagte einer zu dem anderen: Meinet Rupert Fortunatum mit diesem Leben von hinnen zu bringen. Ja, wär er jenseits des Meeres, zu Zypern, und wüßte von solchem Leben hier, er dächte bald nach, wie er könnte herkommen. Fürwahr, tut Rupert nicht, was er uns verheißen hat, muß er uns dreißig Kronen geben, und sollte ihm nichts mehr auf Erden bleiben. Die Worte wurden Rupert gesagt, der seiner Gesellen spottete und sprach: Ich weiß mir sonst keinen guten Tag zu machen denn mit eurem Geld.

Wie Fortunato ein Grausen gemacht ward, deshalben er heimlich hinweg floh.

Als sie aber das Geld gar verbraucht hatten, kam an einem Abend spät, da sich der Graf mit seinem Gemahl schon zur Ruh begeben hatte, Rupert zu Fortunato in seine Kammer, hub an und sagte: Mir ist etwas in dieser Stunde im geheimen gesagt worden von meines Herrn Kanzler, der da insonder mein günstiger und guter Freund ist; und wiewohl er mir das gar hoch und teuer verboten hat, so lieb mir seine Freundschaft sei, kann ich es dir als meinem lieben Gönner nicht verhalten, da es eine Sach ist, die dich auch treffen möcht. Und ist die Sach die: du weißt wohl, daß unser Herr, der Graf, sich ein edel und schön Gemahl genommen und dazu viel schöner Frauen und Jungfrauen in seinem Frauenzimmer hat. Nun ist ihm eine Fantasei angefallen und ist er um sein Gemahl besorgt und auch um die andern, so in dem Frauenzimmer bei ihr sind, wegen der jungen Kämmerlinge, so ihnen dienen; wiewohl er die Hoffnung hat, sie seien so ehrsam, daß sie um keinen Preis begehren, Unehrliches zu tun. Doch liegt ihm im Sinn, wie es ein so blind Ding ist um die Lieb, und wenn die angezündt wird und entbrennt, wie hart die zu erlöschen ist. Denn zwei liebhabende Menschen, die in ganzen Treuen einander lieb haben, kann niemand scheiden denn allein der Tod. Und um solchem zuvorzukommen, ist ihm geraten worden, und ist das ganz auch seine Meinung, morgen zu reiten gen Lauffen, ist eine große Stadt und Bistum, und alle seine Diener mit sich zu nehmen. Und dieweil er also da sein wird, will er die vier Frauendiener lassen verschneiden, es sei ihnen lieb oder leid. Denn es ist gar ein guter Meister zu Lauffen, und ist sein Fürnehmen, sobald er dahin kommt, den Meister zu bestellen, daß er drei oder vier guter, starker Knechte nehme und dazu vier Bauernhäuser in der Einöde, worauf er ihm seiner Diener vier senden will, alle Tage einen. Und so solches geschehen ist, so wird er sie wieder heimführen und in das Frauenzimmer tun und den Frauen dienen lassen wie zuvor. Auch will er seinem Gemahl solches sagen und ihr gebieten, daß sie es heimlich halte, so ist er gewiß, daß sie es ihrer obersten Kämmerin sagen wird, und

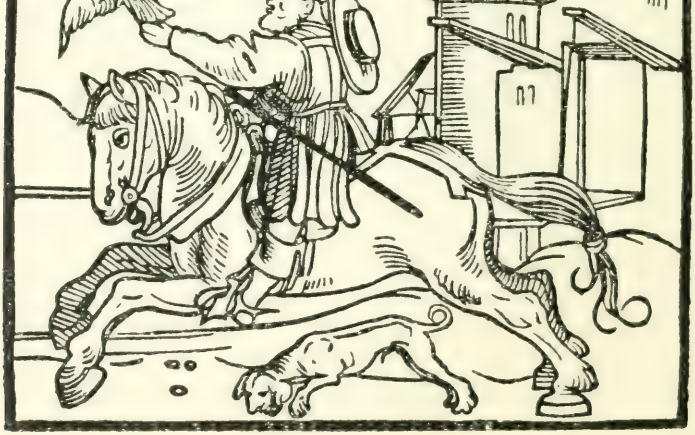
darnach je eine der andern, bis sie es alle inne werden. Damit, so vermeint er, dem zuvorzukommen, daß die Lieb fürderhin Eingang finde in seinem Frauenzimmer, denn er wisse wohl, daß keine Frau einen verschnittenen Mann mög lieb gewinnen, da es ganz wider ihre Natur ist.

Da Fortunatus die Worte vernahm, erschrak er sehr und sprach, ob er keinen Ausgang aus der Stadt wüßte, so wollt er ihn bitten, daß er ihm den weise. Wollte also von Stund an hinweg und seines Herrn Fürnehmen nicht erwarten: denn gäb er mir all sein Gut und könnt mich König in Engeland machen, so will ich ihm keinen Tag mehr dienen. Darum, lieber Rupert, hilf und rat, daß ich hinwegkomme. Rupert sprach: Wisse, lieber Fortunatus, die Stadt ist an allen Orten geschlossen und kann niemand weder ein noch aus kommen, bis morgen früh, so man zur Metten läutet. Da schleußt man das Tor auf, genannt Porta de vacha, das ist das Kühtor, das schleußt man am früheſten auf. Aber, lieber Fortunatus, wenn es um mich ein solche Gestalt hätt, als um dich, so wollt ich mich nicht bedenken und mich darein geben, denn du wäreſt ein gemachter Jungherr dein Lebtag. Fortunatus sprach: Wer solches begehrt, so wolle Gott, daß es ihm widerfahr. Ich will nichts davon hören; und so mir einer die Wahl gäb, ob ich mich ließ verschneiden und König zu Frankreich werden oder unverschnitten müßt betteln gehn mein Lebtag, so bedürft ich keines Rats, noch darauf mich zu bedenken: ich wollt eher betteln gehn und eine Nacht nicht liegen, da ich die andere gelegen war.

Rupert sprach: Mir ist leid, daß ich dir diese Ding geoffenbart hab, denn ich hab all mein Hoffen auf dich gesetzt, daß wir als Brüder wollten miteinander gelebt haben und unsere Zeit miteinander vertrieben. So du aber des Willens biſt, jäh von hinnen zu scheiden, so laß mich doch durch ein Schreiben wissen, wo du dein Wesen haben wirſt. So dann unser Herr sein Frauenzimmer versehen hat mit verschnittnen Kämmerlingen, würd ich dir schreiben, so könnteſt du dann wiederkommen, denn mir zweifelt nicht, du habeſt allweg einen gnädigen Herren. Fortunatus antwortete gar schnell und sprach: Du sollſt mir weder schreiben noch etwas entbieten, denn dieweil ich leb, komm ich

an den Hof nicht mehr, und ich bitt dich, du wolleſt es nicht offenbaren, daß ich alſo aus dem Land geritten ſei, ſondern ich ſei ſchon vor drei Tagen hinweg geweſen. Rupert ſprach: Ich gelob es dir; und nahm alſo Abſchied von ihm und ſtellte ſich gar kläglich, als ob er trauern wollte und ſprach: Die Gnad Gottes und das reine Herz Mariä, der reinen Magd, und der Segen aller Heiligen mögen dich geleiten und in allen deinen Geſchäften mit dir ſein und dich vor allem Herzleid behüten; und ſchied alſo von ihm. O, was guter Worte gingen da aus einem falſchen Herzen. O Judas, wie haſt du ſoviel Erben hinter dir gelaſſen.

Es war nun um Mitternacht, da gemeiniglich jedermann ſchläft, aber Fortunato kam kein Schlaf und deuchte ihn eine Stunde eines Tags lang, denn er war beſorgt, der Graf würde inne werden, daß er hinweg wollte, und ihn fahen laſſen. Wartete alſo mit Angſt und Not, bis daß der Tag herbrach. Da war er auf, geſtiefelt und geſpornt, und nahm ſein Federſpiel und Hund, als ob er auf die Jagd reiten wollte, und ritt ſo eilends hinweg, daß, wär ihm ein Aug entfallen, er es nicht mehr aufgehoben hätte.



Und als er bei zehn Meilen geritten war, kaufte er ein ander Pferd und saß auf und ritt eilends fürbaß. Dem Grafen aber sandte er sein Roß, Hund und Federspiel alles wieder heim, daß er nicht Ursach hätte, ihm nachzusenden. Da nun der Graf inne ward, daß Fortunatus hinweg war ohne Urlaub und ohne Sold, und er ihm doch keinen Unwillen gezeigt hatte, befremdete es ihn und fragte die Diener alle und jeglichen insonderheit, ob keiner wisse, was die Ursach seines Weggangs wär. Sie sagten alle, sie wüßten es nicht und schwuren alle, sie hätten ihm kein Leid getan. Der Graf ging selber zu seinem Gemahl in das Frauenzimmer und fragte sie und die anderen alle, ob ihm jemand einen Verdruß gemacht hätte oder wüßte, was die Ursach seines Wegscheidens wär.

Sein Gemahl und die andern alle sagten, sie wüßten nicht, daß ihm ein Leid geschehen wäre, weder mit Worten noch mit Werken, denn am Abend, als er von ihnen gegangen, wär er fröhlich gewesen und hätte ihnen von seinem Land gesagt, wie die Frauen da gekleidet gingen und von andern Sitten und Gewohnheiten und das mit so bösem Deutsch, daß wir das Lachen nicht konnten verhalten. Und da er uns lachen sah, fing er auch an zu lachen und mit lachendem Mund ist er von uns geschieden. Der Graf sprach: Kann ich es jetzt nicht inne werden, warum Fortunatus also hinweg ist, so werd ich es hernach inne. Und fürwahr, werd ich inne, daß etwa der meinen einer Ursach ist seines Hinwegscheidens, soll er es mir entgelten; denn ohn Ursach ist er nicht also von hinnen geschieden. Ich weiß, daß er fünfhundert Kronen bei mir gut hat, dieweil er hie gewesen ist; und ich hätte gemeint, er hätte sein Lebtag nicht von hinnen begehrt. Ich sehe aber wohl, daß er nicht Lust hat, wiederzukommen, da er seine Kleinode, und was er Guts hatte, mit hinweggenommen hat.

Da nun Rupert merkte, wie seinem Herrn so leid um Fortunatum war, befiel ihn eine Furcht, seiner Gesellen einer möchte etwan sagen, wie er ihn weggeschafft hätte, und ging zu ihnen allen und jedem insonderheit und bat sie, daß sie ja nicht meldeten, daß er die Ursach seines Hinwegscheidens wär. Das gelobten sie ihm gar treulich.

Wie Fortunatus gen Lunden kam.

Nun lassen wir die Diener und den Grafen, der da ganz unwissend war, wie Rupert mit Lügen umgangen, und vernehmen, wie es Fortunato gegangen ist, als er ein ander Roß kaufte und seinem Herrn das seine wieder sandte. Er hatte noch allzeit Sorge, man eile ihm nach, darum ruhte er nicht eher, bis er gen Calais kam, wo er zu Schiff ging und nach Engeland fuhr; denn er fürchtete das Verschneiden so sehr, daß er sich diesseits des Meeres nicht sicher glaubte. Als er nun nach Engeland kam und vermeinte, sicher zu sein, fing er an, wieder gutes Muts zu werden und kam also in die Hauptstadt, genannt Lunden. Da sind nun von allen Orten der Welt Kaufleute und treiben da ihr Gewerbe. So war auch eine Galeere von Zypern dahin gekommen mit köstlicher Ware und vielen Kaufleuten. Darunter waren zwei Jünglinge, die reiche Väter in Zypern hatten, die ihnen viel köstliches Gut befohlen. Sie waren aber zuvor nie fort gewesen und wußten nicht viel, wie man sich regieren und halten soll in fremden Landen. Da nun die Galeere abgeladen worden und dem König der Zoll gegeben, fingen die zwei jungen Männer auch an, ihre Waren zu verkaufen und löften dafür Bargeld, und das ein gutes Teil; darob sie sich freuten, denn sie waren nicht gewohnt mit barem Geld umzugehn. Zu denen kam Fortunatus, und hießen sie einander willkommen im fremden Land und wurden gut Gesellen und fanden gleich eine unnütze Rotte von Buben, die wußten die Leute zu verführen durch schöne Frauen zu Spiel und Wohlleben, dabei ihnen auch wohl war. Sie lebten also in Freuden, und wenn einer eine schöne Buhle hatte, so wollte der andere noch eine hübschere haben, es koste, was es wolle. Das trieben sie bei einem halben Jahr, bis die Stunde nahte, daß sie nicht viel bares Geld mehr hatten.

Fortunatus, der am wenigsten hatte, war auch am ersten fertig. Seiner Kleinode und alles Guts war er ledig worden; desgleichen hatten die andern alles, was sie zu Lunden gelöst, mit schönen Frauen vertan, und die schönen Frauen teilten es mit den Buben und teilten es solang und viel, bis Fortunato und seinen Gesellen kein Geld im Säckel verblieb. Da meinten

sie, ihre Buhlen sollten sie noch einlassen und fröhlich mit ihnen sein wie zuvor und auch ausgeben wie sie getan hätten; daraus aber nichts ward, denn sie schlossen die Tür vor ihnen zu und spotteten ihrer aus den Fenstern und sprachen: Wenn ihr mehr Geld habt, so mögt ihr wohl wiederkommen, habt ihr aber kein Geld, so geht auf die Galeere und fahrt wieder, von dannen ihr herkommen seid.

Indem waren die Kaufleute von Zypern fertig mit Kaufen und Verkaufen, und richtete sich der Schiffsherr, hinwegzufahren. Also gingen die zwei jungen Kaufleute in ihrer Herberge über ihre Rechnung und fanden wohl, daß sie viel Gelds gelöst hatten und was sie wieder um das Geld kaufen sollten nach ihres Vaters Verschreibung, aber Geld war keines da; es war alles um nassen Zucker gegeben worden, und wäre seiner mehr gewesen, es wäre alles dahingangen.

Sie gingen also auf die Galeere und fuhren wieder heim ohne Kaufmannschatz. Wie sie aber von ihren Vätern empfangen wurden, das weiß ich nicht.

Als Fortunatus allein war und ohne Geld, dachte er: Hätt ich zwei oder drei Kronen, so wollt ich nach Frankreich, vielleicht fänd ich einen Herrn. Ging also wieder zu seiner Buhle und bat sie, daß sie ihm zwei oder drei Kronen leihe; er wolle nach Flandern zu seinem Vetter, der hätte vierhundert Kronen, die wolle er holen und dann erst es sich wohl sein lassen mit ihr. Sie sprach: Weißt du Geld zu holen, so magst du das wohl tun, doch nicht mir zum Schaden. Dabei verstand er wohl, daß da kein Geld zu erwarten sei und dachte bei sich: Hätt ich mein Geld wieder, ich wollt es nicht mehr dahin aufzubewahren geben, und sprach: Liebes Kind, send uns um einen Wein und laß uns doch eins miteinander trinken. Sie sprach zu ihrer Magd: Geh, bring ihm einen Krug Bier und laß den Esel saufen. Das war der Dank, den er um sie verdient hatte. Da Fortunatus also verlassen war, gedachte er: Ich muß dienen, so lang, bis daß ich zwei oder drei Kronen hab. Ging also des Morgens an den Platz, den man nennt die Lombarder Straße, da männiglich zusammenkommt, und fragte allda, ob jemand eines Knechts bedürfe. Da war ein gar reicher Kaufmann von Florenz, hieß

Jeronimus Roberti, der dingte Fortunarum und verhieß, ihm zwei Kronen den Monat zu geben, und führte ihn mit heim. Da fing er gleich an, bei Tisch zu dienen, dabei der Herr im Haus wohl sah, daß er mehr bei fürnehmen Leuten gewesen. Da sandte er ihn, die Schiffsgüter zu verladen, und wenn Schiffe kamen, die zu entladen, und was er ihm also befahl, vollendete er gar wohl.

Wie ein Florentiner, Andreas genannt, zu einem gefangenen, reichen, englischen Mann in das Gefängnis gelassen ward, mit ihm zu reden.

Nun war da ein Florentiner, mit Namen Andreas, eines reichen Mannes Sohn, dem sein Vater groß Gut gegeben und ihn damit gen Brügge in Flandern gesandt hatte. Er hatte aber in gar kurzer Zeit das Gut unnützlich vertan; doch begnügte er sich nicht damit und nahm noch Wechsel auf seinen Vater. Schrieb ihm auch, er wolle ihm viel Gut senden, daran er großen Gewinn haben würde, was der gute Vater glaubte und also für den Sohn zahlte, bis daß er nichts mehr hatte; wartete aber fest auf die Kaufmannschaft, so ihm sein Sohn senden sollte. Er mocht wohl lang warten. Der Bub hatte sich selber und seinen Vater ganz verderbt, als noch mancher Sohn tut dem Vater, der ihm zu wohl vertraut und zuviel glaubt.

Da nun Andreas gar nichts mehr hatte und auch den Glauben verloren hatte unter den Kaufleuten, daß ihm niemand weder leihen noch borgen wollt, gedachte er, er wolle gen Florenz, da fände er etwan eine alte Witwe, mit der wollte er sich herausreißen. Und als er nun heimwärts ging, kam er in Frankreich in eine Stadt, Tours geheißen. Da lag ein reicher Edelmann gefangen, der war aus Lunden in Engeland. Da das Andreas von dem Wirt hörte, sprach er: Lieber Wirt, könnte ich nicht zu dem gefangenen Mann kommen? Der Wirt sprach: Ich will euch wohl zu ihm führen. Er liegt aber gar hart angeschmiedet, daß er euch erbarmen wird.

Nun konnte Andreas wohl englisch. Da fragte ihn der Gefangene, von wannen er wäre. Das sagte er ihm und sprach: Ich bin ein Florentiner und will gen Florenz. Der Gefangene

sprach zu Andreas: Kennst du nicht Jeronimum Roberti zu Lunden? Er sprach: Ja, ich kenn ihn sehr wohl und er ist mein gar guter Freund. Er sprach: Lieber Andreas, laß deine Reise gen Florenz unterwegen und geh gen Lunden zu dem Jeronimus Roberti und sag ihm, daß er helf und rat, daß ich hie ledig werd. Er kennt mich und weiß wohl, was ich vermag. Ich bin geritten in des Königs Dienst und meinen meine Verwandten, der König solle mich von hinnen lösen, was aber der König nicht tun will; denn er sagt, er habe mir einen großen Sold geben, alle Tag vier Kronen auf zwei Pferd; warum ich nicht desto weiter umgeritten sei, daß ich den Feinden nicht in die Hände gefallen wäre. Zum andern zieme es sich nicht, daß ein König einen Gefangenen löse; denn so man einen Gefangenen um tausend Kronen ledig ließe, so müßt der König zehntausend Kronen geben. Derhalben lassen sie mich nicht ledig, und währt es noch eine kleine Zeit, so komm ich um meinen gesunden Leib. Darum sag dem Jeronimus Roberti, daß er helf und rat, damit ich ledig werd. Sie haben mich auf zweitausend Kronen geschätzt, aber ich glaub, man nähme weniger, so man sähe, daß mich fremde Leut lösen wollten. Dasselbe sag dem Jeronimus und sag ihm dabei, was er für mich ausgäbe, das sollt ihm dreifältig wieder werden. Darum, lieber Andreas, brauch Fleiß in den Dingen, so verheiß und gelob ich dir, daß ich dir will fünfhundert Kronen geben und ein gut Amt dazu. Sag auch meinen Verwandten, wie du hie bei mir seiest gewesen und daß sie meine Bürgen sein möchten bei dem Jeronimus. Andreas sprach zu dem Gefangenen, er wolle gar treulich in der Sach handeln. Zog also gen Lunden und brachte die Dinge, so ihm befohlen waren, an den Jeronimus Roberti. Dem gefiel die Sach wohl, wenn es nur gewiß gewesen wär, daß ihm für eine Kron sollten drei werden. Nun kannte er wohl den Andreas, daß er ein bübischer Bub war, nichtsdestoweniger sprach er zu ihm: Geh zu seinen Verwandten und an des Königs Hof, und kannst du Wege finden, daß man mir Bürgschaft tut, so will ich das Geld darleihen. Andreas fragte nach des Gefangenen Verwandten und sagte ihnen, wie es um ihn stünde, wie er so hart angeschmiedet wär. Es lag ihnen aber nicht so hart an und

wiesen sie ihn an den König oder seine Räte und sollte er ihnen solches fürhalten, wie er es auch tun wollte. Als er aber an den Hof kam und nicht gleich vorkommen konnte mit seiner Sach, hörte er sagen, daß der König von Engeland seine Schwester dem Herzog von Burgund zum Gemahl gegeben hätte, dem er noch schuldig war, Kleinode zu senden. Diese hatte er nur mit Mühe zusammen gebracht und hatte sie einem frommen Edelmann gegeben, der auch zu Lunden in der Stadt mit Weib und Kind ansässig war. Da aber Andreas am Hof hörte, wie man dem Edelmann so köstliche Kleinode anvertraut hätte, gesellte er sich zu ihm und sagte, wie er vernommen hätte, daß der König dem Herzog von Burgund durch ihn köstliche Kleinode senden wolle. Möchte ihn also gar freundlich bitten, daß er ihn die Kleinode sehen ließe, denn er wäre auch ein Juwelier und hätte zu Florenz gehört, daß der König köstlichen Kleinoden nachfrage, und wäre er in der Hoffnung herkommen, daß der König ihm auch etliche Stück abkaufe. Der fromme Edelmann sprach: So wartet auf mich, und so ich hie fertig bin, so kommt mit mir und will ich sie euch sehen lassen. Und als er fertig war, führte er ihn mit heim, und da es um die Mittagszeit war, sprach er: Wir wollen zuvor essen, so wird meine Frau nicht unwillig. Aßen also miteinander und tischten gar lang, als dann englische Gewohnheit ist, daß sie bei zwei Stunden tischen, besonders wenn sie Gäst haben. Als sie nun gegessen hatten und fröhlich gewesen waren, führte er ihn in seine Schlafkammer und schloß auf einen gar schönen Schrank und brachte die Kleinode in einem hölzernen Lädlein und ließ ihn die genugsam sehen. Es waren fünf Kleinode, die kosteten über sechzigtausend Kronen, und je länger man sie ansah, je besser gefielen sie einem. Andreas lobte sie sehr und sprach: Ich hab wohl etliche Stück; wären sie also eingefasset, sie sollten manche ausstechen. Das hörte der Edelmann sehr gern und dachte: Hat er köstliche Kleinode, so muß unser Herr König noch mehr kaufen. Gingen also wieder an den Hof. Da sprach Andreas: Morgen zu Mittag sollt ihr mit mir essen in Jeronimus Roberti Haus, so will ich euch meine Kleinode auch sehen lassen. Das gefiel dem Edelmann wohl. Also ging Andreas zu Jeronimus Roberti und sprach:

Ich hab einen Mann gefunden an des Königs Hof, von dem ich hoffe, er wird mir helfen, daß wir den Gefangenen ledig machen und daß euch gute und gewisse Bürgschaft dafür geschieht auf des Königs Namen. Jeronimus Roberti gefiel das wohl und so sprach Andreas: Bereitet morgen die Mahlzeit desto reichlicher, so bring ich ihn, daß er mit uns isset. Das geschah, und des andern Tages um die Mahlzeit brachte Andreas den Mann, und ehe sie zu Tisch saßen, sagte Andreas zu Jeronimo, man solle nicht viel von dem gefangenen Mann reden, denn es müsse heimlich zugehn. Und also aßen sie und waren fröhlich und tischten lang. Und als die Mahlzeit vorüber war, ging Jeronimus in seine Schreibstuben. Da sprach Andreas zu dem Edelmann: Kommt mit mir hinauf in meine Kammer, so will ich euch meine Kleinode auch sehen lassen. Gingen also miteinander in eine Kammer, die über dem Saal war, darin sie gegessen hatten; und als sie in die Kammer kamen, tat Andreas, als ob er eine große Truhen wollt aufschließen, zückte ein Messer und stach ihn, daß er hinfiel und schnitt ihm die Gurgel ab. Nahm ihm darauf einen güldnen Ring, den er an seinem Daumen hatte, darin auch sein Insiegel gar köstlich gegraben war, und nahm die Schlüssel von seinem Gürtel und ging eilends in des Edelmannes Haus und sprach zu seiner Frau: Frau, euer Gemahl sendet mich zu euch, daß ihr ihm die Kleinode schickt, so er mich gestern sehen ließ, und sendet euch hiebei zum Wahrzeichen seinen Ring und Siegel und die Schlüssel zu dem Behalter, da die Kleinode innen liegen. Die Frau glaubte seinen Worten und schloß auf den Behalter; sie fanden aber die Kleinode nicht. Sie suchten an allen Orten und fanden sie nicht. Die Frau gab ihm die Schlüssel und Ring wieder und sprach zu ihm: Geht und sagt ihm, wir könnten sie nicht finden. Er solle selber kommen und schauen, wo sie seien. Andreas erschrak sehr, daß er so eine böse Sach getan hatte, ohne daß ihm die Kleinode worden waren, denn er wollte gleich damit auf und davon gehn.

Dieweil er aber in des Edelmannes Haus gegangen war, war das Blut durch die Dielen in den Eßsaal geronnen. Das sah der Herr und rief alsobald den Knechten und sprach: Von wannen kommt das Blut? Sie liefen und schauten und fanden den

frommen Edelmann daliegen, also tot. Da erschraken sie von Herzen und vor großem Schrecken wußten sie nicht, was sie tun sollten.

Wie der Bösewicht Andreas den ermordeten Edelmann in ein Privet warf und davon kam.

Als sie also stunden, kommt der Schalk gelaufen. O du Schalk, schrieen sie über ihn, was hast du getan, daß du den Mann ermordet hast. Der Bösewicht sprach: Er wollte mich ermorden, denn er vermeinte köstliche Kleinode bei mir zu finden. Aber es ist mir lieber, ich hab ihn ermordet, denn er mich. Darum schweiget still und macht kein Geschrei, so will ich den Mann in das Privet werfen und will eilends hinweg. Und so ihm jemand nachfraget, so saget: Als sie gegessen hatten, sind sie miteinander aus dem Haus gangen und hat seither keiner von uns sie mehr gesehen. Das tat der Schalk Andreas und warf den toten Leichnam in das Privet und eilte Tag und Nacht, daß er aus dem Lande kam und wagte an keinem Ort zu bleiben, denn er fürchtete, ihm würden Boten nachgeschickt und er würde gestraft

werden um des großen Übels willen. Eilte also gen Venedig und verdingte sich als ein Ruderer auf eine Galeere und fuhr gen Alexandria; und sobald er dahin kam, verleugnete er den christlichen Glauben. Da ward der Schalk wohl gehalten und war auch sicher vor der Missetat, so er getan hatte; und hätte er hundert Christen ermordet, so wäre er doch sicher gewesen.

Wie der König Jeronimum Roberti und all sein Gesind fahen ließ.

Während sich nun dieses zugetragen, war Fortunatus nicht zu Lunden, sondern war in seines Herren Dienst in eine Stadt gefahren, genannt Sanduwik, da er seinem Herren Gut in ein Schiff geladen hatte. Und als er nun wieder gen Lunden und in seines Herren Haus kam, da ward er nicht so schön begrüßt und empfangen, als andere Male, so er aus gewesen war; auch deuchte ihn, daß sein Herr, Gesellen, Knecht und Mägd nicht so fröhlich wären, als er sie verlassen hätte. Das bekümmerte ihn hart und fragte er die Beschließerin im Haus, was sich zugetragen hätte in seiner Abwesenheit, daß sie alle im Haus so traurig wären. Die gute alte Beschließerin und Haushalterin sprach zu ihm: Fortunatus, laß dich es nicht bekümmern, denn unserm Herren ist ein Brief kommen von Florenz, wie ihm ein so gar guter Freund gestorben sei, darum er sehr betrübt ist. Er ist ihm aber nicht so nah verwandt, daß er Schwarz tragen dürfte; ihm wäre aber lieber ein Bruder gestorben, denn der gute Freund. Dabei ließ es auch Fortunatus bleiben und fragte nicht weiter und half ihnen auch traurig sein.

Als nun der Edelmann zur Nacht nicht heimkam, auch seiner Frau nichts entboten hatte, nahm es sie wunder, doch schwieg sie still. Da er aber am Morgen nicht kam, sandte sie ihre Verwandten an des Königs Hof, ihrem Gemahl nachzufragen, ob ihn der König in seinem Dienst hätte ausgesandt oder wo er wär. Und sobald man hörte, daß man ihm nachfragte, nahm es die Räte selber wunder, daß der Mann nicht an den Hof kommen war. Die Dinge kamen also vor den König, der sprach: Gehet gleich in sein Haus und schauet, ob er die Kleinode mit

hinweg hat; denn dem König fiel in seinen Sinn, er möchte mit den Kleinoden hinweg sein, und wiewohl er ihn für einen Biedermann hielt, dachte er doch, das große Gut hätte ihn zu einem Bösewicht gemacht. Also kam es, daß einer den andern fragte, ob er nicht wüßte, wo der Edelmann hinkommen wär; aber niemand wußte von ihm zu sagen. Der König sandte gar eilends in seiner Frauen Haus, daß man frage und schaue, wo die Kleinode seien. Denn wiewohl ihm der Edelmann lieb war, ließ er doch den Kleinoden mehr nachfragen, denn dem frommen Mann, dabei man wohl merken kann, wenn es an das Gut geht, daß alle Liebe aus ist. Da man nun die Frau fragte, wo ihr Mann wär und die Kleinode, sprach sie: Es ist heut der dritte Tag, daß ich ihn nicht gesehen hab. Sie fragten: Was sagte er aber, da er zuletzt von euch ging? Sie sprach: Er wollte mit den Florentinern essen und sandte einen mit seinem Siegel und den Schlüsseln, ich sollte ihm die Kleinode senden, er wär in Jeronimus Roberti Haus, da hätte man viel köstlicher Kleinode, die wolle man gegeneinander schätzen. Also führt ich ihn in meine Kammer und schloß ihm den Schrank auf, dazu er die Schlüssel hatte. Wir fanden aber die Kleinode nicht, und ging der Mann ohne die Kleinode hinweg, was er ungern tat. Sie fragten, ob er nicht noch besondere Kasten hätte. Sie sprach: Er hatte keinen andern, denn was er Guts hatte, seine Briefe und Siegel legte er alles in den Behalter. Da stunden auch die Kleinode innen, sie sind aber nicht mehr da, denn wären sie darin gewesen, so hätt ich sie ihm gesandt. Da die Boten das hörten, ließen sie alle Kisten, Kasten und Truhen aufbrechen. Sie fanden aber die Kleinode nicht. Die Frau erschrak gar sehr, daß man ihr also Gewalt tat in ihrem Haus. Auch erschraken des Königs Boten, daß man weder den Mann noch die Kleinode finden konnte. Das sagte man dem König. Der König war trauriger um die Kleinode, denn um das Geld, so sie gekostet hatten; denn man findet solche Dinge nicht zu kaufen, so man auch Geld hat.

Nun wußte der König noch seine Räte nicht, was in der Sach anderes zu tun wäre, denn Jeronimum Roberti und all sein Gesind zu fahen, auf daß sie Rechenschaft um den Mann

gäben. Das geschah am fünften Tag, nachdem der Mann ermordet worden. Da warteten des Richters Knechte, bis man die Mahlzeit aß und fielen in das Haus und fanden sie alle beieinander, zween Heeren, zween Schreiber, einen Koch, einen Stallknecht, zwo Mägd und Fortunatum, also daß ihrer waren neun Personen. Die führte man alle in das Gefängnis, ein jedes besonders und fragte auch jegliches insonderheit, wo die zween Mann hinkommen wären. Sie sagten alle gleich aus, als sie gegessen hätten, da wären sie hinweggegangen und hätten sie darnach sie nicht mehr gesehn, noch von ihnen gehört.

Damit aber war man nicht zufrieden und nahmen sie dem Herren und den andern allen ihre Schlüssel und gingen in das Haus und suchten in Ställen, Kellern und Gewölben, darinnen sie ihren Kaufmannschatz hatten, und suchten an allen Orten, ob sie den Mann etwan vergraben hätten. Sie fanden aber nichts.

Und als sie nun hinweggehn wollten, da war einer, der hatte eine große, brennende Kerzen oder Windlicht in der Hand, damit er alle finsteren Winkel durchsucht hatte und doch nichts gefunden. Der zog jetzt aus einer Bettstatt eine große Hand voll dürr Stroh, zündete das an und warf das in das Privet und schauet also hinab. Da sieht er die Schenkel des Mannes emporragen. Da fing er an und schrie mit lauter Stimme: Mord und immer Mord; der Mann liegt hie in dem Privet. Also brach man das Privet auf und zog den Mann heraus, also unsauber, mit der abgestochnen Kehlen, und legte ihn vor des Jeronimi Roberti Haus an die offene Straß, stinkend und unsauber, als er war. Und da die Englischen den großen Mord sahen, ward ein solch großes Geschrei über die Florentiner und alle Lombarden, daß sie sich mußten verbergen und einsperren; denn wo man sie auf der Gassen hätte gefunden, so wären sie zu Tod geschlagen worden.

Da aber die Mär vor den König und vor den Richter kam, ward befohlen, daß man den Herren und die Knecht sollte peinlich befragen und martern, damit daß man des rechten Grundes inne würde, wie es mit dem Mann ergangen; und sollte jeden besonders foltern und das Bekenntnis aufschreiben, und sonderlich sollte man den Kleinoden nachfragen.

Also kam der Henker und nahm als ersten den Herren, spannte ihn auf die Folter und peinigte ihn gar hart, er sollte sagen, wer den Mann ermordet hätte und warum sie ihn gemordet hätten und wo des Königs Kleinode wären. Der gut Jeronimus konnte wohl merken an dem großen Ungestüm und der großen Marter, so man ihm anlegte, daß man inne war worden des Mords, so in seinem Haus, ihm unwissend, geschehen und ihm sehr leid war; und da er sah, daß es anders nicht sein möchte, fing er an und sagte, wie alle Ding ergangen waren: Wie Andreas ihn gebeten hätte, ein gut Mahl zu bereiten; er wolle einen Edelmann zu Gast haben, der solle ihm helfen, einen Edelmann ledig machen, so gefangen läge zu Tour in der Touraine; das ich also getan hab in allem Guten und meinem gnädigen Herrn, dem König, und dem ganzen Land zulieb, auch nicht anders gewußt hab. Da aber die Mahlzeit vollbracht war, und ich kein acht mehr hatte, in meine Schreibstuben saß und schrieb und nach dem Schreiben herausging, sah ich aus der Gastkammer in den Eßsaal Blut herabrinnen, darob ich sehr erschrak und meine Knechte sandte, daß sie besähen, was solches wär. Da sagten sie es mir und wußt ich nicht, wie solches zugangen war. Indem kam der Schalk Andreas gelaufen, den stellt ich zur Rede wegen des Mords. Er sagte, wie der andere ihn hätte ermorden wollen, wobei ihm Gott das Glück gegeben, daß er ihm zuvorkommen wär, und nahm den Mann und warf ihn in das Privet und ging von Stund an hinweg. Wo er aber hinkommen ist, das ist mir unwissend.

Und wie er sagte, also sagten die andern alle, da man sie peinigte und marterte. Nur Fortunatus bekannte nichts, wie sehr man ihn auch peinigte, denn er war nicht in dem Haus gewesen, da sich die Sach verlaufen hatte.

Wie Jeronimus und all sein Hausgesind unschuldiglich gehenkt wurden, allein Fortunatus ledig ward.

Als man nichts anderes erfahren konnte, auch nicht, wo die Kleinode hingekommen waren, ward der König zornig und schuf, daß man sie alle henken sollte und sie mit eisernen Ketten anschmieden, daß sie niemand herabnähme, noch sie so bald herab-

fallen möchten. Und ließ ihnen einen neuen Galgen machen zwiſchen der Stadt und dem Weſtminſter. Das iſt ein gar ſchöner Palaſt, darinnen des Königs Rathaus und eine große, ſchöne Kirche, alſo daß zwiſchen der Stadt und dem Palaſt mehr Leut wandelten, denn ſonſt in der ganzen Stadt. Dahin ward Jeronimus Roberti mit all ſeinem Geſind geführt, und fing man an mit den zwei Mägden und vergrub die alſo lebendig unter dem Galgen. Darauf nahm man den Herren und henkte ihn, und ſodann die anderen der Reihe nach. Da Fortunatus

ſah, wie es ging und er auch nicht anders wußte, denn man würde ihn auch henken, gedachte er: O Gott, wär ich bei meinem frommen Herrn und Grafen blieben und hätte mich laſſen kapaunen, ſo wäre ich in die Angſt und Not nicht kommen.

Als man aber den Koch henken wollte, der der Letzte vor Fortunato war und ein Engliſcher, ſchrie der mit lauter Stimm, daß es männiglich hörte, daß Fortunatus nicht um die Dinge wüßte. Denn der Richter, wiewohl er wußte, daß Fortunatus unſchuldig war, wollte ihn doch henken laſſen, da er meinte, ließe er ihn ledig, ſo würde er ſonſt zu Tod geſchlagen. Jetzt

aber ward soviel mit dem Richter geredet, daß er ihn nicht sollte henken lassen, zumal er auch kein Florentiner und unschuldig wär. Also sprach der Richter zu Fortunato: Nun mach dich bald aus dem Land, sonst werden die Frauen der Gassen dich zu Tod schlagen. Und gab ihm zween Knecht; die führten ihn an das Wasser; und fuhr also zu Wasser und zu Land, bis daß er aus dem Land kam.

Als nun Jeronimus mit seinem Gesind gehenkt war, ließ der König das gemeine Volk in Jeronimi Haus Sackmann machen; doch hatten des Königs Räte das Beste zuvor hinweggenommen. Wem ward, der hatte, und brauchte niemand Rechnung darum zu geben.

Nun möchte einen wunder nehmen, warum man den ehrsamen Jeronimus Roberti und all sein Hausgesind so schändlich gehenkt hatte, so doch er und all sein Hausgesind unschuldig und es ihnen allen gar sehr leid war. Das soll aber niemanden wundern, denn es ist kaiserlich Recht, daß niemand einen Mord verschweigen soll; wer ihn aber verschweiget und nicht offenbar macht, so er es doch vermag, der ist in den gleichen Banden, als der es selber mit der Hand getan hat. Und aus solcher Ursach kam der fromm Jeronimus mit seinem Gesind um Leben und zeitlich Gut.

Wie dem König seine köstlichen Kleinode gefunden und wieder überantwortet wurden.

Da nun das also geschehen war, hätte der König gern gewußt, wo die Kleinode waren, und hätten sie ihm auch nicht wieder werden mögen, so hätt er doch gern groß Gut gegeben, um inne zu werden, wie es damit bestellt sei. Ließ also ausrufen: Wer wahre Kundschaft könnte sagen, wo die Kleinode hingekommen, dem sollte man tausend Nobel geben. Da ward an vieler Könige, Fürsten und Herren Höfe geschrieben, auch in die reichen, mächtigen Städte: So jemand käm, der solche Kleinode feilböte, sollte man ihn anhalten. Doch vernahm man nichts, so gern auch jedermann das Geld gewonnen hätte.

Das stund also an bis zum dreißigsten Tag, den des Edelmannes Frau um ihren Gemahl klagte; darnach sie das Leid

von Tag zu Tag mehr ablegte und wieder ihre Gespielen und Nachbarn zu Gast lud. Unter denen war eine, die auch kürzlich zu einer Witwe worden war, die sprach: Wollet ihr mir folgen, so will ich euch lehren, wie euch euers Mannes Tod gar bald vergehn wird: macht euer Bett in eine andere Kammer, und wollt ihr das nicht tun, so setzet doch die Bettstatt an einen andern Ort. Und wenn ihr euch zur Nacht niederleget, so gedenket an einen jungen, hübschen Gesellen, den ihr gern zum Manne haben möchtet und sprechet aus Unmut: Die Toten zu den Toten und die Lebendigen zu den Lebendigen. Also tat ich, da mein Mann gestorben war. Die Frau sprach: O liebe Gespielin, mein Mann ist mir so recht lieb gewesen, daß ich sein nicht bald vergessen kann. Doch merkte sie sich die Worte gar wohl, und sobald die Frauen aus dem Haus gingen, fing sie gleich an, ihre Schlafkammer aufzuräumen und ihres Mannes Kisten und Truhen aus der Kammer zu tragen und des Mannes Bettstatt an einen andern Ort zu stellen. Als man aber die Bettstatt verrückte, da stund das Lädlein mit den Kleinoden unter dem Bett. Das sah die Frau, denn sie kannte das Lädlein, schwieg aber und hieß die Kammer richten, wie sie das schon angefangen hatten, sandte darnach nach einem ihrer Verwandten und sagte ihm, wie sie die Kleinode gefunden hätte von Ungefähr, und hätte sie das Bett nicht verrückt, so möchten sie noch lang gelegen sein; denn da hätte sie niemand gesucht. Begehrte also ihres Vetters Rat, wie sie sich mit den Kleinoden verhalten solle. Da ihr Vetter hörte, daß die Kleinode gefunden waren, war er froh und sagte zu der Frau: So ihr meines Rats begehrt, so will ich raten, was mich das Beste dünkt; und ist mein Rat, daß ihr die Kleinode nehmet von Stund an, und will ich mit euch gehen und wollen wir sehen, daß man uns selbst vor den König bringe, damit wir die Kleinode selber in seine Hand überantworten und ihm die ganze Wahrheit sagen, wie ihr die Kleinode gefunden habt, und seiner Gnade anheimstellen, was er euch zum Finderlohn geben will. Denn wollte man dem König die Kleinode vorenthalten, um großen Finderlohn von ihm zu haben, oder sie in fremde Lande senden zum Verkauf, so ist es doch zu weit auskommen in alle Lande, daß solche Kleinode

der König verloren hat. Und wo man ihrer inne würde, so kämen alle, die damit umgingen, um Leib und Gut, und die Kleinode würden vor allen Dingen dem König wiedergegeben.

Der Rat gefiel der Frau sehr wohl und tat sie sich gar schön an, doch wie eine Witwe soll, die ihren Mann beklaget, und kam also mit ihrem Vetter in des Königs Palast und begehrte also selber vor den König zu kommen. Das ward dem König kundgetan, und vergönnte er ihr, daß sie eingelassen wurde in seinen königlichen Saal. Und als sie vor den König kam, kniete sie nieder und bewies dem König groß Ehr, als billig ist, und sprach: Gnädigster Herr König, ich, eure arme Dienerin, komm vor eure königliche Majestät und tu euch zu wissen, daß ich die Kleinode, so ihr in meinem Haus gehabt und meinem Ehemann selig, der Herzogin von Burgund zu überantworten befohlen habt, daß ich die dieses Tags gefunden hab in meiner Schlafkammer unter einer Bettstatt. Ich wollte das Bett verändern, da fand ich das Lädlein, und sobald ich das gefunden, hab ich geeilet, euch dieselben in eure Hand zu überantworten. Und damit gab sie ihm die Kleinode in seine Hand. Der König tat das Lädlein auf und fand die Kleinode, wie sie sein sollten; dessen er froh war und verordnete, daß sie kämen, dahin sie bestimmt waren.

Der König hatte ein groß Wohlgefallen, daß die Frau so beflissen war und die Kleinode niemandem anvertraute, denn ihm selber; und gedachte, daß es billig wär, wenn er sie begabte und ergötzte in ihrem Leid, zumal doch ihr frommer Mann um der Kleinode willen um sein Leben kommen war. Rief derhalben einem jungen Edelmann an seinem Hof, der sehr hübsch und wohlgestaltet war, und sprach: Ich habe eine Bitte an dich, die sollst du mir nicht versagen. Der Jüngling sprach: Ihr sollt mich nicht bitten, sondern ihr sollt gebieten und ich soll euern Geboten gehorsam sein. Also ließ der König einen Priester kommen und gleich in seiner Gegenwärtigkeit gab er der Witwe den Jüngling zu einem Gemahl und begabte sie gar reichlich, und lebten sie in Freuden miteinander. Die Frau aber ging zu ihrer Gespielin und dankte ihr gar sehr für den Rat, so sie ihr gegeben, und sprach: Wo ich eurem Rat nicht gefolget, so hätte

unser Herr, der König, seine Kleinode nicht, noch ich einen hübschen, jungen Mann. Darum tut gut, wer weiser Leute Rat folget.

Wie Fortunatus in einem Wald sich verirrt und übernachtet und in große Gefahr kam.

Nun haben wir zuvor gehört, wie Fortunatus von Lunden kam und in welcher Not und Angst er gewesen war. Nun höret, wie es ihm weiter ging. Als er kein Geld mehr hatte, eilte er sehr, auf daß er von den Englischen fortkäme, und kam in die Pikardie. Da hätte er gern gedient, doch konnte er bei keinem Herren ankommen. Ging also fürbaß und kam in das Land Bretagne; das hat viel hoher Gebirge und große Wälder. Und als Fortunatus durch das Land wollte, kam er in einen so großen, wilden Wald, als wäre es der Böhmer- oder der Thüringerwald. Und als er tiefer in den Wald kam, da ging er irr, und ging den ganzen Tag und konnte nicht daraus kommen. Und als es Nacht ward, kam er zu einer alten Glashütten, in der man vor vielen Jahren Glas gemacht hatte. Da ward er froh und meinte, er würde Leut darinnen finden, aber da war niemand innen. Doch blieb er die Nacht in der elenden Hütten mit großem Hunger und Furcht vor den wilden Tieren, so in dem Wald ihre Wohnung haben, und hatte groß Verlangen nach dem Tag, in der Hoffnung, Gott hülfe ihm aus dem Walde, daß er nicht also Hungers stürbe. Als es nun begann zu tagen, hub er sich auf und ging wiederum eilends fürbaß, ging aber der Länge nach, da er doch quer durch das Holz hätte gehen sollen, also daß er, je mehr er ging, je minder aus dem Walde kam. Darob verging der andre Tag, und als es abermals begann Nacht zu werden, ward er gar müd und kraftlos, denn in den zweien Tagen hatte er nicht gegessen. Da kam er von Ohngefähr zu einem Brunnen und trank mit großer Lust; das gab ihm Kraft. Und als er bei dem Brunnen saß, fing der Mond an gar hell zu scheinen. Da hörte er ein wildes Prasseln in dem Wald und hörte die Bären brummen und dachte, wie da nicht gut zu sitzen, auch nicht nütz wär zu fliehen, denn die wilden Tiere ihn bald einholen würden; darum es besser wär, auf einen

Baum zu steigen. Und zunächst bei dem Brunnen klomm er auf einen hohen Baum, der auch viele Äste hatte, und sah also zu, wie die wilden Tiere mancherlei Art kamen zu trinken und sich schlugen und bissen. Unter ihnen aber war ein halbwüchsiger Bär, der schmeckte Fortunatum auf dem Baum und fing an, auf den Baum zu steigen. Fortunatus forcht sich sehr und stieg, je länger, je höher auf den Baum und der Bär ihm hart nach. Da aber Fortunatus weiter hinauf nicht zu kommen vermochte, legte er sich auf einen Ast und zog seinen Degen heraus und stach den Bären in den Kopf und gab ihm gar manche Wunden. Der Bär ward zornig und ließ die vorderen Tatzen von dem Baum und schlug nach Fortunato, da er aber oben keinen Halt mehr hatte, fiel er hinten über und durch die Zweige nieder und machte ein so großes Prasseln und fiel so hart auf den Boden, daß es weit im Walde erscholl. Da aber die andern wilden Tiere den schweren Fall gehört hatten, huben sie alle an zu fliehen, so schnell sie vermochten. Nun waren sie alle hinweg bis auf den gefallenen Bären, der lag unter dem Baum und war so hart gefallen, daß er nicht vom Fleck kommen konnte und war doch nicht gar tot. Fortunatus saß auf dem Baum und wagte sich nicht hinab, doch fing ihn an so sehr zu schläfern, daß er fürchtete, er entschliefe und fiele sich ab dem Baum lahm oder gar zu Tod, und so stieg er mit angstvollem Herzen hinab, nahm seinen Degen, stach den Bären tot und legte seinen Mund auf die Wunden und saugte das warme Blut in sich, das ihm ein wenig Kraft gab. Gedachte auch bei sich: Hätt ich jetzund ein Feuer, ich wollte mich des Hungers wohl erwehren. Indem kam ihm der Schlaf, daß er sich neben den toten Bären legte und entschlief. Und tat einen guten Schlaf, und da er erwachte und seine Augen auftat, sah er, daß es zu tagen begann und sah vor sich stehen ein gar schönes Weibsbild.

Wie die Jungfrau des Glücks Fortunatum mit einem Säckel begabte, dem nimmer Gelds gebrach.

Fortunatus hub an, Gott inniglich zu loben und sprach: O allmächtiger Gott, ich sag dir Lob und Dank, daß ich noch einen Menschen gesehen hab vor meinem Tode, und sprach:

O liebe Frau oder Jungfrau, ich weiß nicht, was ihr seid, ich bitt euch bei der Ehre Gottes, ihr wollet mir helfen und raten, daß ich aus diesem Walde komme, denn es ist heut der dritte Tag, daß ich in diesem Wald umgehe ohn alle Speise, und sagte ihr, wie es mit dem Bären gegangen war. Sie hub an und sprach: Von wannen bist du? Er sprach: Ich bin aus Zypern. Sie sagte: Was gehst du hie um? Er antwortete ihr und sprach: Mich zwingt Armut, daß ich hie umgehe und suche, ob mir Gott soviel Glücks verleihen möchte, daß ich meine Nahrung finde.

Sie sprach: Fortunate, erschrick nicht, ich bin die Jungfrau des Glücks, und nach der Bestimmung des Himmels, der Sterne und der Planeten sind mir verliehen sechs Tugenden, so ich fürder verleihen mag: das ist Weisheit, Reichtum, Stärke, Gesundheit, Schöne und langes Leben. Da erwähle dir eine unter den sechsen und bedenk dich nicht lang, denn die Stunde des Glücks ist gar bald vorüber. Also bedachte er sich nicht lang und sprach: So begehr ich Reichtum, daß ich allweg Gelds genug hab. Sogleich zog sie herfür einen Säckel und gab den Fortunato und sprach: Nimm hin den Säckel, und so oft du darein greifest, findest du zehn Stück Goldes des Landes Währung, in welchem Lande du

auch immer seiest. Und der Säckel soll diese Tugend haben während deines und deiner nächsten ehelichen Erben Leben, aber nicht länger; und wenn auch der Säckel in andere Hände käme denn deine oder deiner Erben, hat er dennoch allweg die Tugend und die Kraft. Darum so laß dir ihn lieb sein und hab Sorg.

Dem Fortunato, wie sehr ihn auch hungerte, gab doch der Säckel und die Hoffnung Kraft, und er sprach: O allertugendreichste Jungfrau, ihr habt mich so löblich begabt, darum ist es billig, daß ich um euertwillen auch etwas pflichtig sei zu tun, und der Gutheit nicht vergesse, so ihr mir getan habt. Die Jungfrau hub an und sprach gar gütlich zu Fortunato: Da du so willig bist, mir etwas wieder zu vergelten um die Gutheit, so dir von mir geschehen ist, so will ich dir drei Dinge befehlen, die du dein Lebtag allweg auf den heutigen Tag nach meinem Willen tun sollst. Zum ersten sollst du auf den Tag feiern, zum andern kein ehelich Werk vollbringen, und zum letzten sollst du, in welchem Land du auch seiest, nachfragen, wo ein armer Mann eine mannbare Tochter habe, der er gern einen Mann gäbe, es aber vor Armut nicht vermag. Sie und ihren Vater und Mutter sollst du kleiden und sie begaben und erfreuen mit vierhundert Stück Goldes desselben Landes Währung. Zum Gedächtnis, wie du heut erfreuet bist worden von mir, erfreu du alle Jahr eine arme Jungfrau. Fortunatus antwortete ihr und sprach: O allertugendreichste Jungfrau, ihr sollt ohne Zweifel sein. Ich will diese Ding ehrlich und unvergessentlich halten, denn ich hab es jetzo in mein Herz gedrückt und gefaßt zu einem immerwährenden Gedächtnis. Doch bei dem allen lag Fortunato an, wie er aus dem Wald käme, und sprach: O wohlgestalte Jungfrau, nun ratet und helfet, daß ich aus diesem Walde komm. Sie sprach: Daß du irr in diesem Wald gegangen bist, hast du für ein Unglück gehalten, und ist dir doch zu einem Glück geraten. Aber jetzt folg mir nach. Und also führte sie ihn quer durch den Wald zu einem begangenen Weg und sprach zu ihm: Diesen Weg geh gerad für dich und kehr dich nicht um und schau nicht, wo ich hinkomme; und tust du das, so kommst du aus dem Wald gar bald.

Also tat Fortunatus nach der Jungfrauen Rat und ging eilends den Weg für sich, so schnell er vermochte, und kam aus dem Walde und sah vor sich ein großes Haus, das war eine Herberge, da gemeiniglich die Leut aßen, welche durch den Wald gehn oder reiten wollten. Und als Fortunatus nahe zu der Herberge kam, saß er nieder und zog den Säckel aus dem Busen und wollte besehen, ob es wahr wär, was ihm gesagt war. Griff also in den Säckel und zog heraus zehn Kronen, und da er die sah, möget ihr wohl glauben, daß er eine große Freud empfand. Ging also in großen Freuden zu dem Wirt, daß er ihm zu essen gäbe; denn ihn hungere sehr, und daß er es ihm wohl bezahlen wolle. Das gefiel dem Wirt wohl, und trug er ihm ehrlich auf, das Beste, so er hatte. Fortunatus stillte seinen Hunger und blieb in dem Wirtshaus die erste Nacht und den Morgen des anderen Tages und lebte sehr wohl auf den Hunger, so er gelitten hatte, bezahlte den Wirt nach seinem Willen und hub an fürbaß zu wandeln.

Wie Fortunatus einem Waldgrafen etliche hübsche Pferd wegkauft, darum er gefangen ward und in große Not und Angst kam.

Nun war ein kleines Städtlein und ein Schloß zwei Meilen von dem Walde, da ein Graf wohnte, den man den Waldgrafen nannte. Der hatte von dem Herzog von Bretagne die Gerechtsame, den Wald zu beschirmen. Dahin kam Fortunatus zu dem besten Wirt und hieß ihn wohl auftragen und fragte ihn, ob er nicht wüßte, wo hübsche Roß zu kaufen wären. Er sprach: Ja, es ist ein fremder Kaufmann gestern hergekommen, wohl mit fünfzehn hübschen Pferden, und will auf die Hochzeit des Herzogs von Bretagne mit des Königs Tochter von Arragonien, der hat drei Roß unter den fünfzehn, darum wollt ihm unser Graf dreihundert Kronen geben; er will aber dreihundertundzwanzig Kronen haben und ist der Streit um zwanzig Kronen. Fortunatus ging heimlich in eine Kammer und nahm aus seinem Säckel sechshundert Kronen und tat die in einen andern Säckel und ging zu dem Wirt und sprach: Wo ist der Mann mit den Rossen? Hat er so hübsche Roß, wollt ich sie gern sehen. Der

Wirt sprach: Ich fürchte, er läßt sie euch nicht sehen. Unser Herr, der Graf, hat kaum vermocht, daß er sie ihn hat lassen sehen. Fortunatus sprach: Gefallen mir die Roß, ich dürfte sie eher kaufen denn der Graf. Es deuchte den Wirt lächerlich, daß er so reichlich redete und nicht Kleider darnach anhatte und auch zu Fuß ging; doch führte er ihn zu dem Roßhändler und redete so viel mit ihm, daß er ihn die Roß sehen ließ. Fortunatus musterte sie und gefielen sie ihm alle wohl; doch wollt er nur die drei, so der Graf auch hätt kaufen wollen, und hatte er wohl verstanden, daß der Streit um zwanzig Kronen gewesen war. Zog also gleich seinen Säckel heraus und gab ihm dreihundertundzwanzig Kronen und hieß die Roß in sein Wirtshaus führen, sandte nach dem Sattler und hieß ihn Sättel und Reitzeug gar köstlich machen, und befahl dem Wirt, daß er ihm zu zwei reisigen Knechten verhelfe, denen er guten Sold geben wolle.

Dieweil er aber also handelte, ward der Graf inne, daß Fortunatus die Roß gekauft hatte, darob er einen großen Unwillen empfand und über sich selber ergrimmte; denn die Roß gefielen ihm wohl und hätte er sie nicht ausgelassen um der zwanzig Kronen willen, da er auch auf die Hochzeit wollte und da auch gesehen werden. Sandte also im Zorn seiner Diener einen zu dem Wirt und ließ ihn fragen, wer der wäre, der ihm die Roß vor seinen Händen weggekauft hätt. Der Wirt sprach: Ich kenne ihn nicht, denn er ist in meine Herberg kommen zu Fuß und in armen Kleidern und hat zu mir gesagt, ich solle ihn wohl bewirten, er wolle mich wohl bezahlen; aber er gefiel mir so wohl, daß, wann er einmal gegessen hätt, ich ihm kein anderes Mal etwas gegeben hätte, ich wäre denn zuvor bezahlt gewesen für das erste. Der Knecht ward zornig über den Wirt und sagte, warum er mit ihm gegangen wäre, die Roß zu kaufen. Der Wirt sprach: Ich hab getan, als ein jeder ehrliche Wirt seinem Gast tun soll: er bat mich, mit ihm zu gehn, und ich hätt nicht gedacht, daß er einen Esel bezahlen könne.

Der Knecht kam zum Grafen und sagte ihm, was er vernommen hatte, und da der Graf hörte, daß er nicht ein geborener Edelmann war, sprach er zu seinen Dienern in großem Zorn: Gehet

hin und fahet den Mann, denn er hat das Geld gestohlen, geraubt oder einen ermordet. Also fingen sie ihn und führten ihn in ein Gefängnis und fragten ihn, von wannen er wär. Er sprach, er wär von Zypern, aus einer Stadt, genannt Famagusta. Sie fragten, wer sein Vater wär. Er sprach: Ein armer Edelmann. Das hörte der Graf gern, daß er aus so fernen Landen war und fragte ihn weiter, von wannen ihm das Bargeld käm, daß er so reich wär. Er sagte, es wäre sein; er verhoffe, daß er nicht schuldig wäre, zu sagen, von wannen ihm sein Geld käme. Wäre aber jemand, der ihn zeihe, daß er ihm Gewalt oder Unrecht getan hätte, mit dem wolle er vor seinen Gnaden rechten. Der Graf sprach: Dir hilft dein Schwätzen nichts. Du wirst sagen, von wannen dir das Geld kommt. Und damit ließ er ihn führen an die Statt, da man die bösen Leut martert und ließ ihn auf die Folter spannen. Da Fortunatus sah, wie man mit ihm umgehn wollte, erschrak er gar sehr, doch nahm er sich vor, eher zu sterben, denn von der Tugend des Säckels etwas zu sagen. Und als er also hing, mit schwerem Gewicht beladen, sagte er, man solle ihn herablassen, so wolle er sagen, was man ihn frage; und als er herabkam, sagte der Graf: Nun sag kurz, von wannen kommen dir soviel guter Kronen? Er fing an und sagte, wie er sich in dem Wald verirrt hätte ohne Speis bis an den dritten Tag, da er durch die Gnade Gottes an ein Ende des Waldes gekommen und einen Säckel gefunden hätte, darinnen sechshundertundzehn Kronen waren. Der Graf sprach: Wo ist der Säckel, darinnen die Kronen waren? Fortunatus sprach: Da ich das Geld gezählt, tat ich es in meinen Säckel und warf den leeren Säckel in das Wasser, so vor dem Walde fließt. Der Graf sprach: O du Schalk, wollteſt du mir das Meine entwenden? Du sollst wissen, daß mir dein Leib und Gut verfallen ist; denn was in dem Wald ist, das gehört mir zu und ist mein eigen Gut. Fortunatus sprach: Gnädiger Herr, ich hab um solche eure Gerechtigkeit gar nicht gewußt, und hab nur Gott gelobt und hielt es für eine Gottesgabe. Der Graf sprach: Das ist mir gleich, ob du es gewußt hast oder nicht. Hast du nicht gehört: Wer nicht weiß, der soll fragen. Kurz, richt dich darnach: heut nehm ich dir all dein Gut und morgen das Leben. Fortunatus gedachte

bei sich: O ich Armer, da ich die Wahl hatte unter den sechs Gaben, warum erwählte ich nicht Weisheit für Reichtum, so wär ich jetzund in der großen Angst und Not nicht, und fing an und sprach: O gnädiger Herr, habet mit mir Armen Barmherzigkeit. Wozu wär euch mein Leben nütz. Nehmet das Gefundene, euer Gut, und lasset mir das Leben, so will ich Gott treulich für euch bitten all die Tag meines Lebens. Das ward dem Grafen schwer, daß er ihn sollt leben lassen; denn er fürchtete, wo er hinkäme und solches von ihm klagte, würde es ihm zur Schande bei den frommen Fürsten und Herren; doch ward er bewegt in Barmherzigkeit, daß er ihm das Leben lassen wollt.

Und des Morgens früh vor Tag ließ er ihn aus der Stadt führen und da schwören, sein Lebtag nicht mehr in des Grafen Land zu kommen; das er auch tat, denn er war heimlich froh, daß er also davonkam. Hätte der Graf die rechte Mär gewußt, er wär nicht also davonkommen. Die Diener sagten zu dem Grafen, daß er ihm eine Krone zur Zehrung geben solle, aber das wollte der Graf nicht tun und sprach: Ehe daß er das Geld fand, da konnte er betteln. Das tue er jetzund wieder; und nahm also die Roß und Geld dem Fortunato unredlich ab; als man ihrer noch viele findet, die den Leuten das Ihre nehmen wider alles Recht.

Wie Fortunatus gen Nantes kam, in der Bretagne, Hofzucht zu sehen.

Da nun Fortunatus also ledig war, wagte er nicht über seinen Säckel zu gehn und Geld zur Zehrung zu nehmen und ging zwei Tagereisen betteln, denn er fürchtete: fände man, daß er Geld hätte, möchte man ihn abermals fahen. So kam er gen Nantes, das ist die Hauptstadt in der Bretagne, und liegt an dem Meere und ist ein Hafen. Da lag viel Volk von Fürsten und Herren, die alle auf die Königin warteten, und tät man da nichts anderes, denn Stechen, Tanzen und alle Freud und Wollust treiben. Das sah Fortunatus gern und gedachte: Nun hab und vermag ich soviel an barem Geld als alle, die hie sind, und darf es nicht brauchen nach meinem Willen; denn ihm lag im Sinn,

wie ihm der Waldgraf getan und ihn ohne Schuld gepeinigt hatte. Doch kaufte er zwei hübsche Roß und dingte einen Knecht und kleidete sich und seinen Knecht gar schön und ließ auch die Pferd gar schön zurichten. Ritt darnach in die beste Herberge, so zu Nantes war und wollte also die Feste und Hochzeit sehen. Zu beschreiben, was Aufwand da gemacht ward, ist nicht not; denn das sieht man, so einfache Bürger Hochzeit halten, die nicht wissen, wie sie genug verschwenden sollen; wobei denn mancher vertut, das ihm hernach leid wird. Der Herzog also hielt eine köstliche Hochzeit, die währte sechs Wochen und drei Tag und fing an, als die Königin kam. Ihr möget wohl glauben, daß sie mit Ehren empfangen ward. Sie kam gefahren über Meer mit vielen großen Schiffen, Kriegsschiffen und Galeeren; und man sandte viel Schiff ihr entgegen, die sie auf dem Meer mit Ehren empfingen. Aber noch herrlicher und köstlicher ward sie empfangen, da sie an das Land kam, von ihrem Herren und Gemahl und von andern Fürsten und Herren.

Das alles sah Fortunatus und gefiel es ihm sehr wohl, und tät er nichts anderes, denn gen Hof gehen und reiten. So oft er aber gen Hof ritt, ließ er nichts in der Herberg. Das gefiel dem Wirt nicht; denn er kannte ihn nicht und fürchtete, er ritte unbezahlt hinweg, als ihm vormals oft geschehen und noch auf solchen Hochzeiten geschieht. Darum sprach er zu Fortunato: Lieber Freund, ich kenne euch nicht; seid so gut und bezahlt mich alle Tag. Fortunatus lachte und sprach: Lieber Wirt, ich will nicht unbezahlt hinwegreiten; und zog aus seinem Säckel hundert guter Kronen und gab sie dem Wirt und sprach: Behaltet das Geld, und wenn euch dünkt, daß ich, oder wer mit mir kommt, mehr verzehrt haben, so will ich euch mehr geben. Ihr brauchet mir keine Rechnung darum geben. Der Wirt war froh und nahm das Geld mit Freuden und fing an, Fortunatum in Ehren zu halten, setzte ihn zu den Besten an die Tafel, und wo er vorüberging, da griff er an seine Kappen und gab ihm auch eine fürnehmere Kammer, denn er zuvor gehabt hatte.

Wie Fortunatus einen alten Knecht als Diener annahm, genannt Leopoldus, der weit erfahren, und dem viel Lande bekannt waren.

Als nun Fortunatus bei andern Herren und Edelleuten also zu Tisch saß, da kamen mancherlei Sprecher und Spielleute vor der Herren Tafel, den Leuten Kurzweil zu machen, auf daß sie Geld verdienten. Nun kam da einmal ein alter Edelmann und klagte den Herren seine Armut und sagte, er wär ein Edelmann, gebürtig aus Hibernia, das ist Irland, und wär sieben Jahr umhergezogen und hätt durchfahren zwei Kaisertümer und zwanzig christlicher Königreiche und hätte so das Seine aufgezehrt, und begehrte also, daß sie beisteuerten, damit er wieder könnte in sein Land kommen. Da war ein Graf an der Tafel, der sprach zu ihm: Wie heißen doch die Reich alle? Der gute Edelmann fing an und zählte sie alle nacheinander auf gar ordentlich und sprach: Es ist kein Königreich, das nicht drei oder vier Herzöge unter sich hat, ohne Fürsten und Herren, weltlich und geistlich, die Land und Leut haben, die ich alle besucht hab; und hab von einem jeden Land, das eine besondere Sprach hat, soviel begriffen, daß ich zur Notdurft mit den Leuten reden kann. Hab auch aufgeschrieben, wie ein jeder König hieß, da ich an seinem Hof war, und wie fern es von einem Königreich zu dem andern ist. Der Graf sprach: Ich wollt gern, daß ich an allen Orten mit euch gewesen wär und wieder hier wär, und ich mag wohl glauben, daß es Leibs und Guts viel brauchet, wer die Land alle besehen will. Der gute Edelmann sprach: Ja, Herr, einer wird Gutes und Böses inne und muß manche elende Herberg haben und große Schmach leiden. Der Graf schenkte ihm vier Kronen und sprach zu ihm, wäre es sein Wunsch, dazubleiben, solang das Fest währe, so wollt er für ihn zahlen. Der Edelmann dankte ihm sehr für die Schankung, so er ihm getan hatte, und sprach, ihn verlange heim zu den Seinen und er wär lang ausgewesen.

Nun hatte Fortunatus aufgemerkt auf die Rede, so der alte Edelmann gesagt hatte, und gedachte bei sich: Möcht mir der Mann werden, daß er mich durch die Länder führe, so wollt ich ihn reichlich begaben. Und sobald die Mahlzeit aus war, sandte

er nach ihm und fragte ihn, wie er mit Namen hieße. Er sagte: Leopoldus. Fortunatus sprach: Ich hab gehört, wie du so weit gereist und an viel königlichen Höfen gewesen bist. Nun bin ich jung und möchte gern in meinen jungen Tagen reisen, dieweil ich es vermag; und so es dir gefällt und du mich also führen wolltest, wollt ich dir ein hübsch Pferd geben und einen eignen Knecht dingen und dich halten als meinen Bruder und dir dazu einen guten Sold geben nach deinem Begehren. Leopoldus sprach: Das möchte mir schon gefallen; ich bin aber alt und hab Weib und Kind, die haben kein Wissen von mir, und natürliche Liebe zwingt mich, wieder zu ihnen zu kommen und mein Leben bei ihnen zu beschließen. Fortunatus sprach: Leopolde, tu nach meinem Willen, so geh ich mit dir nach Hibernia und will dir Weib und Kind, so sie am Leben sind, reichlich begaben, und so die Reis vollbracht wird und wir mit der Hilf Gottes gen Famagusta, in Zypern gelegen, kommen, dich versehen mit eignem Haus, Mägden und Knechten, so es dein Gefallen ist, dein Leben also bei mir zu verbringen.

Leopoldus gedachte: Der junge Mann verheißt mir viel. Wär ich der Sach gewiß, wie gut wär es, so mir solches Glück in meinen alten Tagen würde. Und wiewohl er zweifelte, daß Fortunatus Gelds genug hätte, denn er wußte wohl, was bei solchem Umherreisen aufgeht, sagte er: Ich will euch zu Willen sein, sofern ihr euerm Verheißen genugtut und es auch zu End zu bringen wisset, denn ohne Geld mag man es nicht wohl vollbringen. Fortunatus sprach zu Leopoldo: Sorg nicht, ich weiß in jedem Land Gelds genug aufzubringen. Darum verheiß, bei mir zu bleiben und die Reis zu vollenden. Leopoldus sprach: So verheißt mir auch zu leisten, was ihr mir versprochen habt. Also gelobten sie beide, einer dem andern in guten Treuen, einander nicht zu verlassen in keinen Nöten. Als der Beschluß geschehen war, zog Fortunatus gleich heraus zweihundert Kronen, gab sie Leopoldo und sagte: Geh, kauf zwei hübsche Pferd, spar kein Geld, ding dir einen eignen Knecht, und wenn er dir nicht gefällt, so ding einen andern, und wenn du nicht Geld mehr hast, so will ich dir mehr geben und dich ohne Geld nicht lassen. Das gefiel Leopoldo sehr wohl und gedachte, es wär ein guter

Anfang und rüstete sich nach seiner Lust. Desgleichen tat Fortunatus auch; nahm aber nicht mehr denn zween Knechte und einen Knaben, also daß ihrer sechs waren. Und wurden eins, wie sie die Länder und Königreiche durchfahren und zuerst das römische Reich besehen wollten. Ritten also den nächsten Weg auf Nürnberg, sodann gen Donauwörth, Augsburg, Nördlingen, Ulm, Konstanz, Basel, Straßburg, Mainz und Köln, davon viel zu schreiben wär. Nachdem zogen sie von Köln gen Brügge in Flandern und von Brügge gen Lunden, und von Lunden gen Edinburg, ist die Hauptstadt in Schottland und neun Tagereisen entfernt. Und als sie dahin gekommen waren, hatten sie noch sechs Tagereisen bis nach Hibernia, in die Stadt, von dannen Leopoldus war, und er begehrte nun von seinem Herren Fortunato, mit ihm dahin zu reiten, das er ihm bewilligte. Ritten also nach Hibernia und kamen in die Stadt, genannt Waldrick, da Leopoldus daheim war. Der fand Weib und Kind, wie er sie gelassen hatte, doch hatte einer seiner Söhne ein Weib genommen und eine Tochter einen Mann, und waren alle seiner Ankunft froh. Ach Gott, sie waren alle nicht reich, das konnte Fortunatus wohl merken, und gab dem Leopoldo hundert Nobel, daß er alle Sachen recht und wohl zurichte, so wolle er zu ihnen kommen und fröhlich mit ihnen sein. Also ließ Leopoldus gar köstlich zurichten und lud dazu seine Kinder, ihre Männer und Weiber und alle andern guten Freunde und hielt also köstlich Hof. Fortunatus war fröhlich mit ihnen, und als er gegessen hatte, rief er Leopoldo und sagte zu ihm: Du sollst Urlaub nehmen von Weib und Kindern und nimm hin die drei Säckel, sind in jedem 500 Nobel, und sollst du einen deinem Weib, den andern deinem Sohn und den dritten deiner Tochter zur Letze lassen, daß sie eine Zehrung haben. Des war er froh und dankte ihm der großen Güte. Ihr mögt wohl glauben, daß Weib und Kind sehr erfreut wurden und ihn desto lieber wegreiten ließen.

Wie Fortunatus und sein Diener Leopoldus in Patricius Loch gingen.

Nun hatte Fortunatus gehört, daß noch zwei Tagreisen wären bis in die Stadt, da Patricius Fegfeuer ist, und sagte: So es

nicht ferner ist, denn zwei Tagreisen, wollen wir dahin. Ritten also mit Freuden in die Stadt Werniks. Darinnen ist ein großes Kloster, eine Abtei, und in derselben Kirche hinter dem Fronaltar ist die Türe, da man eingeht in die finstere Höhle, die da genannt ist Sankt Patricius Fegfeuer. Nun läßt man niemand darein ohne des Abts Erlaubnis. Leopoldus ging zu dem Abt und erhielt Urlaub, doch fragte der Abt, von wannen der Herr wäre. Leopoldus sagte ihm, er wäre von Zypern, daraus der Abt wohl entnehmen konnte, daß er von fernen Landen war. Und ihn derhalben zu Gast, das Fortunatus zu einer großen Ehr aufnahm. Und als er zu der Mahlzeit gehen wollte, kaufte er ein Faß mit dem besten Wein, so er fand, und schenkte das dem Abt. Der Abt nahm es mit großem Dank auf, denn der Wein da sehr teuer ist, und auch wenig Wein in dem Kloster gebraucht ward, allein zu dem Gottesdienst. Als die Mahlzeit vorüber war, fing Fortunatus an und sprach: Gnädiger Herr, ist es nicht wider eure Würde, so begehret ich zu wissen, von was Ursach es kommt, daß gesagt wird, daß hie Sankt Patricius Fegfeuer sei. Der Abt sprach: Das will ich euch sagen. Es ist vor viel hundert Jahren, da jetzund diese Stadt und Gotteshaus liegt, eine wilde Wüste gewesen; und nicht fern von hinnen war ein Abt, der hat Patricius geheißen. War ein gar andächtiger Mann, der oft herging, in diese Wüste, um Buße zu tun. Und auf einmal, da fand er diese Höhle, die zumal lang und tief ist. Darein ging er so weit, daß er nicht wußte, herauszukommen. Da fiel er nieder auf seine Knie und bat Gott, daß er ihm aus der Höhle hülfe, so es nicht wider seinen göttlichen Willen wäre. Dieweil er aber Gott bat mit großer Andacht, hörte er fern hinter sich ein jämmerlich Geschrei, als ob es eine große Menge Leut wären, darob er sehr erschrak. Doch verlieh ihm Gott, daß er wieder aus der Höhle kam. Dafür dankte er Gott treulich und kam in sein Kloster und war andächtiger denn zuvor. Wenn er Pönitenz erwirken wollte, so ging er in diese Höhle und fing an und baute eine Kapelle bei dem Loch der Höhle. Und kehrten die andächtigen Leute zu, so daß dieses Kloster, dazu die Stadt hie gebaut ist worden. Fortunatus sprach: Die Pilger, die also herkommen und ihr in die Höhle

lasset, was sagen die, so sie herauskommen? Der Abt sprach: Ich frag ihrer keinen, noch laß ich sie fragen, doch sagen etliche, sie haben gehört elendiglich rufen, andere wieder haben nichts gehört noch gesehen, allein, daß ihnen sehr gegrauset hat. Fortunatus sprach: Ich bin weit hergekommen und sollte nicht in die Höhle gehn! Wo man das von mir sagte, wär es mir eine Schande, und will ich also nicht von hinnen und will in das Fegfeuer. Der Abt sprach: So ihr denn darein wollt, so geht nicht zu weit, denn darinnen sind viel Abwege, daß man sich leichtlich verirren kann, als etlichen noch zu meiner Zeit geschehen ist, die man erst am vierten Tag gefunden hat. Fortunatus fragte Leopoldum, ob er mit ihm darein wolle. Er sagte: Ja, ich geh mit euch und will bei euch bleiben, solang mir Gott das Leben verleiht. Das gefiel Fortunato wohl.

Also gingen sie beide morgens früh und beichteten und empfingen das heilige Sakrament; denn die Höhle ist geweiht von Sankt Patricius, und wer eine Nacht darinnen ist, der hat Ablaß aller seiner Sünden. Also schloß man die Türe der Höhle auf, die ist hinter dem Fronaltar in dem Kloster. Da geht man darein wie in einen Keller, und sobald einer hineinkommt, so geben die Priester einem den Segen und beschließen die Tür und tun sie nicht wieder auf bis morgens um die Zeit, so man dareingegangen ist. Als sie nun in die Höhle kamen und tief hinabgegangen waren, kamen sie an einen Ort, der war eben. Da nahmen sie einander bei den Händen, damit sie nicht voneinander kämen; gingen also in der Finsternis und meinten, bis an ein End der Höhle zu gehen und dann umzukehren. Und da sie lang gegangen, fanden sie, daß sie sehr abwärts gehen mußten. Da kamen sie überein, wieder zu der Höhle Tor zu gehn, konnten aber nicht dazu kommen und gingen so lang, bis sie müd wurden. Da setzten sie sich nieder zur Ruh und warteten und meinten, wenn man ihnen bei der Tür riefe, so würden sie es hören und könnten dem Ton nachgehn und damit hinauskommen. Ein Grausen war sie ankommen, daß sie nicht wußten, ob sie kurz oder lang darinnen gewesen waren. Als nun die Zeit kam, daß man des Morgens die Türe aufschloß, rief man ihnen; sie waren aber so weit, daß sie es nicht hören konnten. Man schloß die

Türe wieder zu und die zwei gingen hin und her und wußten nicht mehr, sich selber zu helfen. Sie wurden hungrig und fingen an ganz zu verzagen und ihr Leben verloren zu geben. Und Fortunatus sprach: O allmächtiger Gott, nun komm uns zu Hilf, denn hie hilft weder Gold noch Silber. Saßen also nieder als verzweifelte Leut und hörten noch sahen nichts. An dem dritten Morgen aber, da kamen die Priester und schlossen abermals auf die Pforten der Höhle und riefen. Da war niemand. Sie schlossen wieder zu und gingen zu dem Abt und sagten ihm das Leid, besonders um Fortunatum, der ihnen so guten Wein geschenkt hatte. Auch liefen ihre Knechte herbei und gehuben sich gar übel um die Herren. Der Abt aber wußte einen alten Mann, der vor viel Jahren die Höhle hatte mit Schnüren abgemessen, und sandte nach ihm, daß er schaue, ob er die Männer könnte herausbringen. Die Knechte verhießen ihm hundert Nobel. Er sprach: Sind sie noch am Leben, ich bringe sie heraus; und rüstete sich mit seinem Zeug und ging hinein. Möcht einer sprechen: Warum geht man nicht mit Lichtern oder Laternen darein? Ist zu wissen, daß die Höhle kein Licht leidet in keinem Weg. Also schlug der alte Mann sein Instrument an und durchsuchte eine Höhle nach der anderen, bis daß er sie fand. Des waren sie froh, denn sie waren ganz ohnmächtig und schwach worden. Also hieß er sie, sich an ihn halten, wie ein Blinder an einen Sehenden, und ging er seinem Instrument nach. Mit der Hilf Gottes und des alten Mannes kamen sie wieder zu den Leuten. Des war der Abt froh, denn er hätte gar ungern gewollt, daß die Pilger verloren gewesen wären. Denn er fürchtete, es würden nicht mehr Pilger dahin kommen, dadurch ihm und seinem Gotteshaus Nutzung abgangen wär. Die Knechte sagten Fortunato, wie sie dem alten Mann hundert Nobel hätten verheißen. Die und noch mehr gab er ihm bar und dankte ihm gar sehr und ließ in der Herberg köstlich zurichten, lud den Abt und alle seine Brüder und lobte Gott, daß er abermals aus einer großen Angst kommen war. Ließ auch dem Abt und Konvent hundert Nobel zur Letze, daß sie Gott sollten für ihn bitten. Darnach nahmen sie Urlaub von dem Abt und fingen an, ihre Reise zu vollbringen und ritten wieder zurück, den

nächsten Weg gen Calais, denn hinter Hibernia ist es so wild, daß man nicht weiter kommen kann. Darnach ritten sie gen Paris und von da durch Frankreich, Spanien, Portugal und Italien bis gen Neapel. Darnach wiederum gen Rom und von Rom gen Venedig.

Wie Fortunatus gen Venedig kam, von dannen er gen Konstantinopel fuhr, den jungen Kaiser krönen zu sehen.

Als sie aber zu Venedig still lagen, hörten sie, wie der Kaiser von Konstantinopel einen Sohn hätte, den er wolle zum Kaiser krönen lassen; denn er war sehr alt und wollte, daß sein Sohn das Regiment noch bei seinen Lebzeiten besäße. Des hatten die Venediger gewisse Kundschaft, und hatten eine Galeere zugerichtet und dazu eine stattliche Botschaft mit viel köstlichen Kleinoden, die man dem neuen Kaiser schenken sollte. Da ging Fortunatus und dingte sich und seine Leute auch auf die Galeere und fuhr mit den Venedigern gen Konstantinopel, das eine große Stadt ist. Nun war soviel fremdes Volk dahin kommen, daß man keine Herberg finden konnte. Den Venedigern gab man ein eigen Haus, aber die wollten niemand Fremden bei sich haben. Also suchte Fortunatus mit seinen Leuten lang eine Herberg; doch fand er zuletzt einen Wirt, der war ein Dieb. Bei dem waren sie zur Herberg und gingen alle Tag und sahen dem Fest zu, davon lang zu schreiben wär; doch will ich fürbaß schreiben, wie es Fortunato gegangen ist. Als Fortunatus alle Tag ausging zu dem Fest, hatte er eine eigne Kammer, die verschlossen sie und meinten, ihr Sach wär wohl versorgt. Aber der Wirt hatte einen heimlichen Eingang in Fortunatus Kammer, an der hölzernen Wand, daraus er ein Brett nehmen und wieder zutun konnte, daß es niemand merkte. Dadurch ging er aus und ein, dieweil sie bei dem Fest waren, und durchsuchte ihre Mantelsäcke, darinnen er doch kein Bargeld fand. Das befremdete ihn und dachte er, sie tragen ihr Geld bei sich, eingenäht in ihr Wams. Als sie nun etliche Tag bei ihm gezehrt hatten, rechneten sie mit dem Wirt; der aber gab Obacht, wer das Geld ausgäbe, und sah, daß Fortunatus Geld unter dem Tisch herfürbrachte und es Leopoldo gab, der den Wirt bezahlte. Nun hatte Fortu-

natus Leopoldo befohlen, daß er keinem Wirt etwas abrechnen sollte und ihm geben, was einer heischte. Das tät er mit dem Wirt auch. Dem gefiel das wohl, aber genügte es ihm nicht und hätte er gern alles und den Säckel zu dem Geld gehabt.

Nun war der Tag nahe, daß Fortunatus verheißen hatte, einer armen Tochter einen Mann zu geben und die zu begaben mit vierhundert Stück Goldes des Landes Währung. Darum fing er an und sprach zu dem Wirt, ob er nicht einen armen, frommen Mann wüßte, der eine Tochter hätt, die mannbar wär, der er aber der Armut wegen einen Mann nicht geben könnte, den sollte er zu ihm führen, so wollte er ihm seine Tochter aussteuern. Der Wirt sprach: Ja, ich weiß ihrer mehr denn einen und morgen will ich einen frommen Mann zu euch bringen, der muß seine Tochter mit hieher zu euch bringen. Das gefiel Fortunato sehr wohl. Was dachte sich aber der Wirt: Ich will ihnen noch heut nacht das Geld stehlen, dieweil sie es noch haben, denn wart ich länger, so geben sie es aus. Und in der Nacht stieg er durch das Loch, und als sie alle fest schliefen, durchsuchte er ihnen die Kleider alle und vermeinte, er solle große Flicken voll Gulden in ihren Wämsern finden. Da er aber nichts fand, schnitt er Leopoldo seinen Säckel ab, darin waren wohl fünfzig Dukaten, und schnitt Fortunato seinen Säckel auch ab. Da er aber den Säckel herfürbrachte und außen daran griff und nichts darinnen war, warf er den Säckel unter die Bettstatt und ging zu den drei Knechten und schnitt ihnen allen die Säckel ab, darinnen er wenig Gelds fand. Darnach tät er Türen und Fenster auf, als ob Diebe von der Gassen hineingestiegen wären. Und da Leopoldus erwachte und die Fenster und Tür offen sah, fing er an die Knechte zu schelten, warum sie heimlich ausgingen und ihren Herren also Unruh machten. Die Knechte schliefen und fuhren auf aus dem Schlaf, und ein jeder sprach, er hätt es nicht getan. Da erschrak Leopoldus und sah bald nach seinem Säckel. Der war ihm abgeschnitten und hingen die Stümpf an dem Gürtel. Er rief Fortunato und sprach: Herr, unsre Kammer steht offen an allen Orten und mir ist euer Geld, so ich noch hatte, gestohlen. Fortunatus fuhr alsobald an sein Wams, daran er den Glücksäckel trug und fand, daß er ihm

auch abgeschnitten war. Da mögt ihr wohl glauben, daß er sehr erschrak. Ja, er erschrak so sehr, daß er niedersank und ihm die Sinne schwanden und er dalag, als ob er tot wär. Leopoldus und die Knechte erschraken und war es ihnen leid um ihren Herrn. Sie wußten aber nichts von dem großen Verlust, so ihrem Herrn geschehen war, sondern labten und rieben ihn, bis daß sie ihn wieder zur Vernunft brachten. Als sie also in der Angst und Not waren, kam der Wirt und stellte sich gar verwundert und fragte, was sie denn hätten. Sie sagten dem Wirt, ihnen wär all ihr Geld gestohlen. Der Wirt sprach: Was seid ihr für Leut. Habt ihr nicht eine wohl versperrte Kammer? Warum habt ihr euch nicht fürgesehen. Sie sagten: Wir haben Fenster und Tür versperrt und haben es alles offen gefunden. Der Wirt sprach: Schaut nur, ob ihr es nicht selber einander gestohlen habt. Es ist viel fremdes Volk hie und ich weiß nicht, was ein jeder ist. Doch da sie sich so übel gehuben, ging er auch zu Fortunato und sah, wie er sich so ganz verwandelt hatte und sprach: Ist es des Gelds viel, so ihr verloren habt? Sie sagten, es wär nicht viel. Wie könnt ihr euch dann so übel gehaben um wenig Geld. Ihr wolltet gestern abend einer armen Tochter einen Mann geben. Spart das Geld und verzehrt es. Fortunatus antwortete dem Wirt gar ohnmächtiglich: Mir ist mehr um den Säckel, denn um das Geld, so ich verloren hab. Da ist ein kleines Wechselbrieflein innen, das doch niemandem eines Pfennigs Wert nützen mag. Da der Wirt sah, daß Fortunatus so sehr betrübt war, ward er, wiewohl er ein Schalk war, zur Barmherzigkeit bewegt und sprach: Lasset uns suchen, ob man den Säckel finde, denn keiner hat Freud an einem leeren Säckel, und hieß die Knechte suchen. Da schloff einer unter das Bett und fand den Säckel und sprach: Hie liegt ein leerer Säckel; und brachte ihn dem Herren und fragte ihn, ob das der rechte Säckel wär. Fortunatus sprach: Laß mich den besehen, ob er der sei, der mir abgeschnitten ist. Da war er der rechte. Nun fürchtete Fortunatus, da der Säckel abgeschnitten war, daß er die Tugend verloren hätte; wagte aber nicht dareinzugreifen vor den Leuten, denn er fürchtete für sein Leben, so ein Mensch die Tugend des Säckels erfahren würde. Darum

legte er sich wieder nieder, denn man sah wohl, daß er schwach war, und tat unter der Decken seinen Säckel auf und griff darein und fand, daß der Säckel in allen Kräften war, wie er zuvor gewesen, dessen er sehr froh war. Doch war der Schreck so groß gewesen, daß er so bald nicht wieder zu seiner Farb noch Stärke kommen konnte, und also den Tag still liegen blieb. Leopoldus wollte ihn trösten und sprach: O Herr, gehabt euch nicht so übel. Wir haben noch schöne Roß, silberne Ketten, güldne Ringe und andere Kleinode, und so wir nicht Geld haben, wollen wir euch mit der Hilf Gottes auch wohl heimhelfen. Ich bin durch manch Königreich gezogen ohne Geld. Leopoldus meinte, er wär sehr reich in seiner Heimat, daß, wenn er heimkäm, ihm kein Verlust schaden möchte. Fortunatus redete gar ohnmächtiglich und sprach: Wer das Gut verliert, der verliert die Vernunft. Weisheit wär zu erwählen für Reichtum, Stärke, Gesundheit, Schöne und langem Leben. Das vermag man keinem zu stehlen. Und damit schwieg er. Leopoldus verstand die Worte nicht, denn er wußte nicht, wie er die Wahl gehabt hatte unter diesen Stücken allen; fragte auch nicht weiter und meinte, Fortunatus wisse nicht, was er also in der Ohnmacht sage. Sie wandten aber Fleiß an und brachten ihn dazu, daß er aß und wieder zu sich selber kam und seine rechte Farb gewann und wieder anfing, fröhlich zu werden. Doch da es Nacht ward, befahl er den Knechten, daß sie Lichter kaufen und die ganze Nacht sollten brennen lassen, und jeder sein bloßes Schwert zu sich nähme, damit sie nicht mehr also beraubt würden. Das geschah. Fortunatus aber hatte die Trümmer, so von dem Säckel abkommen waren, gar fest wieder angemacht und ließ den Säckel, solang er lebte, nicht mehr an dem Wams hängen, sondern bewahrte ihn allwegs so wohl, daß ihm den niemand mehr stehlen konnte.

Des Morgens stund er früh auf mit seinen Leuten und ging in Sankt Sophia Kirche, darinnen eine gar schöne Kapelle ist, geweiht zur Ehre unserer lieben Frau. Da gab er den Priestern zween Gulden, daß sie das Tedeum laudamus sängen, unserer lieben Frau zu Lob und Ehr. Da Amt und Lobgesang vollbracht war, ging er mit seinen Leuten an den Platz, da die Wechsler

und Kaufleute waren. Und als er da stand, hieß er die Knechte heimgehn, die Mahlzeit zuzurüsten und die Roß zu versehen und gab Leopoldo Geld und sprach: Geh und kauf fünf neue, gute Säckel, so will ich zu einem Wechsler gehn und Geld holen. Ich habe keine Freude, so wir also alle ohne Geld sind. Leopoldus tat, was ihm befohlen war und brachte fünf leere Säckel, und Fortunatus tat sogleich in einen Säckel hundert Dukaten und gab den Leopoldo, daß er ausgäbe und sich versähe und niemand einen Mangel leiden ließe; und wenn er nichts mehr hätte, so wolle er ihm mehr geben. Auch gab er jedem Knecht einen neuen Säckel und zehn Dukaten darein und sagte ihnen, sie sollten fröhlich sein, aber auch Sorg haben, daß ihm kein Schaden mehr widerführe, als ihm zuvor geschehen wär. Sie dankten ihm sehr und sagten, sie wollten wohl Sorg haben.

Wie Fortunatus einem armen Mann eine Tochter aussteuerte und ihr vierhundert Dukaten zur Mitgift gab.

Fortunatus tat vierhundert Gulden in den fünften Säckel und sandte nach dem Wirt und sprach: Es ist, darum ich zuvor mit euch geredet hab: wo ein frommer Mann eine mannbare Tochter hätte, dem wollte ich sie aussteuern. Der Wirt sprach: Ich weiß mehr denn einen und will ich einen daherbringen und die Tochter mit ihm, daß ihr sie sehet. Das gefiel Fortunato wohl. Der Wirt ging zu dem frommen Mann und sagte, wie ein reicher Gast bei ihm wär, und daß er seine Tochter nähme und mit ihm ginge. Er hoffe, seine Sach solle gut werden.

Der Tochter Vater war ein Schreiner, ein frommer, gerader Mann, der sprach: Ich will meine Tochter nicht dahin führen. Er möchte sie vielleicht zu Unehren brauchen und dann einen Rock kaufen. Damit wär weder ihr noch mir geholfen. Sag ihm: so er ihr etwas Gutes tun will, solle er zu uns kommen. Das verdroß den Wirt sehr und sagte es Fortunato und meinte, es würde ihn auch verdrießen. Dem aber gefiel es wohl und sprach er: Führt mich zu dem Mann; und nahm Leopoldum auch mit sich. Also gingen sie in des Mannes Haus, und Fortunatus sprach: Ich hab vernommen, daß du eine Tochter hast, die erwachsen ist. Laß sie doch herkommen und die Mutter mit ihr.

Er sprach: Was wollt ihr ihr? Er sprach: Heiß sie kommen, es ist ihr Glück. Er rief der Mutter und der Tochter. Sie kamen beide und schämten sich sehr, denn sie hatten schlechte Kleider an. Die Tochter stund hinter der Mutter, daß man desto minder ihre schlechten Kleider sähe. Fortunatus sprach: Jungfrau, kommt herfür. Sie war schön und gerade. Er fragte den Vater, wie alt die Tochter wär. Sie sagten: Zwanzig Jahr. Er sprach: Wie habt ihr sie so alt werden lassen und habt ihr nicht einen Mann gegeben? Die Mutter konnte nicht warten, bis der Vater Antwort gab und sprach: Vor sechs Jahren wär sie groß genug gewesen, aber wir haben nichts gehabt, damit wir sie aussteuern konnten. Fortunatus sprach: So ich ihr eine gute Mitgift gäbe, wüßtet ihr einen Mann? Die Mutter sprach: Ich weiß ihrer genug. Unser Nachbar hat einen Sohn, der ist ihr hold. Hätte sie etwas, er nähme sie gern. Er fragte die Jungfrau: Wie gefiele euch eures Nachbarn Sohn? Sie sprach: Ich will nicht wollen. Den, welchen mir mein Vater und Mutter geben, den will ich haben. Und sollt ich ohne Mann sterben, so will ich keinen selber nehmen. Die Mutter konnte nicht mehr schweigen und sprach: Herr, sie lügt. Ich weiß, daß sie ihm ganz hold ist und daß sie ihn von ganzem Herzen gern hat. Fortunatus schickte den Wirt nach dem Jüngling, und als er gekommen war, da gefiel er ihm wohl und nahm er den Säckel, darein er die vierhundert Dukaten gelegt hatte, schüttete die auf den Tisch und sagte zu dem Jüngling: Willst du die Jungfrau zu der Eh, und Jungfrau, wollt ihr den Jüngling zu der Eh, so will ich euch das Geld zu einer Heimsteuer geben. Der Jüngling sprach: Ist euch die Sach ernst, so ist es mir recht. Die Mutter antwortete abermals schnell: So ist es meiner Tochter auch recht. Also sandte Fortunatus nach einem Priester und ließ sie zusammengeben vor ihren beiden Eltern, damit er wußte, daß es eine Eh war und gab ihnen das Bargeld und dem Vater der Braut zehn Dukaten, daß er sich und sein Weib kleide, und gab ihnen noch zehn Dukaten zur Hochzeit. Des waren sie alle von Herzen froh und dankten Fortunato und lobten Gott gar treulich und sagten: Gott hat den Mann vom Himmel gesandt. Als nun die Eh geschlossen war, gingen sie wieder in die Herberg. Leopoldum

nahm wunder, daß sein Herr so freigebig war und so leicht viel Geld ausgab und sich doch so übel gehub um das wenige Geld, das ihm gestohlen worden war. Das verdroß den Wirt sehr, daß er nicht den Säckel mit den vierhundert Dukaten gefunden hatte und er doch all ihre Reisesäcke durchsucht hatte. Zürnte darum über sich selber und dachte: Hat er soviel auszugeben, so muß ich noch mehr versuchen ihm die Taschen zu leeren.

Nun wußte der Wirt, daß sie zur Nacht große Kerzenlichter brennen ließen, die sie besonders hatten machen lassen; und als sie abermals zu des Kaisers Fest gegangen waren, machte sich der Wirt wieder in ihre Kammer und bohrte Löcher in die Kerzen und tät Wasser darein, überklebte das und richtete die Kerzen also zu, daß, wenn sie zwei Stunden brannten, sie von selber erloschen. Nun war es um die Zeit, daß des Kaisers Fest schier ein End hatte, und dachte der Wirt, Fortunatus würde auch nicht länger bleiben und er dürfe nicht säumen. Unterstund sich also, die Nacht abermals seinen Gästen einen Schaden zuzufügen und wartete nur, bis das Licht erlöschen würde. Hatte ihnen auch zur Nacht den besten Wein, so er bekommen konnte, zu trinken geben und war selber fröhlich mit ihnen gewesen und meinte, darauf sollten sie fest schlafen; als auch gemeiniglich geschieht, daß die Menschen auf einen guten Trunk fest und bald entschlafen.

Als sie nun zu Bett gingen und ihr Nachtlicht gerichtet hatten, nahm ein jeder sein bloßes Schwert zu sich, und meinten sie ohn alle Sorg zu schlafen, als sie auch täten.

Wie Fortunati Wirt nachts in die Kammer kam, zu stehlen und Leopoldus ihn tot schlug.

Der Wirt schlief aber nicht, sondern gedachte sein Fürnehmen zu vollbringen, und da er sah, daß das Licht erloschen war, schloff er abermals durch das Loch und kam zu Leopoldo und fing an, ihm unter dem Kopf herumzuschnüffeln. Nun schlief Leopoldus nicht und hatte ein gar wohlschneidend Schwert also bloß bei sich auf der Decken liegen und erwischte eilends das Schwert und hieb nach ihm. Der Dieb duckte sich, aber nicht genug, und so verwundete er ihn so schwer am Halse, daß er weder ach noch

weh sprach und also tot lag. Leopoldus rief den Knechten gar zorniglich und sprach: Warum habt ihr das Licht ausgelöscht? Sie sagten alle und jeder insonderheit, sie hätten es nicht gelöscht. Leopoldus sprach: Geh einer gleich und zünd ein Licht an und stellt ihr andern euch mit euern bloßen Schwertern unter die Tür und laßt niemand hinaus. Es ist ein Dieb in der Kammer. Der eine Knecht lief sogleich, brachte ein Licht und sprach: Tut die Tür wohl zu, daß uns der Dieb nicht entrinne. Und fingen an zu suchen und kamen gleich an den Ort, da Leopoldus gelegen war. Da fanden sie den Wirt mit dem verwundten Hals also tot liegen. Da das Fortunatus hörte, mögt ihr wohl glauben, daß er mehr erschrak denn je und sprach: O Gott, daß ich je gen Konstantinopel gekommen bin. Zuerst fehlte ein Geringes und wir wären alle um unser Gut gekommen; jetzund sind wir alle um unser Leib und Gut gekommen. O allmächtiger Gott, komm uns Armen zu Hilf, denn uns vermag sonst niemand zu helfen. Wir sind fremd, und so wir auch unser Recht sagen, wird uns nicht geglaubt. Bieten wir viel Gelds, so denken sie, wir haben das Leben doch verwirkt, und nehmen sie uns das, so haben sie viel Gelds. Herr und Knecht stunden und sahen den toten Körper

an, und vor Not und Angst zitterten sie, daß keiner reden konnte; am allermeisten Fortunatus; denn er wußte, wie es ihm zuvor gegangen war zu Lunden, da der Edelmann in einem Haus ermordet ward, dabei er nicht gewesen war und keine Schuld daran hatte. Und er sprach zu Leopoldo: O weh, wie hast du uns so übel getan, daß du den Wirt zu Tod geschlagen hast. Hättest du ihn verwundt bis auf den Tod und nicht gar zu Tod geschlagen, so wollten wir mit der Hilf Gottes und mit barem Geld unser Leben erhalten. Leopoldus sprach: Es ist Nacht gewesen, ich wußte nicht, was ich traf. Ich schlug nach einem Dieb, der mir unter dem Kopfe herumschnüffelte und der uns zuvor das Unsere gestohlen hat. Den hab ich getroffen und wollte Gott, daß man wüßte, warum er erschlagen worden, so brauchten wir nicht in Sorgen sein, weder um Leib noch Gut. Fortunatus sprach: O wir können dazu nicht kommen, daß wir den Wirt zu einem Dieb machen. Seine Verwandten lassen es nicht geschehen. Uns hilft weder Red noch Geld. Und er dachte in seiner Angst: Hätt ich einen guten Freund, dem ich meinen Säckel anvertrauen dürfte und ihm des Säckels Kraft kundtun, daß, wenn wir dann gefangen würden, der gute Freund käme und dem Richter eine große Summe für uns böte, so zweifelte mir nicht, der Richter nähm vier oder fünftausend Dukaten und ließe uns mit dem Leben davonkommen. Doch dachte er wieder: Wem ich den Säckel gebe, dem wird er so lieb, daß er ihn mir nicht wieder gibt; und wird er dem Richter viel schenken, daß er eile und uns radbreche, auf daß der große Mord nicht ungerochen bleibe, und sagen, Schand und Laster wär es, wenn man sagte, daß die Gäste den Wirt ermordet hätten und nicht sollten geradbrecht werden. Fand also bei sich selber, daß das nichts wäre, wenn er den Säckel weggäbe und fing wiederum an, Gott gar inniglich anzurufen aus ganzem Grund seines Herzens.

Da Leopoldus sah, daß Herr und Knecht so gar erschrocken und betrübt waren, sprach er: Wie seid ihr so verzagt. Hie hilft kein Trauern. Die Sach ist geschehen. Wir können den Dieb nimmer lebendig machen. Laßt uns Vernunft brauchen, wie wir durch die Sach kommen. Fortunatus sprach, er wüßte nicht zu raten, denn daß er abermals dächte, warum er nicht Weisheit

für Reichtum erwählt hätte, so er es wohl hätte tun können, und sprach zu Leopoldo: Wüßte er etwas Gutes zu raten, so sollte er es tun, denn jetzt sähe er wohl, daß es not wäre. Leopoldus sprach: So folget mir und tut, was ich euch schaffe, so will ich uns mit der Hilf Gottes mit Leib und Gut und ohn all Hindernis von hinnen bringen. Der tröstlichen Worte wurden sie froh.

Wie Leopoldus den toten Wirt nachts in einen Brunnen warf und sie davon kamen.

Leopoldus sprach: Nun seid still und rede niemand und verberget das Licht. Und er nahm den toten Wirt auf seinen Rücken und trug ihn hinter nach dem Stall. Da war ein gar tiefer Ziehbrunnen. Darein warf er den Wirt mit dem Kopf voran, und war das Wasser so tief, daß ihn niemand sehen konnte. Solches geschah um die Mitternacht, so daß es niemand hörte noch sah. Leopoldus kam wieder zu Fortunato und sprach: Ich hab uns des Diebes abgeholfen, daß man eine gute Weile nicht wissen wird, wo er hingekommen ist. Auch zweifle ich, daß er jemandem gesagt hat, daß er daherkommen wolle, uns zu bestehlen; also daß niemand weiß, daß ihm von uns Leid geschehen ist. Darum seid fröhlich. Und er sprach zu den Knechten: Geht zu den Rossen und rüstet die zu und fanget an und singt und saget von schönen Frauen und schauet, daß keiner eine traurige Gebärde habe. Also wollen wir auch tun. Und sobald es Tag werden will, wollen wir hinwegreiten, und hätten wir den alten und jungen Kaiser von Konstantinopel erschlagen, so wollten wir davonkommen. Diese Worte hörte Fortunatus gern und fing an, sich fröhlich zu gehaben, mehr denn ihm zumute war. Und da die Knechte fröhlich waren und die Roß zugerüstet hatten, riefen sie den Knechten des Wirts und den Mägden und sandten nach Malvasier und mußte jedermann voll sein; und ließen den Knechten einen Dukaten zur Letze und den Mägden auch einen und waren guter Dinge. Leopoldus sprach: Ich hoffe, wir kommen in einem Monat wieder, dann wollen wir es erst uns wohl sein lassen. Fortunatus sprach zu den Knechten und Mägden: Grüßet den Wirt und die Wirtin und saget ihnen, ich wollte ihnen den Malvasier an das Bett gebracht haben, dächte

ich nicht, Ruhe täte ihnen besser. Mit solchen Scherzreden saßen sie auf und ritten eilends hinweg, der Türkei zu und waren in Sorge, daß man ihnen nachritte. Doch ritt ihnen niemand nach. Kamen also in des türkischen Kaisers Land, in eine Stadt, heißt Karosa. In der Stadt hatte der türkische Kaiser einen Amtmann, dem befohlen war, den christlichen Kaufleuten oder Pilgern Geleit zu geben. Das wußte Leopoldus wohl, und sobald er dahin kam, ging er zum Amtmann und sagte, ihrer wären fünf Wallbrüder, die Geleit begehrten. Der Amtmann sagte: Ich geb euch Geleit genug, doch will ich vier Dukaten von jedem haben und dem Knecht alle Tag einen Dukaten und Zehrung. Leopoldus wehrte sich ein wenig, doch machte er nicht viel Worte und gab ihm das Geld. Der Amtmann gab ihm einen Geleitsbrief und sandte ihn zu einem Mann, der das Land wohl kannte; damit, meinte er, wären sie versorgt. Ritten also durch die Türkei. Da nun Fortunatus sah, daß er keine Sorg mehr haben brauchte, und ihm der Schreck, so er zu Konstantinopel empfangen, auch vergangen war, fing er erst wieder an fröhlich zu werden und Scherzreden mit den Seinen zu führen. Kamen also an des türkischen Kaisers Hof und sahen den großen Reichtum und die große Menge des Kriegsvolkes, das sie wundernahm. Er blieb aber nicht lang an dem Hof und zog durch die Wallachei, das Königreich Bosnien, Kroatien und Dalmatien gen Ofen, der Hauptstadt des Königreichs Ungarn. Von Ofen ritten sie gen Krakau, von Krakau gen Kopenhagen, von Kopenhagen gen Stockholm und von Stockholm gen Bergen, in das Königreich Norwegen. Und von Norwegen zogen sie wieder durch Schweden und Dänemark bis gen Prag. Fortunatus aber hatte ein Büchlein gemacht, darinnen er aller Könige und Herzoge, Grafen und Freien Macht und Vermögen beschrieben, auch was die geistlichen Fürsten, Bischöfe, Äbte und Prälaten an Land und Leuten hatten.

Als er nun wieder aus Prag ritt, zog er durch der Herzöge von Sachsen und Franken Land den nächsten Weg gen Augsburg, von dannen er mit etlichen Kaufleuten in wenig Tagen gen Venedig kam.

Da mag ein jeder denken, der durch die Lande gereist ist:

Hätt man bei Fortunato einen so reichen Säckel gewußt, ihm wäre gutes Geleit not gewesen; und besonders in etlichen Landen, darinnen viel armer Ritter und Staudenschnapper sind. Aber Gott gab ihm Glück, daß er allenthalben durchkam.

Wie Fortunatus wieder nach Zypern kam und einen köstlichen Palast baute.

Als er nun zu Venedig war, freute er sich und dachte: Hie sind viel reicher Leut, hie darfst du auch merken lassen, daß du Geld hast; und fragte nach köstlichen Kleinoden, die auch alle vor ihn gebracht wurden. Unter denen kaufte er, welche ihm gefielen, dadurch die Venediger eine große merkliche Summe baren Geldes lösten; und ward er groß und hoch gehalten. Nun wußte er wohl, daß er nicht viel Hausrat, Gewand und anderes hatte, als er von Famagusta gefahren war, und wie er seinen Vater Theodorum und seine Mutter Gratianam in großer Armut gelassen hatte. So fing er an und ließ sich schöne, köstliche Gewänder machen und kaufte viel Hausrat, dessen man in einem Haus bedarf, und kaufte alles zwiefach und dingte sich und sein Gut auf eine Galeere und fuhr also gen Zypern und kam gen Famagusta.

Nun war er wohl fünfzehn Jahr ausgewesen, und als er in die Stadt kam, ward ihm gleich gesagt, wie sein Vater und Mutter gestorben wären, das ihm nun sehr leid war. Also nahm er ein großes Haus um Zins, darein er sein Gut führen ließ und dingte mehr Knechte und Mägde und fing an, gar herrlich zu hausen, und ward gar löblich von jedermann empfangen und gehalten. Männiglich aber nahm wunder, von wannen ihm so großer Reichtum kam, so doch die meisten Leut wohl wußten, daß er in großer Armut von dannen gegangen war. Fortunatus aber ging und kaufte seines Vaters Haus und noch mehr Häuser dazu, ließ die alten abbrechen und baute da einen köstlichen Palast. Den ließ er auf das allerzierlichste machen; denn er hatte gar viel köstlicher Gebäude gesehen. Und bei dem Palast ließ er eine gar schöne Kirche bauen und um die Kirche dreizehn Häuser machen und stiftete da eine Probstei und zwölf Kapläne, die da allezeit sollten singen und lesen. Und

in der Kirche ließ er zwei köstliche Gräber machen und ließ seinen Vater und Mutter ausgraben und in das eine Grab legen, und sollte das andere seiner und seiner Erben warten. Und als nun der Palast und die Kirche nach seinem Willen gemacht war und er ein groß Wohlgefallen daran hatte, dachte er, einem solchen Palaste zieme wohl ein ehrsames Wesen, und nahm sich für, ein Gemahl zu nehmen. Da man inne ward, daß er willens war, ein Weib zu nehmen, war jedermann froh. Da waren viel Reich und Arm, Edel und Unedel, die eine hübsche Tochter hatten. Die ließen sie zurüsten mit Kleidern und Kleinoden, ein jeder, so gut er vermochte; und dachte ein jeder bei sich: Wer weiß, Gott gibt meiner Tochter das Glück so gut als einer anderen, denn männiglich sah, daß da groß Gut vorhanden war und hätte ein jeder seine Tochter gern dahin gebracht. Also wurden viel Töchter schön gekleidet, die sonst noch lang hätten ohne so gute Kleider sein müssen.

Es war aber da ein Graf nicht weit von Famagusta, der hatte drei Töchter, die vor andern schön waren. Dem riet der König, er solle Fortunato seine Töchter antragen lassen, und so es ihm gefällig wäre, wolle er dazu reden. Der Graf war nicht sehr reich, doch sprach er: Herr König, daß er meiner Töchter eine begehre, wolltet ihr dazu raten? Hat er doch weder Land noch Leute, und hat er auch viel Bargeld gehabt, so seht ihr wohl, er hat viel Gelds verbaut, das keinen Nutzen trägt, so mag er des andern auch ledig werden und zu Armut kommen, wie sein Vater zu Armut gekommen ist; denn es ist bald geschehen, daß große Barschaft vertan wird. Der König sprach zu dem Grafen: Ich hab vernommen von Leuten, die es gesehen haben, daß er soviel köstlicher Kleinode hat, eine Grafschaft darum zu kaufen, und ist ihm doch keines feil. Auch hör ich von ihm sagen, wie er soviel Land und Königreiche durchfahren hat, halte also dafür: wüßte er nicht, seine Sache zu einem guten End zu bringen, so hätte er nicht einen so köstlichen Palast gebaut, noch eine so köstliche Kirche machen lassen. Darum ist mein Rat, daß du ihm, will es ihm gefallen, deiner Töchter eine gäbest, und ist es dir gefällig, will ich darin meinen Fleiß brauchen, denn Fortunatus gefällt mir wohl und sähe ich

lieber, er hätt ein edles Gemahl denn eine Bäuerin, und würd es mich verdrießen, sollte kein edelgeborenes Weibsbild den Palast besitzen und darin Wohnung haben. Da nun der Graf hörte, daß dem König Fortunati Wesen so wohl gefiel, fing er an und sprach: Gnädiger Herr König, ich vernehme aus eurer Rede wohl, daß ihr ein Gefallen daran hättet, so ich Fortunato meiner Töchter eine gäbe. Ich befehle euch also mein Leib und Gut. Da der König das hörte, sprach er zu dem Grafen, hieß Graf Nimian: Sende deine Töchter zu meiner Frau, der Königin, so will ich sie lassen zurüsten, in der Hoffnung, ihm werde eine gefallen. Doch würde ich ihm die Wahl lassen, daß er nehme, welche er wolle, und will ich dir zulieb die Heirat also machen, daß du kein Heiratsgeld zu geben brauchst; müßte man aber etwas geben, so will ich es selber geben, da du mir so freie Gewalt über Leib und Gut gegeben und befohlen hast. Graf Nimian dankte seiner königlichen Gnade und sprach, was seine königliche Gnaden befehle, wolle er tun; und nahm Urlaub von dem König, ritt heim zu seinem Gemahl und sagte ihr alle Sachen, die sich zwischen ihm und dem König verlaufen hatten. Das gefiel der Gräfin alles wohl; allein, daß Fortunatus sie nicht edel genug deuchte und er auch die Wahl unter den drei Töchtern haben sollte, denn ihr eine unter den dreien sehr lieb war. Der Graf fragte sie, welche es wäre. Das wollte sie ihm mitnichten sagen; doch folgte sie seinem Willen und rüstete die Töchter zu und gab ihnen eine Hofmeisterin, Knechte und Mägde, wie es denn solchem Adel geziemt. Kamen also an des Königs von Zypern Hof. Da wurden sie alle drei und alle, die mit ihnen gekommen waren, mit Ehren und wohl empfangen von dem König und der Königin und wurden da unterwiesen in Hofsitten und was zu adligen Sachen gehört, darin sie zuvor schon gut unterrichtet worden. Sie waren auch sehr schön und nahmen doch von Tag zu Tag zu und wurden noch schöner.

Wie der König Fortunato drei edle Jungfrauen fürstellte, von denen er die jüngste, genannt Kassandra, zum Weib nahm.

Und da es den König Zeit deuchte, sandte er eine Botschaft an Fortunatum, daß er zu ihm käme. Es ward ihm aber nicht

gesagt, warum er nach ihm gesandt hatte; er wußte nur, daß er einen gnädigen Herrn am König hatte. Also rüstete er sich eilends zu und ritt fröhlich zu seinem Herren König und ward von ihm gar schön empfangen. Und der König sprach zu ihm: Fortunate, du bist mein Hintersaß, und meine ich, was ich dir rate, darin solltest du mir folgen; denn ich gönne dir Gutes. Ich hab wohl gehört, wie du so einen köstlichen Palast und Kirche bauen lässest und nun Lust hast, dir ein Gemahl zu nehmen. Ich bin aber besorgt, du möchtest eine nehmen, die mir nicht gefällig wäre, habe darum gedacht, dir ein Gemahl zu geben, dadurch du und deine Erben geehrt werden sollen. Fortunatus sprach: Gnädiger König, es ist wahr: ich bin willens, mir ein Gemahl zu nehmen. So ich aber recht verstehe, will euere königliche Gnaden so gnädig und günstig sein, mich zu versehen. Darum will ich weiter keine Frage noch Sorge um eine haben und mein Glauben und Vertrauen ganz in eure königliche Gnade setzen.

Da nun der König die Antwort von Fortunato und auch von Graf Nimian hatte und die Töchter in seiner Gewalt, dachte er bei sich: Hie hab ich gut eine Eh zu machen, und sprach zu Fortunato: Ich hab drei schöne Töchter und alle drei von Vater und Mutter Gräfinnen, und ist die älteste achtzehn Jahr alt und heißt Gemyana, und ist die andere siebenzehn Jahr alt und heißt Marsepia, und die dritte dreizehn Jahr alt und heißt Kassandra. Unter den dreien will ich dir die Wahl lassen, und magst du eine nach der andern sehen oder alle drei auf einmal. Fortunatus bedachte sich nicht lang und sprach: O gnädiger Herr König, da ihr mir eine solche Wahl aufgegeben habt, so begehre ich, daß ich sie alle drei nebeneinander stehen sehn möge und jede reden hören. Der König sprach zu Fortunato: Das du begehrest, soll dir geschehen; und entbot der Königin, sie solle das Frauenzimmer und ihre Jungfrauen wohl zurüsten, denn er wolle selber dareinkommen und einen Gast mitbringen. Das tat die Königin und tat es mit Fleiß, denn sie sah wohl, warum es geschähe. Und da es den König Zeit deuchte, nahm er Fortunatum allein und wollte mit ihm gehn. Fortunatus aber sprach: Gnädiger Herr König, ist es nicht wider euch, so lasset diesen

meinen alten Diener mit mir gehen. Der König ließ es geschehen und nahmen sie Leopoldum, den alten Mann, mit sich und kamen also in das Frauenzimmer. Da stund die Königin auf und alle ihre Jungfrauen und empfingen den König gar ehrenvoll und die Gäste auch. Der König aber setzte sich nieder und Fortunatus stund neben dem König. Da sagte der König: Lasset mir kommen die drei Jungfrauen, Gemyanam, Marsepiam und Kassandram. Alsobald stunden sie auf und gingen durch den Saal, und eh sie zu dem König kamen, taten sie dem König

dreimal Reverenz und knieten vor dem König nieder, wie sie das wohl konnten und es ihnen auch wohl anstund. Der König hieß sie aufstehn, das sie auch taten, und fing an und sprach zu der ältesten Jungfrau: Gemyana, sag mir, bist du lieber bei der Königin oder wärest du lieber bei Graf Nimian, deinem Vater, und der Gräfin, deiner Mutter? Sie antwortete dem König und sprach: Gnädiger Herr König, mir ziemt, auf die Frage keine Antwort zu geben; und ob ich schon eines wählen wollte vor dem andern, so soll ich doch meinen Willen nicht brauchen, sondern was eure königliche Gnaden und mein Herr

Vater gebieten, denselben Geboten soll ich gehorsam sein. Also sprach er zu der anderen: Marsepia, sag mir die Wahrheit, wer ist dir am meisten lieb, der Graf, dein Herr und Vater, oder die Gräfin, deine Frau Mutter. Sie antwortete und sprach: O gnädiger Herr König, auf diese Frage ziemet mir keine Antwort zu geben. Ich hab sie beide von ganzem Herzen lieb, und ob ich schon eines lieber hätte denn das andere, so wär mir doch leid, wüßte es mein eigen Herz, und da sollte das mein Mund verkünden. Des wollt ich mich gar sehr schämen, denn ich alle Treu an ihnen beiden finden und merken kann. Der König sprach zu der dritten und jüngsten: Kassandra, sag mir, wenn jetzt ein schöner Tanz wäre an unserm Hof von Fürsten und Herren und von viel edlen Frauen und Jungfrauen, und es wär hie der Graf und die Gräfin, euer Vater und Mutter, und das eine spräch, Tochter, geh zu dem Tanz, und das andere spräch, geh nicht, welchem Gebot wollteſt du folgen?

Allergnädigster Herr König, ihr sehet und wisset, daß ich gar jung bin. Vernunft aber kommt vor den Jahren nicht. So mag eure königliche, hohe Vernunft die Begierde der Jugend wohl erkennen und ermessen; darum ziemet mir auf diese Frage keine Antwort zu geben. Denn so ich eines vor dem andern erwählte, würde ich allweg das eine erzürnen, das ich gar ungern tun wollte. Der König sprach: Wenn aber eins sein müßte. Kassandra sprach: So begehre ich Jahr und Tag, mich darauf zu bedenken und weiser Leute Rat zu haben, eh daß ich Antwort auf die Frage gebe. Dabei ließ der König Kassandra bleiben und fragte sie nicht weiter.

Als nun der König Urlaub von der Königin und von den andern in dem Frauenzimmer genommen hatte, ging er in seinen Palast und folgte ihm Fortunatus und Leopoldus nach, und als sie in des Königs Kammer kamen, sprach der König zu Fortunato: Du hast begehrt, die drei Töchter zu sehen und reden zu hören. So hab ich dir mehr getan, denn du begehrt hast. Du hast sie sehen stehen, gehen und hören lang und genugsam reden. Nun, welche gefällt dir zu einem ehelichen Gemahl? Fortunatus sprach: Gnädiger Herr König, sie gefallen mir alle drei wohl, daß ich nicht weiß, welche ich wählen soll, und begehr

ich von eurer königlichen Gnade, mir eine kleine Weil zu vergönnen, mich zu bedenken mit meinem alten Diener Leopoldo. Der König sprach: Dazu hab freien Urlaub. Also gingen sie miteinander an einen heimlichen Ort. Fortunatus sprach zu Leopoldo: Du hast gehört und gesehen die drei Töchter, so wohl als ich. Nun weißt du wohl, daß niemand so weise ist in seinen Sachen, daß er nicht allweg Rats bedürfte. Also frag ich dich und begehre deines Rats in der Sache, und daß du mir hierin treulich raten wolltest, als ob es deine eigne Seel beträfe. Leopoldus erschrak gar sehr, da er so hoch ermahnet ward und sprach: Herr, in der Sach vermag ich nicht wohl zu raten; denn einem gefällt oft ein Ding sehr wohl und seinem eignen Bruder gar nicht. So ißt einer gern Fleisch, der andere Fisch, darum so kann euch in der Sach niemand raten, allein ihr euch selber; denn ihr seid es auch, der die Bürde tragen muß. Fortunatus sprach: Das alles weiß ich wohl, und daß ich mir ein Gemahl nehme und sonst niemand. Ich wollte aber, daß du mir die Heimlichkeit deines Herzens erschlössest, da du doch soviel Menschen erkannt hast und nach ihrem Angesicht oder Gestalt wohl gemerkt hast, was Treu oder Untreu an ihnen war. Leopoldus riet ungern zu den Sachen; denn er fürchtete, wenn er nicht zu der riete, die Fortunato gefiel, möchte er dadurch seine Huld verlieren, und fing an und sprach: Herr, sie gefallen mir alle drei sehr wohl. Ich hab sie auch mit allem Fleiß eine nach der andern wohl betrachtet, und nach ihrem Antlitz dünkt mich, sind sie Schwestern oder Geschwisterkinder. Kann auch an ihnen keine Untreu merken. Fortunatus sprach: Zu welcher rätest du mir aber? Leopoldus sprach: Ich will nicht zuerst raten und sollt ihr auch nicht zuerst raten, denn was euch wohlgefiele, dürfte mir nicht mißfallen. Darum nehmet hin die Kreide und schreibet auf den Tisch in euern Winkel, so will ich in den andern Winkel schreiben. Das gefiel Fortunato wohl und schrieb also jeder seine Meinung. Und da sie geschrieben hatten, und jeder des andern Geschriebenes las, da hatten sie beide Kassandra geschrieben. Des war Fortunatus froh, daß Leopoldo gefiel, was ihm gefallen hatte. Und noch fröhlicher war Leopoldus, daß ihm Gott in seinen Sinn gegeben hatte, zu der zu raten, die

seinem Herrn am allerbesten gefallen hatte. Und da sie nun in der Sach also eins worden, ging Fortunatus wieder zu dem König und sprach: Gnädiger Herr König. Eure königliche Gnade hat mir eine Wahl aufgetan, die ich billig mit großem Dank und unvergessner Dienstbarkeit gegen euer Gnaden verdienen soll, denn ich mich solcher Wahl unwürdig dünke, hab es auch um eure königliche Majestät nie verdient. Doch steht es mir zu, daß ich es noch verdiene, und ist mein Begehr, daß ihr mir Kassandra gebet. Dir geschehe nach deinem Begehren, sprach der König, und sandte zu der Königin, daß sie zu ihm käme und Kassandra mitbrächte. Also kam die Königin und brachte Kassandra mit sich und der König sendete nach seinem Kaplan und ließ sie zusammengeben. Darüber war Kassandra unmutig, daß sie also sollte vermählt werden, ohn Wissen ihrer Eltern, und daß die nicht sollten dabei sein. Doch der König wollte das also haben. Wurden also zusammen vermählt, und als sie nun zusammengegeben waren, kamen die anderen Frauen und Jungfrauen und der Braut Schwestern und wünschten der Braut Glück, die zwo Schwestern aber weinten gar sehr. Fortunatus fragte, warum sie also weineten. Da ward ihm gesagt, daß sie der Braut rechte Schwestern wären. Also ging er zu ihnen, tröstete sie und sprach zu ihnen: Trauret nicht, ihr sollt gar bald erfreuet werden; und sandte gen Famagusta nach den Kleinoden, so er mit von Venedig gebracht hatte, und schenkte dem König und der Königin die zwei besten, darnach der Braut und ihren Schwestern, und begabte alle Frauen und Jungfrauen, so in der Königin Frauenzimmer waren, gar köstlich, das sie auch mit großem Dank aufnahmen.

Der König aber sandte nach dem Grafen Nimian und nach der Gräfin. Da das Fortunatus hörte, rüstete er Leopoldum zu und gab ihm bar tausend Dukaten, daß er die sollt der Gräfin in ihren Schoß schütten und ihr sagen, ihr Tochtermann schenkte ihr die, daß sie fröhlich auf die Hochzeit käm. Nun war die Gräfin unmutig, daß Fortunatus die jüngste Tochter genommen hatte, denn sie war ihr die liebste; da ihr aber Leopoldus die tausend Dukaten in ihren Schoß schüttete, ließ sie den Unmut fahren und rüstete sich mitsamt dem Grafen von Stund an

herrlich zu, mit wohlgekleidetem Hofgesind, mit Wägen und was dazu gehört, und kamen zu dem König. Da wurden sie ehrenvoll empfangen, und war in der Herberg gar köstlich zugerichtet, mit aller Kost und Trank, was man bedurfte, also daß Graf Nimian zu der Gräfin sprach: Frau, wir sind öfter hie gewesen, aber uns ist solche Ehr nie erboten worden. Haben wir so einen gnädigen König überkommen oder so einen mächtigen Tochtermann durch unsre Tochter Kassandra, so sollen wir Gott loben, Ehr und Dank sagen, daß er uns solche Gnad verliehen hat.

Als aber der Graf und die Gräfin gekommen waren, sprach der König zu Fortunato: Ich will die Hochzeit zurüsten lassen und will, daß die Hochzeit hie vollbracht werde. Fortunatus sprach: Gnädiger König, lasset mich die Hochzeit zu Famagusta halten in meinem neuen Haus, das noch nie ist eingeweiht worden, noch ein Fest darin gewesen. Der König sprach: Ich wollte es darum tun, daß Graf Nimian und du desto geringere Kosten gehabt hätten. Fortunatus sprach: Mich sollen keine Kosten darum dauern noch reuen, und bitt ich eure königliche Majestät, daß ihr selber persönlich mitsamt der Königin und allem eurem Volk gen Famagusta kommen wollet; und kann ich auch eurer Gnaden und denen, so mit euch kommen, nicht Ehr erbieten, die euer würdig wäre, so sollt ihr doch keiner Dinge Mangel haben, so wenig als euer Gnaden hie hat.

Wie ihm der König mitsamt der Königin die schöne Jungfrau, mit Namen Kassandra, mit großen Ehren heimführte und sie köstlich Hochzeit hielten.

Da der König hörte, daß Fortunatus so reichlich redete, dachte er: Ich will doch gern sehen das Wesen, und sagte zu ihm: Dein Wille geschehe, reit hin und rüst dich zu, so will ich mit der Königin kommen und dir bringen dein Gemahl, Schwäher, Schwieger und Volks genug. Des war Fortunatus froh, dankte dem König und sprach: Ihr sollt nicht lang aus sein. In dreien Tagen sind alle Dinge zugerichtet. Ritt also eilends gen Famagusta und schaute, was ihm mangelte oder gebrach; das ließ er alles kaufen.

Also kam der König mit großem Volk und ward gar schön empfangen von den Seinen, als billig ist. Und war da große Freude mit Tanzen und Singen und ward köstlich Saitenspiel gehört. Sobald eins aufhörte, fing ein andres an. Das trieb man die ganze Nacht, und ward also die schöne Jungfrau Kassandra Fortunato zugelegt in dem schönen, neuen Palast, der nach aller Lust gebaut war, daß den, so darein kam, wunder nahm der schönen Zierden, so darinnen waren. Wiewohl nun der Braut Mutter sah, daß alle Dinge köstlich zugingen, gefiel es ihr doch nicht, da Fortunatus nicht eigen Land noch Leute hatte. Sagte das ihrem Herren, dem Grafen Nimian. Der sprach: Bekümmere dich nicht. Ich hoffe, er versieht unsere Tochter nach Ehren.

Und des Morgens früh kam der König und sein Schwäher und Schwieger und forderten der Braut die Morgengabe. Fortunatus sprach: Ich hab weder Land noch Leute. Ich will ihr geben fünftausend Dukaten bar, darum kaufet ihr ein Schloß oder eine Stadt, darauf sie versorgt sei. Der König sprach: Diesen Sachen weiß ich Rat. Hie ist der Graf von Ligorno. Der ist in Not und muß bar Geld haben, und hat ein Schloß und Stadt drei Meilen von hinnen, heißt Larchonube, ist soviel als „zum Regenbogen". Da wollen wir ihm abkaufen Land und Leut mit allen Gerechtsamen. Sandten also nach dem Grafen und kauften ihm Stadt und Schloß ab um siebentausend Dukaten. Da gab Fortunatus Leopoldo den Schlüssel zu einem Kasten, so in seiner Schlafkammer war, und zahlte er sie bar, und ward der Kauf also beschlossen und die Briefe gegeben. Und gab Graf von Ligorno vor dem König in Kassandra Hand seine Gerechtigkeit, und damit nimmermehr einen Anspruch auf gemeldtes Schloß noch Stadt zu haben. Da ward viel über den Kauf geredet: Einer sprach, es wär zehntausend Dukaten wert, der andere sprach: Hätt ich soviel bar Geld, ich wollte es nicht darum geben.

Doch da es geschehen war, fing der Braut Mutter erst an, fröhlich zu werden und sich zur Kirche zu rüsten. Und war die Kirch, so Fortunatus nicht fern von dem Palast hatte bauen lassen, gar köstlich geziert. Als nun das Amt vollbracht war, ging der König, der Bräutigam und die Braut und jeder nach seinem Stand in den Palast zu der Mahlzeit, die so köstlich

bereitet war, daß viel davon zu schreiben wär. Denn ein jeder kann wohl verstehen: wo man Gelds genug hat, da kann man reichlich und köstlich leben, als auch auf der Hochzeit geschah, denn da ward nichts gespart.

Wie Fortunatus dem König und der Königin zu Gefallen drei Kleinode aussetzte, darum die Herren, Ritter und Edelleut drei Tag stechen sollten.

Als man nun fröhlich war, dachte Fortunatus, wie er etwas zurüste, damit dem König und der Königin die Weil nicht lang würde, und setzte drei Kleinode aus. Das erste war sechshundert Dukaten wert. Darum sollten die Herren, Ritter und alle Edelleut drei Tag stechen. Wer da das Beste täte, und wem der Preis gegeben würde, sollte das Kleinod haben. Weiter setzte er ein Kleinod aus, vierhundert Dukaten wert. Darum sollten die Bürger und ihre Genossen auch drei Tag stechen, und wer das Beste täte, der sollte dasselbe Kleinod gewinnen. Weiter setzte er aus ein Kleinod um zweihundert Dukaten. Darum sollten stechen alle reisigen Knechte, sie wären der Herren oder der Städte, auch drei Tag, und wer das Beste tät, dem sollte auch das Kleinod werden.

Da möget ihr wohl glauben, daß da großer Fleiß gebraucht ward und ein jeder gern das Beste getan hätt um den Ruhm bei den schönen Frauen und Jungfrauen, so da zugegen waren, auch um den Gewinn und die Kleinode. Also stach man zwo oder drei Stund, sodann tanzte man und darnach aß man. Das Wesen und Freudenspiel trieb man vierzehn Tag. Da wollte der König nicht mehr bleiben, und als er hinweg zog, ritt männiglich mit ihm. Fortunatus hätt gern gesehen, daß man länger dageblieben wär, und besonders gern von seinen Schwähern und Schwiegern. Aber das wollten sie nicht tun, denn sie sahen die großen Kosten, so über ihn kamen, und fürchteten, er möchte dadurch in Armut kommen und wollten nicht bleiben. Als nun der König hinweg ritt, da machte sich Fortunatus auch auf und gab dem König das Geleit weit hinaus und dankte ihm, daß er ihn nicht verschmäht hätte und auf seine Hochzeit gekommen wär. Und nahm also gar demütiglich

Urlaub von dem König und der Königin, vom Grafen Nimian und der Gräfin, seinem Schwäher und Schwieger, und von allem Volk, dankte männiglich, daß sie also auf seinem Fest gewesen waren und ritt wieder zu seiner schönen Kassandra. Da nun das fremde Volk alles hinweg war, fing er eine neue Hochzeit an und lud da erst alle Bürger und Bürgerinnen und hatte ein großes Fest mit ihnen. Das trieb er acht Tag, dadurch er sich große Gunst und Wohlwollen in der ganzen Stadt Famagusta machte.

Da nun dasselbe Fest und Wohlleben auch ein Ende hatte, wollte er ein ruhig Leben anfangen und sprach zu Leopoldo: Guter Freund, gib mir zu verstehen, was dein Wille ist. Ich will dir die Wahl lassen unter drei Dingen. Da erkiese, was du willst; das soll dir werden: Willst du heim, so will ich dir vier Knechte geben, die dich mit Ehren heimgeleiten und dir dazugeben, daß du dein Lebtag ein Auskommen hast. Oder willst du hie zu Famagusta sein, so will ich dir ein eigen Haus kaufen und dazugeben, daß du drei Knechte und zwo Mägde zu halten vermagst, die deiner pflegen und es dir an nichts mangeln lassen. Oder willst du bei mir in meinem Palast sein und aller Dinge genug haben, so gut als ich selber? Was du erwählst, soll dir zugesagt und redlich gehalten werden.

Also fing Leopoldus an und dankte ihm für das große Anerbieten, und er hätte es nie verdient, nicht um Gott, noch um ihn, daß ihm erst in seinen alten Tagen soviel Ehr und Gutheit widerfahren sollte, und sprach: Mir ziemt nicht, heimzureiten. Ich bin alt und schwach und möchte unterwegen sterben. Geschähe es aber, daß ich schon heimkäme, so ist Hibernia ein rauhes, hartes Land, da weder Wein, noch andere edle Früchte wachsen, und da ich jetzund hie gewohnet hab, würd ich dort sterben. Meine Wohnung aber bei euch zu haben, das darf ich nicht annehmen. Ich bin alt und ungestalt und ihr habt ein schön Gemahl, viel hübscher Jungfrauen und Knechte, die euch alle viel Kurzweil machen könnten. Denen allen würde ich unwert; denn alten Leuten gefällt nicht allweg das Wesen der jungen, und wiewohl ich an eurer tugendreichen Güte nicht zweifle, so kiese und erwähle ich, ist es euch recht, ihr wollet mir ein

eigenes Hauswesen bestellen, darin ich mein Leben mög vollenden. Doch bitt und begehr ich, daß ich dennoch allweg eurer Lieb und eures Rats gewiß bin, so lang uns Gott das Leben gönnt. Das sagte ihm Fortunatus zu und kaufte ihm ein eigen Haus, gab ihm Knecht und Mägd, dazu all Monat hundert Dukaten. Des freute sich Leopoldus, daß er nicht mehr den Dienst zu versehen hatte, sondern sich niederlegen und aufstehn, essen und trinken konnte, früh oder spat. Nichtsdestominder ging er alle Morgen in die Kirche, da Fortunatus hinging, und erbaute sich gar fleißiglich, dabei Fortunatus seine Treu spürte. Als nun Leopoldus also lebte in großen Ehren ein halbes Jahr, ward er krank und mit tödlicher Krankheit umfangen. Da ward nach vielen Ärzten gesandt, aber ihm vermochte niemand zu helfen, und starb also der gute Leopoldus. Das war Fortunato gar leid, und ließ er ihn gar ehrenvoll begraben in seiner Kirche.

Wie Fortunato ein Sohn geboren und Ampedo genannt ward, darnach abermals ein Sohn, Andolosia geheißen.

Als nun Fortunatus und sein Gemahl Kassandra miteinander in großen Freuden lebten und keinen Mangel hatten, baten sie

Gott gar treulich, daß er ihnen Erben verleihen wolle. Denn Fortunatus wußte wohl, daß der Säckel seine Kraft verlieren würde, so er nicht eheliche Leibeserben bekäme; doch sagte er es Kassandra nicht, sondern gab ihr zu verstehen, wie er so gern Erben von ihr hätte. Wie nun Gott alle ernstlichen Gebete erhört, erhörte er sie auch, und ward die Frau schwanger und gebar einen Sohn, Ampedo getauft und geheißen, des Fortunatus und männiglich mit ihm erfreuet ward. Bald darnach ward Kassandra abermals schwanger und brachte noch einen Sohn zur Welt. Der ward auch mit Freuden getauft und geheißen Andolosia, also daß Fortunatus zween wohlgeschaffene, hübsche Knaben hatte, die er und seine liebe Kassandra mit großem Fleiß und Liebe erzogen. Jedoch war Andolosia allzeit etwas frecher denn Ampedo, wie sich hernach wohl zeigen wird. Wiewohl nun Fortunatus gern mehr Erben von Kassandra gehabt hätte, so gebar sie doch nicht mehr. Das war ihnen sehr leid, denn sie hätten gern auch eine Tochter oder zwo gehabt.

Da nun Fortunatus zwölf Jahr bei Kassandra gewesen war und sah, daß er keinen Erben mehr bekommen würde, verdroß es ihn also, zu Famagusta zu sein, wiewohl er alle Kurzweil hatte mit Spazierenreiten, hübschen Rossen, Federspiel, Jagen, Hetzen und Beizen. Und da er alle Königreiche, so in der Christenheit waren, durchzogen hatte, verlangte ihn danach, vor seinem Tode auch der Heiden Land, Priester Johannis Land, Indien, das große, das mittlere und das kleinste, alle zu durchziehen, und fing er an und sprach zu Kassandra, seinem Gemahl: Ich hab im Sinn fortzureisen und möcht ich dich bitten, du wolltest deinen Willen dazu geben. Sie sprach, wohin ihm doch sein Gemüt stünde. Er hub an und sagte ihr, sein Fürnehmen wär so, daß er die Reise nicht in drei Jahren vollbringen könnte. Kassandra erschrak, doch meinte sie, ihm wär es nicht ernst und sprach: Wo wollet ihr hin, da ihr mehr Freud, Wollust, schönere Behausung möchtet haben denn hie bei Weib und Kind? Ihr möchtet wohl kommen, da euch nicht so wohl wär. Fortunatus sprach: Ich zieh nicht aus, um Wollust, Wohlleben, noch um Gut zu gewinnen. Ich hab das halbe Teil der Welt gesehen, so will ich das andere Teil auch besehen, und sollte ich mein

Leben darum verlieren. Kann das auch nicht aus meinem Gemüt bringen. Darum so gib deinen Willen darein, denn das vermag niemand zu wenden, denn Gott und der Tod. Da Kassandra hörte, daß ihm sein Fürnehmen ernst war, erschrak sie erst recht und fing an, ihn zu bitten, er möchte von seinem Fürnehmen lassen, es würde ihn gereuen. Und wo er zuvor umhergezogen wär, das wär in der Christen Land gewesen, und wär er jung und stark gewesen und hätte viel ertragen können, das nun nicht mehr so wär, denn Alter vermag nicht, was der Jugend gar leicht ist. Auch seid ihr gewohnt, ein ruhig Leben zu haben. Was wollt ihr unter die falschen Heiden ziehen. Hör ich doch alle Tag, daß die Heiden keinem Christen weder treu, noch hold sein mögen, sondern sind von Natur geneigt, wo sie Christen um Leib und Gut bringen können, daß sie das tun; und fiel ihm um den Hals gar freundlich und sprach: O allerliebster Fortunate, o allerliebster und getreuester Gemahl, o du meines Herzens Wohlgefallen, o, in den meine Seel und mein Leib all ihre Treu gesetzt hat, ich bitt euch um der Ehre Gottes und der Jungfrau Maria willen, tut es mir armem Weib und euren Kindern zulieb und schlagt euch die fürgenommene Reise aus eurem Sinn und bleibet hie bei uns. Und hab ich euch in irgendeinem Ding erzürnt oder etwas getan, daran ihr ein Mißfallen habt, sollt ihr mich das wissen lassen und soll es hinfüro vermieden bleiben und nicht mehr geschehen; und weinte gar inniglich und war sehr betrübt. Fortunatus sprach: O allerliebstes Gemahl, gehab dich nicht so übel. Es ist nur eine kleine Zeit, so komm ich mit Freuden wieder und verheiß dir jetzund, daß ich dann nimmermehr von dir scheiden will, so lang uns Gott das Leben verleiht. Kassandra sprach: Wenn ich nur eures Wiederkommens gewiß wär, so wollt ich eurer Rückkehr mit Freuden warten, und wolltet ihr nur nicht unter die ungläubigen Leut ziehen, die da der Christen Blut allzeit begehren, so wär es mir nicht so schwer. Fortunatus sprach: Diese Reise vermag niemand zu wenden, denn Gott und der Tod. Wenn ich aber von hinnen scheid, so will ich dir soviel Barschaft lassen, daß, wenn ich nicht wiederkäm, du und die Kinder euer Leben lang wohl könnt in Freuden leben. Da

Kassandra sah und merkte, daß da kein Bitten helfen mochte, fing sie an und sprach: O allerliebster Gemahl, so es nicht anders kann sein, denn daß ihr so fern von uns geht, so kommt doch desto eher wieder und laßt die Treu und Lieb, so ihr uns bisher bewiesen habt, nicht aus eurem Herzen kommen, so wollen wir Gott Tag und Nacht für euch bitten, daß er euch verleihe: Gesundheit, Frieden und gutes Wetter und Wohlwollen von allen denen, durch deren Hand und Gewalt ihr kommen werdet. Fortunatus sprach: Nun wolle Gott, daß dieses Gebet an mir vollbracht werde, so hoff ich auf Gott, ich komm wieder, ehe denn ich mir fürgenommen hab.

Wie Fortunatus wieder von Zypern wegfuhr, mehr Lande und Königreiche zu besehen und gen Alexandrien kam.

Fortunatus ließ sich gar eilends eine gute Galeere machen, und dieweil man die Galeere machte, bestellte er Kaufleute und sandte die, allerlei Waren zu kaufen, welche man, wie er wohl wußte, in der Heidenschaft brauchte. Auch bedachte er, was er dem Sultan als eine Schankung bringen sollte, denn er wußte wohl, daß alle die Nationen, so gen Alexandrien kommen, große Geschenke bringen, insonders die Venediger und Florentiner. Darum sandte er eilends nach vielen guten Meistern der Goldschmiedekunst und ließ sich machen von Silber und von Gold eine gar köstliche Kredenz von alledem, das man brauchen kann, als Becher, Flaschen, Schüsseln, Teller, Platten, Bratspieße, Roste und anderes, so einem König zu seinem Gebrauch dienet. Und ließ eines innen vergolden, das andere außen, wie sich das am besten gab und fügte. Und als die Galeere fertig war, ließ er die beladen und rüstete sich zu und nahm Urlaub von seinem Gemahl und seinen Kindern und saß im Namen Gottes in die Galeere und fuhr gen Alexandrien. Zu Alexandria aber ist von alter Zeit her die Sitte: wenn ein Schiff dahin kommt und noch fern in dem Meer ist, so sendet man ein kleines Schifflein entgegen und fragt, von wannen das Schiff kommt und was sie führen und was ihr Gewerb sei. Das sagen sie denen und meldet man es dem König. Und wenn ein Schiff in den Port kommt, so darf niemand an das Land fahren, bis daß man

nicht einen Geleitsbrief sendet, wie er Fortunato auch gesandt und gegeben ward, und kam er und seine Kaufleute mit ihm an das Land. Da wollten die Heiden wissen, wer der Herr von der Galeere wär. Da sagte er ihnen, er hieße Fortunatus von Famagusta aus Zypern und wär allein Herr von der Galeere und begehrte, daß man ihn vor den König führe, er brächte ihm Geschenke. Dazu waren des Sultans Diener gar geflissentlich bereit, da er bringen wollte; als noch an aller Herren Höfen geschieht: wer bringt, wird bald eingelassen, wer aber haben will, der muß lang vor der Tür stehn. Als nun Fortunatus in des Königs Palast kam, ließ er aufrichten einen großen schönen Kredenztisch und ließ die Kleinode daraufstellen, die gar köstlich und schön anzusehen waren, und sandte nach dem Sultan. Da der Sultan die Kleinode sah, staunte er ob der Mannigfaltigkeit und Schöne der Kleinode und meinte, er hätte sie darum dahin gebracht, daß er sie ihm sollt abkaufen und ließ ihn fragen, wie hoch er die Kredenz schätze. Fortunatus ließ den Sultan fragen, ob ihm die Kleinode wohlgefielen. Er sagte, sehr wohl. Da Fortunatus hörte, daß sie ihm gefielen, war er froh und ließ den Sultan bitten, daß er sie nicht verschmähe und als eine Schankung von ihm annähme. Da der König das hörte, befremdete es ihn, daß ein einziger Kaufmann ihm sollte so eine große Schankung tun. Schätzte sie wohl auf fünftausend Dukaten und meinte, es wäre einer großen Gemeinde, als Venedig, Florenz oder Genua, viel zu viel, doch nahm er sie an, dachte jedoch: es wär zu viel, sollt ichs ihm nicht wieder vergelten, und hieß ihm geben hundert Karren Pfeffer, die waren wohl soviel wert als die Kleinode, so er ihm geschenkt hatte.

Als nun Fortunatus etliche Tage zu Alexandria gewesen war und sich gar ehrenvoll hielt, lud ihn der König zu Gast und etliche Kaufleute aus der Galeere mit ihm und bewirtete sie köstlich; als es Gewohnheit ist, daß der Sultan einen jeden Schiffsherrn von einer Galeere einmal zu Gast ladet, wenn er schier hinweg will.

Und als nun die Zeit gekommen war, daß Fortunatus hinweg wollte, machte er einen andern zum Schiffsherrn an seiner Statt und befahl dem, daß er mit der Galeere und den andern Kauf-

leuten und allem Gut im Namen Gottes hinführe gen Portugal, Spanien, Engeland und Flandern und da zu kaufen und zu verkaufen und ihren Gewinn zu mehren. Und über zwei Jahr solle er wieder mit der Galeere gen Alexandria kommen, denn er wolle zwei Jahr in den fremden Landen reisen und sich darnach richten und dann auch wieder zu Alexandria sein. Wenn sie ihn aber auf diese Zeit da nicht fänden, sollten sie keine Rechnung auf ihn machen, daß er noch im Leben wär und sollte der Schiffsherr die Galeere und das Gut seinem Gemahl Kassandra und seinen Söhnen zu Famagusta überantworten, das er ihm auch verhieß. Also fuhren sie ihre Straß und wie es ihnen erging, davon wär lang zu schreiben.

Wie Fortunatus nach Indien kam, viel fremde Lande durchwanderte und zuletzt wieder gen Alexandrien kam.

Da Fortunatus allein war, ging er zu dem Admiraldo, das ist der Oberste im Land nach dem König, und bat ihn, daß er ihm bei dem Sultan ein freies Geleit durch sein Land erwirke und einen Dolmetsch und Fördernisbriefe an die Fürsten und Herren, deren Land er zu sehen begehrte, als: des Kaisers Lande von Persien, des großen Khans von Cathay und Priester Johannis und andre Lande, so an diese Länder stoßen. Das erwirkte ihm der Admiraldo bei dem König Sultan, daß er ihm köstliche und gute Fördernisbriefe machen ließ, ihm auch kundige Leute zugab, die Steg und Weg und die Sprachen wohl kannten; doch alles auf seine Kosten. Des war Fortunatus sehr froh; hätte es auch nicht anders, denn auf seine Kosten begehrt, denn ihn dauerte kein Geld. Rüstete sich also mit denen, so ihm zugegeben waren, gar köstlich, und was man, wie sie sagten, zu der Reise haben müsse, hieß er kaufen und zahlte alles bar. Und mit wem er zu schaffen hatte, der gewann ihn lieb; denn welchen er mit einem Gulden hätte können ausrichten, dem gab er zween.

Zogen also dahin, und kam er zuerst in des Kaisers von Persia Land und durchreiste das. Darnach zog er in des großen Khans von Cathay Land, darnach durch die Wüste gen Indien, in Priester Johannis Lande. Deren sind drei Lande, die alle drei Indien heißen: Eines, das größere Indien, in dem ist übrige

Hitze. Das andere, das mittlere Indien, ist kühler und hat nicht so große Hitze. Das dritte heißt das kleinere Indien. Darin ist es so kalt, daß Winter und Sommer allweg zur Nacht die Wasser überfrieren. Die Größe und unsägliche Weite der drei Indien ist nicht zu beschreiben; denn was man davon geschrieben findet, sind sie größer, denn des Kaisers von Persia, des großen Khans von Cathay, des Sultans und türkischen Kaisers Lande, was doch vier mächtige Herren sind. Was Wunder, Abenteuer und Sitten in den Landen sind, davon wär ein besonder und groß Buch zu schreiben. Wer aber das gern wissen will, der les das Buch: Johannes de Montevilla und andre Bücher mehr, derer, die solche Lande alle durchzogen haben und von jedem Land geschrieben.

Da nun Fortunatus die Länder wohl durchfahren hatte, wollte er auch dahin kommen, wo der Pfeffer wächst. Also ward er an das Meer geführt, da man hinüber muß und kam dahin, wo der Pfeffer wächst. Der wächst in einem wilden Gesträuch, heißt Thobar, und wächst auch in der ganzen Welt kein Pfeffer, denn allein da.

Da nun Fortunatus das alles gesehen hatte und auch nicht weiter kommen konnte, dacht er an sein liebes Gemahl Kassandra und seine zween Söhne und verlangte ihn herzlich, wieder heimzukehren. Wandte also um, wieder heimwärts zu ziehen und ritt durch viel fremde Lande, da durch er zuvor nicht gezogen war und kam auf dem nächsten Wege durch die Wüste zu dem Berg Sinai. Von dannen ritt er gen Jerusalem, die heiligen Stätten heimzusuchen. Darnach wandte er sich wieder gen Alexandrien. Und als er zu Alexandrien wohl acht Tag gelegen war und viel seltsamer Tier und anderes bei sich hatte, kommt seine gute Galeere dahergefahren. Und wiewohl Fortunatus nicht bei ihnen gewesen war, hatten sie doch soviel gewonnen und brachten die Galeere so wohlbeladen mit gutem und köstlichem Kaufmannsschatze, daß sie dreimal besser war, denn da sie Fortunatus von sich gesandt hatte. Dessen war er gar froh, besonders auch, daß er all sein Volk frisch und gesund sah. Die brachten ihm auch Briefe von seinem allerliebsten Gemahl Kassandra, daß es ihr wohlginge und den Söhnen desgleichen. Also sagte Fortunatus

zu seiner Kaufleute einem, sie sollten eilen mit Kaufen und Verkaufen, denn ihn verlange wieder heim. Das taten sie auch und gaben alle Dinge um so billiger. Und wer wohlfeil gibt, dem hilft Sankt Nikolaus verkaufen, und wer kauft, wie man ihm ein Ding beut, ist auch bald fertig. Und während andere Galeeren sechs Wochen zu Alexandria liegen, eh daß sie abgeladen, verkauft und gekauft haben, brachten sie ihre Sach in drei Wochen zuwege.

Wie Fortunatus vom König Sultan zu Gast geladen ward und er des Sultans Mameluken begabte.

Da sie nun also geeilt hatten und das der König Sultan vernahm, wollte er nicht, daß Fortunatus hinweg führe, er müßte denn zuvor mit ihm essen, und lud ihn am Abend, da er des Morgens hinwegfahren wollte. Das konnte ihm Fortunatus nicht abschlagen. Also sagte er, daß jedermann in die Galeere gehen und sie aus dem Hafen in das Meer fahren sollten; und sobald die Mahlzeit vorüber wär, wollte er zu ihnen kommen, und sollten alle Dinge bereit sein. Also taten sie auch. Da kam der Admiraldo und nahm den Fortunatum und gingen miteinander zu des Königs Palast und Schloß, das auf einer Höhe liegt, da man über die ganze Stadt sehen kann auf das große, weite Meer.

Als sie nun gen Hof kamen, ward Fortunatus schön empfangen und fragte der König, wie es ihm in den fremden Landen ergangen wär. Das sagte er ihm alles und dankte ihm für die Fördernisbriefe, so er ihm gegeben hatte, und sagte ihm, wie er um seiner Briefe willen gar ehrenvoll und schön von allen Herren empfangen worden wär, und so er seine Briefe nicht gehabt hätte, hätte er die Reise nicht vollenden noch vollbringen können. Das gefiel dem Sultan gar wohl. Doch muß ich eines dazu sagen: Fortunati Säckel war sehr gut neben den Briefen. Indes sie noch miteinander redeten, ward die Mahlzeit zugericht, gar köstlich, wie ihr wohl glauben könnt. Denn solche großmächtige Herren leben allzeit köstlich, und besonders der Sultan, der allweg fünfzehnhundert Mameluken hat, die ihm bei Tisch dienen müssen.

Als sie nun gegessen hatten und von den Mameluken noch über zwölfhundert in dem Saal stunden und auf den Dienst warteten, sprach Fortunatus zum König Sultan, so es ihm nicht mißfiele, wollte er jedem Mameluken zehn Dules geben. Das sind güldene Pfennige. Der Sultan sprach, er wolle es geschehen lassen. Also sagte Fortunatus, daß einer nach dem andern käme, so wolle er ihnen allen geben, und sollten der Koch und der Kellermeister auch kommen. Also tät er seinen Säckel auf und hielt ihn unter den Tisch, daß ihn niemand sehen konnte. Denn hätte er den Säckel sehen lassen, so hätte man wohl merken können, daß es ein Glücksäckel war, denn in hundert solcher Säckel wär nicht halb soviel Gelds gegangen, als er in so kurzer Zeit ausgab.

Wie der große Sultan Fortunato seine köstlichen Kleinode zeigt, dabei auch das Wunschhütlein, das ihm Fortunatus hinwegführt.

Und da nun Fortunatus jedermann gegeben hatte, nahm es den Sultan wunder, wie er soviel Golds hatte bei sich tragen können und hielt es für eine große Ehre, daß er ihm seine Mameluken so reichlich begabt hatte und sprach: Ihr seid ein ehrenwerter Mann, und ziemt es sich wohl, daß man euch auch Ehr antue. Kommt mit mir, ich will euch etwas sehen lassen, was ich hab; und führte ihn in einen Turm, der war ganz steinern und alles gewölbt. In einem Gewölbe, da waren soviel Kleinode von Silber und lagen so große Haufen von silberner Münze, wie man Korn aufschüttet oder Haber. Darnach führte er ihn in ein anderes Gewölbe, das war voll güldener Kleinode. Darin stunden viel großer Truhen, die alle voller gemünzter Gulden waren. Darnach führte er ihn wieder in ein Gewölbe, das gar wohl verwahrt war. Darin stunden große Kästen, die alle voller köstlicher Kleinode waren und großer Zierden, so zu seinem Leib gehörten, wenn er sich wollt sehen lassen in seiner königlichen Majestät: von edlem Gestein, von Rubinen, Diamanten, Saphiren, Smaragden und von schönen Perlen, alles ohne Zahl. Besonders aber hatte er zween güldene Leuchter, auf denen stunden zween große Karfunkel, die so schön waren und so licht, daß sie bei der Nacht schienen, als ob es brennende Kerzen wären.

Darob verwunderte sich Fortunatus und lobte dem König die Kleinode gar sehr. Und da der König hörte, daß sie ihm also wohlgefielen, sprach er: Ich hab noch ein Kleinod in meiner Schlafkammer, das ist mir lieber, denn alles, das ihr gesehen habt. Fortunatus sprach: Was möchte das sein, das so köstlich wär? Das will ich dich sehen lassen; und führte ihn in seine Schlafkammer, die groß, schön und lustig war, darin die Fenster alle auf das weite Meer sahen. Also ging der Sultan über einen Kasten und brachte herfür einen gar unachtbaren Filzhut ohne Haar, wie ihn die Mönch gemeiniglich tragen, so sie über Land reisen, und sprach zu Fortunato: Der Hut ist mir lieber, denn alle die Kleinode, so ihr gesehen habt. Denn hätt ich die Kleinode nicht, so wüßt ich sie doch zu bekommen, aber einen solchen Hut wüßt ich nicht zuwege zu bringen. Fortunatus sprach: O allergnädigster Herr König, wär es nicht wider eure königliche Majestät, so wollt ich gern wissen, was das Hütlein kann oder welche Tugend es hat, daß ihr es so köstlich schätzt. Der König sprach: Das will ich dir sagen. Es hat die Tugend, wenn ich das aufsetz oder ein anderer, wo er dann begehrt zu sein, da ist er. Damit hab ich viel Kurzweil, mehr denn mit meinem Schatz. Wenn ich meine Diener auf die Jagd sende und mich verlangt, bei ihnen zu sein, so setz ich mein Hütlein auf und wünsch mich zu ihnen, so bin ich bei ihnen. Und wo ein Tier in dem Wald ist, will ich, so bin ich bei ihm und kann es den Jägern in die Hände treiben. Und hab ich Krieg und sind meine Söldner im Feld, so bin ich bei ihnen, wenn ich will, und bin wieder hie in meinem Palast, wenn ich will, und könnten mich dahin alle meine Kleinode nicht bringen. Fortunatus sprach: Lebt der Meister noch, der es gemacht hat? Der König sprach: Das weiß ich nicht. Es war ein hoher, wohlgelehrter Doktor der Schwarzkunst, den ich auch reichlich begabt und mit großen Ehren wieder heimgesendet hab. Ob er aber noch lebt, weiß ich nicht. Fortunatus dachte: O möchte mir das Hütlein werden. Es paßt gar wohl zu meinem Säckel, und sprach zu dem König: Ich halt dafür, so das Hütlein so große Kraft hat, daß es auch sehr schwer sei und den übel drücken dürfte, der es auf hat. Der König sprach: Es ist nicht schwerer denn ein anderer Hut,

und hieß ihn sein Barett abtun und setzte ihm das Hütlein selbst auf und sprach: Ist es wahr, daß es nicht schwerer ist, denn ein anderer Hut? Fortunatus sprach: Ich hätt nicht gemeint, daß es so leicht wär, noch ihr so töricht, daß ihr mir den Hut hättet aufgesetzt; und indem wünschte er sich in seine Galeere zu seinen Leuten, da er auch gleich innen war. Und sobald er in die Galeere kam, hieß er die Segel aufziehen, denn sie hatten einen guten Nachwind, also daß sie gar schnell hinwegfuhren.

Als nun der König Sultan sah, daß Fortunatus ihm sein allerliebstes Kleinod hinweg hatte, stund er an dem Fenster, sah die Galeere hinwegfahren, wußte nicht, was er tun sollte und gebot allen seinen Leuten, daß sie Fortunato nacheilten und ihm den gefangen brächten, denn er müßte sein Leben verlieren, weil er ihn also beraubt und betrogen hätte. Also fuhren sie ihm nach. Ehe sie aber gerüstet waren, war die Galeere so weit, daß sie niemand sehen konnte. Nun kann man einem auf dem Meer nicht nachspüren, denn kein Wald ist so wild auf dem ganzen Erdreich, daß einer nicht leichter darin zu finden wär, denn auf dem weiten Meere. Und als sie etliche Tage der Galeere nachgefahren waren und sie nicht erreichen konnten, kam sie eine Furcht an, die catalonischen Meerräuber möchten über sie kommen, und da sie nicht zugerüstet, zu streiten, wollten sie den Fuchs nicht beißen. Kehrten also wieder um und sagten dem Sultan, sie hätten die Galeere nicht einholen können. Da ward der Sultan sehr traurig.

Wie der Sultan eine Botschaft zu Fortunato um sein Hütlein schickt, die aber unverrichteter Dinge wieder wegfahren mußte.

Da nun der Sultan um das Kleinod gekommen war, hätt er es gern wieder gehabt und wußte nicht, wie er es anfangen sollte, und dachte: Sende ich den Admiraldo oder einen meiner Fürsten zu ihm, so sind sie den Christen nicht angenehm, auch möchten sie unterwegs gefangen werden; und gedachte, eine ehrenvolle Botschaft zu Fortunato nach Zypern zu senden.

Nun hat jegliche Nation zu Alexandria einen Konsul. Dieselben erwählen einen Obersten, der ist der Christen Hauptmann. Zu

dem sandte der Sultan und bat, daß er ihm in einer Reise zu Willen wäre, und sagte ihm die Ursach, warum es wäre. Das sagte der ihm zu und war bereit, in seinem Dienst zu fahren, wohin er wollte. Also ließ der Sultan ihm alsbald ein Schiff zurichten und befahl ihm, gen Famagusta zu Fortunato zu fahren und ihm zu sagen, daß er ihm sein Hütlein wieder sende; denn er hätte es ihn in Treuen sehen lassen. Und so er ihm das Kleinod wieder gäb, so wolle er ihm seine Galeere voll edlen Gewürzes senden, so er es aber nicht tun wolle, solle es der Hauptmann dem König von Zypern klagen und ihn bitten, daß er Fortunato befehle, daß er ihm sein Kleinod, so er ihm doch unredlich entführt hätte, wieder sende. Der Hauptmann, war ein Venediger und hieß Marcholando, sagte dem Sultan zu, die Botschaft getreulich zu vollbringen und guten Fleiß dabei zu brauchen. Da gab ihm der Sultan groß Gut und rüstete ihn köstlich aus und verhieß ihm große Geschenke, so er ihm sein Kleinod wiederbrächte. Dem Sultan war so leid um den Hut, daß er keine Ruh hatte. Darum mußten auch all seine Mamelucken traurig sein, und hatten sie Fortunatum zuvor alle gelobt, da sie das Geld von ihm empfangen hatten, sagten sie jetzt, da er ihren Herrn und König betrübt hatte, er wär der größte Bösewicht, der auf dem Erdreich lebte, und ein jeder sagte, hätt er ihn, er wolle sein Herz roh essen; waren also alle kühn.

Marcholando fuhr also gen Zypern und kam zu Famagusta in den Hafen. Dahin aber war Fortunatus zehn Tag zuvor gekommen, und könnt ihr wohl denken, wie schön Fortunatus empfangen ward von seinem lieben Gemahl Kassandra, und wie große Freud er empfand, daß er also wieder heimgekommen war. Die ganze Stadt freute sich mit ihm; denn da waren viele des Schiffsvolkes aus der Stadt, die mit Fortunato wiedergekommen waren, und hatten alle viel Verwandte und viel gewonnen. Und wo man genug hat, da kann man desto mehr fröhlich sein und wohl leben, als sie auch alle in der Stadt taten. Da nun Marcholando mit seiner Galeere ankam, nahm es ihn wunder, daß man so fröhlich in der Stadt war.

Als nun Fortunatus inne ward, daß eine Botschaft des Königs Sultan von Alexandrien gen Famagusta gekommen war, versah

er sich wohl, warum sie zu ihm gekommen wär und ließ ihnen eine schöne Herberg bestellen und darein führen und tragen, was man bedurfte. Und was man verbrauchte, das zahlte alles Fortunatus. Da nun Marcholando wohl drei Tag zu Famagusta gewesen war, sandte er zu Fortunato, er hätte eine Botschaft an ihn zu bestellen. Das gewährte ihm Fortunatus. Also kam er zu ihm in seinen schönen Palast und sprach: Der König Sultan von Babylon, Herr zu Alkeyro und Alexandrien, entbeut dir, Fortunate, seinen Gruß durch mich, Marcholando, und möchtest du mich einen guten Boten sein lassen und ihm sein Kleinod durch mich senden. Fortunatus antwortete und sprach: Mich nimmt wunder, daß König Sultan nicht weiser war und sagte, welche Tugend das Hütlein hat und er es mir selber auf mein Haupt setzte, darunter ich doch in große Angst und Not kam, deren ich mein Lebtag nimmer vergessen kann noch mag, denn meine Galeere stund in dem weiten Meer, da wünscht ich mich darein, und so ich die Galeere verfehlt hätte, wär ich um mein Leben kommen, das ich doch köstlicher schätz, denn König Sultans Königreich. Aus dieser Ursach bin ich des Willens, das Kleinod nicht von mir zu lassen, so lang ich leb. Da Marcholando Fortunati Rede hörte, dachte er bei sich, er wolle ihm mit Gut, so er ihm verheißen würde, sein Fürnehmen wenden und seinen Sinn ändern; und fing an und sprach: Fortunate, laßt euch raten. Was soll euch das Kleinod. Ich will euch dafür etwas verschaffen, das euch und euern Kindern viel besser und nützer ist, denn das schäbige Hütlein. Hätt ich der Hütlein einen Sack voll und hätte jeder Hut die Tugend, so der Hut hat, den ihr habt, so wollt ich sie alle geben um das Dritteil dessen, das ich euch dafür schaffen will. Darum folget mir, so will ich euch versprechen und verheißen, daß euch König Sultan muß eure Galeere laden mit ganz gutem Gewürz, als Pfeffer, Ingwer, Nelken, Muskatnuß und Zimmetrinden und anderm mehr, das sich auf hunderttausend Dukaten belaufen würde, und dazu sollt ihr das Hütlein nicht aus der Hand geben, bis ihr bezahlt seid und euch die Galeere mitsamt dem Gut sicher in eure Hände überantwortet worden. Ist euch das recht, so will ich selber auf eurer Galeere gen Alexandria fahren und euch sie geladen wieder-

bringen und euch vertrauen, daß, wenn ich wiederkomme und bringe, was ich euch verheißen hab, ihr mir dann meines gnädigen Herrn Königs Sultan Kleinod wiedergebet.

Da Marcholando ausgeredet hatte, sprach Fortunatus zu Marcholando: Auf daß wir nicht viel Worte vergebens führen: Ich will gern eurer und des Königs Sultan Freundschaft gewiß sein, doch gedenke niemand, das Hütlein aus meiner Gewalt zu bringen. Ich hab noch ein Kleinod, das mir sehr lieb ist, die müssen bei mir bleiben, dieweil ich lebe. Marcholando sagte, darüber wär wohl noch zu reden. Fortunatus antwortete, da wär gar nichts mehr zu reden noch zu bedenken, und hätt er sonst etwas zu schaffen, möcht er das tun.

Marcholando wollte nicht von dannen, er hätte denn zuvor vollendet, was ihm der König Sultan befohlen. Ritt also zu dem König von Zypern, klagte ihm das von Fortunato und bat ihn, ihm zu helfen, daß dem Sultan das Kleinod wieder würde, das Fortunatus ihm doch unehrlich entfremdet hätte, und so das nicht geschähe, fürchte er, es würde ein großer Krieg daraus entspringen. Durch Krieg aber käme man zu großen Kosten und merklichem Schaden. Der König antwortete dem Marcholando und sprach: Ich hab Fürsten und Herren unter mir in meinem Königreich, so ich ihnen gebiete, so tun sie, was sie sollen. Hat also König Sultan etwas von Fortunato zu klagen, so fordere er ihn vor Gericht, so soll ihm sein Recht werden, wie es billig und recht ist. Da Marcholando hörte, daß man seinen Herrn und König auf das Recht verwies, konnte er wohl ermessen und merken, daß davon für einen Heiden nicht viel in der Christenheit zu finden, meinte also, daß ihm nicht zieme, länger dazubleiben, und fuhr wieder gen Famagusta zu seiner Galeere, und ließ sie zurüsten und wollte davon. Da war Fortunatus so gütig, lud ihn zu Gast und bewirtete ihn gar köstlich, begabte ihn auch mit vielen köstlichen Kleinoden und ließ ihm seine Galeere gar wohl versehen mit guter Speis und Trank und sprach: Ich bin dir nicht feind, daß du dem Sultan seine Botschaft vollbracht hast und hoffe, du seiest mir auch nicht feind, daß ich ihm das Hütlein nicht wieder schicke. Kann doch kein Heide einen Christen lieb haben und ihm Gutes gönnen.

Also hätte König Sultan, so er das Hütlein hätt und es wär mein, mir es wahrlich auch nicht wieder gesandt; es würd ihm auch von den Seinen nicht geraten, es mir zu schicken. Also desgleichen wird mir auch nicht geraten, daß ich ihm es schicken soll. Marcholando dankte Fortunato für die Ehre und Schankung, so er ihm getan hatte, und sagte, er sähe wohl, daß er nichts zuwege bringen könne, weder durch Lieb, noch durch Gaben. Solches wolle er dem Sultan berichten und solle der weiter in der Sache tun, was ihn das Beste dünke. Fuhr also unverrichteter Dinge hinweg. Fortunatus aber ließ ihn fahren und fragte nicht darnach, ob er den König Sultan erzürnt hätte, da er doch nicht mehr in sein Land wollte.

Wie Fortunatus starb, seine zween Söhne an sein Todbett berief und ihnen sagte die Kraft und Tugend des Säckels und des Hütleins.

Als nun Fortunatus die ganze Welt durchfahren hatte, fing er an und hielt köstlich Hof und ließ seine zween Söhne auch herfürziehen und dingte ihnen Knechte, die sie das Ritterspiel lehrten, das ist: Stechen, Turnieren und Rennen und anders, das dazu gehört. Dazu der jüngere Sohn gar sehr geneigt war und sich gar mannlich in die Sache schickte. Derhalben setzte Fortunatus viel Kleinode aus, darum zu Famagusta gestochen ward, dabei allweg der jüngere Sohn das Beste tät und den Preis gewann, also daß jedermann sprach, Andolosia tät dem ganzen Land Ehre, daran Fortunatus große Freud hatte. Lebten also in großen Freuden, denn Fortunatus hatte viel Kurzweil mit seinem Hütlein, dem Federspiel und auch mit dem Sohn Andolosia und mit seinem allerliebsten Gemahl Kassandra. Als sie nun manch Jahr in allen Freuden lebten und von keinem Unmut zu sagen wußten, ward die schöne Kassandra krank an einer schweren und todlichen Krankheit, daß ihr kein Arzt helfen konnte. Da ward kein Gut noch Geld gespart; mußte dennoch sterben ohn langes Verziehen. Da ließ sie Fortunatus gar ehrenvoll bestatten, als ob sie wär eine Königin gewesen. Sie war ihm lieb im Leben; das zeigte er nach ihrem Tode, denn ihm war all sein guter Mut dahin und hatte er gar keine Freud

mehr. Und wiewohl seine guten Freunde und Gesellen ihm gern Mut gemacht hätten und zu ihm kamen und wollten, daß er mit ihnen wär spazieren geritten, jagen und beizen, wollte er keines tun, sondern saß allein und trauerte um sein liebstes Gemahl. Als er also allein war, fing er an und sprach zu sich selbst: O Fortunate, was ist dir nun nütz, daß du Gelds genug hast und dem Sultan sein allerbestes Kleinod vorenthältst, alle Reich durchzogen hast und jetzo nicht weißt, zu welcher Stund der Tod kommt und dich auch hinnimmt, als er dein allerliebstes Gemahl genommen hat, des sie sich noch nicht versehen hatte. O du grimmer Tod, wie kannst du so hart und so streng sein und so unerbittlich. Nicht die Jungen noch die Alten, die Reichen noch die Armen, die Wohlgestalten noch die Ungestalten können sicher vor dir sein, weder auf den hohen Schlossen oder Bergen, noch in den tiefen Tälern; und lag also betrachtend die Gewißheit des Todes und die Ungewißheit seines Kommens. Und als er sich so sehr bekümmerte, fiel er auch in eine böse Krankheit, die Schwindsucht, und nahm von Tag zu Tag ab an seinem Leibe. Da er empfand, daß solches Siechtum von Tag zu Tag zunahm, sandte er fern und nah nach den allerbesten Ärzten, so er bekommen konnte. Denen gab und verhieß er groß Gut, daß sie ihm hülfen. Sie wollten aber ihm keinen Trost geben, daß sie ihn gesund machen könnten, doch wollten sie das Beste tun, sein Leben zu fristen, so lang sie vermöchten, und brauchten dazu ihren Fleiß, nahmen aber auch Gelds genug. Doch Fortunatus empfand keine Besserung, sondern er konnte wohl merken, daß er den Tod in sich hatte und ihm nicht entrinnen möchte.

Als er nun dem Tode nahe auf seinem Bett lag, sandte er nach seinen zween Söhnen, dem Ampedo und Andolosia, fing an und sprach: Sehet, ihr lieben Söhne, da eure Mutter, die euch so mit gar großem Fleiß erzogen hat, nun mit Tod abgangen ist, ist auch die Stund kommen, daß ich aus dieser Zeit scheiden muß, ohn länger Verziehen. Also will ich euch sagen, wie ihr euch halten sollt nach meinem Tod, damit ihr bei Ehren und Gut bleibet, als ich bis an mein End geblieben bin. Und er sagte ihnen, wie er zwei Kleinode hätte, den Säckel, und welche Tugend er hätte, doch nicht länger, denn so lang sie lebten;

und auch, welche Tugend das Hütlein hätte, und wie groß Gut ihm der Sultan darum wollt gegeben haben; und befahl ihnen, sie sollten die Kleinode nicht voneinander teilen und sollten auch niemand von dem Säckel sagen. Und ob sie auch Weiber bekämen, die sie sehr lieb haben würden, sollten sie ihnen nichts von dem Säckel sagen, denn sobald das ein Mensch inne würde, würden es darnach mehr inne, und dann setzte man euch Nacht und Tag zu, so lang und so viel, bis man euch darum brächte. Und wisset, daß ich den Säckel sechzig Jahr gehabt hab und hab es keinem Menschen nie gesagt, und ihr seid jetzund die ersten, die es aus meinem Mund hören. Darum seid fürsichtig; denn wo ihr darum kämet, würd er euch nicht wieder, und tut es gar weh, von großem Reichtum in Armut zu kommen. Noch eins will ich euch befehlen, liebe Söhne: daß ihr zu Ehren einer Jungfrau, von der ich mit diesem glückhaftigen Säckel begabt bin worden, hinfür alle Jahr auf den ersten Tag im Brachmonat feiern wollet und auf denselben Tag kein ehelich Werk vollbringen, in der Eh, noch außer der Eh, und einer armen Tochter, deren Vater und Mutter nichts haben, zu ehelichem Stand verhelfen und sie mit vierhundert Stück Goldes ver-

sehen, des Landes Währung, da einer mit dem Säckel ist. Und hab ich das getan und das Gelübde gehalten, so lang ich den Säckel gehabt hab. Und nach dieser Rede sprach er nicht viel mehr und ward versehen mit allen Sakramenten und gab also seinen Geist auf. Da ließen ihn seine Söhne gar ehrenvoll bestatten in die schöne Kirche, die Fortunatus selber hatte bauen lassen. Und ward da viel Gottesdienst vollbracht, mit Messenlesen und Almosengeben; und wär der König selber gestorben, so hätte man ihm nicht mehr können nachtun.

Wie Andolosia mit seinem Säckel von Famagusta wegschied und wohlgerüst an des Königs von Frankreich Hof kam.

Nun höret, wie es Ampedo und Andolosia, den zween Söhnen Fortunati, weiter ergangen ist mit den zween Kleinoden: Als nun ihr Herr und Vater gestorben war, trugen sie Leid und hielten ihm die Jahrszeit, als es wohl billig war. Dieweil nun Andolosia also das Jahr stillgelegen war und nicht gewagt hatte, zu stechen, noch andere Hofweise zu treiben, war er ob seines Vaters Büchern gelegen, hatte die gelesen und gefunden, wie er so viel christlicher Königreiche durchzogen und durch so viel Länder der Heiden gereist war, also daß ihn auch eine solche Lust ankam und er sich ernstlich fürnahm, auch zu reisen. Fing darum an und sprach zu seinem Bruder Ampedo: Lieber Bruder, was wollen wir anfahen? Laß uns reisen und nach Ehren trachten, als unser Herr Vater getan hat. Hast du nicht gelesen, wie er so weite Lande durchfahren ist, so lies es noch. Ampedo antwortete seinem Bruder gar gütiglich und sprach: Wer reisen will, der reise. Es gelüstet mich gar nicht; möchte leicht kommen, da mir nicht so wohl wär als mir hie ist. Ich will hie zu Famagusta bleiben und mein Leben in dem schönen Palast verbringen. Andolosia sprach: So du dieses Sinns und Gemütes bist, so laß uns die Kleinode teilen. Ampedo antwortete und sprach: Willst du jetzo das Gebot deines Vaters übertreten? Weißt du nicht, daß sein letzter, endlicher Wille gewesen ist, daß wir die Kleinode nicht voneinander teilen sollen? Andolosia sprach: Ich kehr mich nicht an die Rede. Er ist tot und ich

lebe und will teilen. Ampedo sprach: So nimm das Hütlein und zieh, wohin du willst. Andolosia sprach: Nimm du es selber und bleib hier, und konnten der Sach nicht einig werden; denn jeder wollte den Säckel haben. Andolosia sprach: Lieber Bruder, ich weiß, wie wir die Sach teilen. Wir sollen nach unsers Vaters Rat niemand zu unsrer Teilung nehmen. So laß uns aus dem Säckel zwo Truhen mit Gulden füllen, die behalt du hier und leb wohl, so kannst du sie dein Lebtag nicht verzehren. Behalt auch das Hütlein hier bei dir, damit du viel Kurzweil haben magst, und laß mir den Säckel. So will ich reisen und nach Ehren trachten; will sechs Jahr aus sein, und wenn ich dann wiederkomme, will ich dir den Säckel auf sechs Jahr lassen, und also wollen wir ihn insgemein haben und nützen. Ampedo, der war ein gütiger Mensch und ließ es also geschehen, wie es sein Bruder gemacht hatte.

Da nun Andolosia sah, daß sein Bruder ihm den Säckel lassen wollte, ward er von ganzem Herzen froh und wohlgemut; fing an sich zu rüsten mit guten Knechten und hübschen Pferden und ließ sich einen Wagen machen, darauf man ihm allwegen mußt nachführen sein Stechzeug und was zu höfischem Wesen gehört. Und nahm also Urlaub von seinem Bruder und fuhr von Famagusta hinweg mit vierzig wohlgerüsten Mannen und guten Rossen und kam zuerst an des Königs von Frankreich Hof. Da gesellte er sich zu den Edlen, zu Grafen und Freiherren, und ließ es sich viel kosten und auch die andern wohl leben, darum er von männiglich wohl gehalten ward. Diente auch dem König, als ob er sein gedungener Diener wär. Und als er da war, begab es sich, daß man ein Stechen abhielt und Rennen, Ringen und Springen. Darin tät er es den andern allen zuvor, daß er ganz in ein Geschrei kam, daß er allzeit das Beste täte. Und nach dem Stechen hielt man gewöhnlich große Tänze, den edlen Frauen zu Ehren, dazu er auch berufen ward. Da fragten die Frauen, wie er hieße und von wannen er wäre, und ward ihnen gesagt, er hieße Andolosia von Famagusta aus Zypern und wär von edlem Geschlecht. Also beriefen ihn die edlen Frauen und trieben Scherzred mit ihm, das ihm wohlgefiel. Darnach lud ihn der König zu Gast, und da er sah, daß den

Herren seine Gesellschaft angenehm war, lud er die Edlen und alle ihre Weiber zu Gast und gab ihnen ein gar köstliches Mahl, dadurch er den edlen Frauen wohlgefiel.

Wie Andolosia um eine edle Frau buhlet und ihr tausend Kronen schenkt, sie ihn aber betrügt und ihm eine andere zulegt.

Als sie nun in Freuden lebten, war ein Edelmann an des Königs Hof, der ein Weib hatte, die ein Ausbund war von Schöne und die anderen Frauen weit übertraf. Derselben Frauen Ehemann war Andolosias Stechgesell und ward Andolosia dieser Frau unmaßen hold und buhlte gar ernstlich um sie und verhieß ihr tausend Kronen zu geben, so sie eine Nacht bei ihm läge. Die Frau dachte, tausend Kronen wären bald verdient, doch war sie so ehrbar, daß sie es nicht tun wollte und sagte solches ihrem Mann. Der Mann sprach: O Frau, die tausend Kronen wären gut, wir könnten sie wohl brauchen, es ist aber nicht wohl zu tun, denn Ehr ist ob allem Reichtum. Aber wie würde dir das gefallen: Wir haben eine schöne, wohlgestalte Nachbarin, die eine gute Gesellin ist und die um Geldes willen ihren Leib niemandem versagt; ihr könntest du es sagen, daß du um solche Sach wärest angegangen worden. Nun hättest du aber einen Ehemann, der viel auf Ehre hielte und wagtest du dich solches nicht zu unterstehen; denn du müßtest dabei um dein Leben besorgt sein. Die Frau tät nach Anweisung ihres Manns und sprach zu der Nachbarin: Also ist es. Wolltest du es tun, so wollt ich es einrichten, daß du in meinem Haus und an meiner Statt, als ob ich es wär, bei dem Edelmann lägest, so jetzund hier und ein guter Stecher ist. Er wollte mir tausend Kronen geben, so ich eine Nacht bei ihm läge; wo du das tätest, so wollt ich dir hundert Kronen geben. Die gute Tochter sprach: Mir liegt nicht viel daran. Ich traute mich, bei einem solchen Mann umsonst zu liegen. Wenn ich aber solches tät, so besorg ich, ihr gäbet mir die hundert Kronen nicht und wolltet mich vielleicht mit einer Krone oder zweien abspeisen, da ich ein solches Töchterlein bin. Die Frau sprach: Ich will dir die hundert Kronen zuvor geben, ehe denn du sie verdient hast. Das gefiel

ihr wohl und sagte, daß sie die Sach zurichten möchte, so wolle sie ihr zu Willen werden und guten Fleiß in der Sach brauchen. Also sagte es die Frau ihrem Mann, wie die Nachbarin ihren Willen tun wolle, und das gefiel dem Mann wohl. Und da Andolosia abermals zu der Frau kam und seinen Fleiß brauchte, wie denn die Liebhaber tun, und wiederum von den tausend Kronen sprach, sagte die Frau zu ihm: Ist euch die Sach ernst, so kommet morgen zur Nacht und bringt das Geld mit, denn mein Mann wird morgen hinwegreiten in des Königs Dienst. Des war Andolosia gar froh, denn er achtete des Gelds, so er bringen sollte, gar wenig. Und des andern Tags kam er zur Nacht allein geschlichen und hatte sich heimlich von seinen Knechten hinweggestohlen und brachte die tausend Kronen mit sich.

Die Frau wartete sein und empfing ihn und auch die tausend Kronen und führte ihn in ihre Kammer und sagte, er solle sich niederlegen und ganz still sein, so wolle sie gleich kommen, und sandte eilends zu ihrer Nachbarin, der sie hundert bare Kronen gegeben hatte. Die gute Tochter hatte sich gar hübsch zugerichtet mit sauberen und wohlriechenden Händen und mit andern Dingen, denn sie wußte wohl, was zu solchen Sachen gehört. Und als sie nun also beieinander lagen und in Freuden lebten, wußte Andolosia nicht anders, denn daß er bei seines Stechgesellen Frauen läg. Da aber die gute Tochter vernahm, daß sie Andolosia so wohlgefiel, dachte sie bei sich, es ginge ungleich zu, daß die Frau neunhundert Kronen haben sollte und sie nicht mehr als einhundert und fing an und sagte Andolosia, wie ihn seines Gesellen Frau betrogen und sie bestellt, bei ihm zu liegen an ihrer Statt, darum sie ihr hundert Kronen gegeben hätt. Da Andolosia vernahm, daß er also betrogen war, war es ihm nicht um das Geld zu tun, so er ausgegeben hatte, sondern vielmehr darum, daß es auskommen könnte und ein Gespött in der ganzen Stadt daraus werden, daß er also wär von zweien Weibern betrogen worden. Stund derhalben auf und gab der Tochter noch hundert Kronen und ging in seine Herberg und weckte all seine Leute auf, daß sie sich sollten rüsten, er wolle hinwegreiten und dachte, er wolle sich ferner hüten vor den

Listen der ungetreuen Weiber, und ritt also im Unmut hinweg, ungesegnet und ohn allen Urlaub. Und als er einen Tag von Paris geritten war, lag ihm die Sach noch an und sandte er einen seiner Diener zu der, bei der er gelegen war, und schickte ihr noch zweihundert Kronen und ließ ihr sagen, sie sollte des Edelmanns Weib vor den König oder sein Kammergericht bringen, so man das Parlament heißt, und zu ihr sprechen, sie hätte neunhundert Kronen eingenommen, die ihr doch nicht zustünden, und sie wär die, der das Geld zugehörte und wär ihr Dienstlohn. Das sagte die gute Tochter dem Knecht zu. Brachte also die zwei Weiber aneinander, daß sie vor Gericht kamen und wohl soviel und mehr verrechteten, denn sie eingenommen hatten.

Wie Andolosia aus Frankreich ritt und zu dem König von Engeland kam und wohl empfangen ward.

Als nun Andolosia von dem Hof des Königs von Frankreich hinweg ritt, dachte er: Es ist noch gut, daß mich die falschen Weiber nicht um den Säckel betrogen haben, und schlug sich die Sach aus dem Sinn und dachte, wie er erst anheben wolle, fröhlich zu sein und einen guten Mut zu haben; und ritt in einem Ritt an den Hof des Königs von Arragon. Darnach zog er zu dem König von Navern, zu dem König von Kastilien, zu dem König von Portugal und zu dem König von Spanien, davon lang zu schreiben wär, was er an jedes Königs Hof vollbracht. Als er aber von dem König von Spanien Urlaub genommen, bestellte er ein gutes Schiff und fuhr mit seinen Leuten und allem, was ihm zugehörte, gen Engeland. Kam mit gutem Glück in die große Stadt Lunden, da dazumal der König Hof hielt. Dort bestellte er ein großes, schönes Haus, ließ darein kaufen, was man bedurfte, überflüssiglich, und fing an, Hof zu halten, als ob er ein Herzog wär, und lud die Edlen an des Königs Hof zu Gast und beschenkte sie. Und sie stachen mit ihm, rannten scharf und turnierten, darin er stets es den andern zuvor tät, also daß ihm allweg der Preis gegeben ward von Frauen und Mannen. Das sahen auch der König und die Königin, daß er so mannlich war, und ließ ihn der König

fragen, ob er begehre, an seinem Hof zu sein. Andolosia sagte, ja, er wolle ihm gern dienen mit Leib und mit Gut. Und als er nun an dem Hof war, begab es sich, daß der König von Engeland wider den König von Schottland zog. Da zog Andolosia mit ihm auf eigene Kosten mit einem großen Volk und tät so manche ritterliche Tat, daß er vor allen andern gelobt ward. Und wiewohl es wahr ist, daß kein Volk auf dem Erdreich stolzer und hoffärtiger ist und niemand anderem Ehren gönnen mag, so sprachen sie doch von der großen Ehre und Kühnheit, so Andolosia im Streite bewiesen. Doch sagten sie, es wär immer schad, daß er nicht ein Englischmann wäre, denn sie vermeinten, daß kein besser Volk auf dem Erdreich sei denn sie.

Als nun der Sieg erstritten war und jedermann heimzog, kam Andolosia auch wieder gen Lunden. Da ward er schön empfangen von dem König und nach etlichen Tagen von ihm zu Gast geladen. Da setzte er ihn an seinen Tisch, da niemand war, denn der König, die Königin und eine einzige Tochter, so er hatte, die das allerschönste Frauenbild war, so man in der Welt finden konnte, so weiß und so zart, daß sie der schönen Amalei, die auch eine Königin in Engeland gewesen, verglichen ward. Dieselbe schöne Jungfrau hieß Agripina. Die ward Andolosia gegenübergesetzt, und als sie Andolosia ansah, dachte er, wenn sie ein Engel und von Gott daher auf Erden gesandt wär, so wär sie nicht hübscher zu formieren, und ward entzündet von einer inbrünstigen Lieb. Ihm ward sein Herz von einer solchen Wollüstigkeit umfangen, daß er weder essen noch trinken mocht. Das nahm die alte Königin wohl wahr; denn er ward bald rot, bald bleich, als es oft den rechten, liebenden Herzen geschieht, und merkte, daß er den Stachel der Liebe empfangen hatte. Und wenn der König etwas mit ihm redete, so konnte er ihm keine Antwort geben. Und so ihm Agripina einen Blick gab, ward er noch mehr zu der Lieb bewegt und vermeinte, ihr Gemüt wär ihm zugewandt, wie das seine ihr, da es doch noch weit hin war. Als nun die Mahlzeit vollbracht war, kam Andolosia zu Haus, mit Liebe beladen, schwerer denn ein Kameltier, das Pfeffer aus Indien gen Alkayro tragen muß. Und als er allein war, dachte er: O wollte Gott, daß ich von königlichem Stamm

geboren wär, so wollt ich dem König so treulich dienen, im Vertrauen, er müßte mir die schöne Agripina vermählen. Was wollt ich mehr, denn ein solches schönes Gemahl. So ich aber nicht so hoch geboren bin, so kann ich es dennoch nicht lassen, ich muß ihr hold sein und um ihre Liebe werben, mir geschehe, wie Gott will. Da fing er erst an zu stechen und andere Ritterspiel zu treiben; denn er wußte wohl, daß, wenn man solches tat, die Königin und ihre Tochter zuschauten. Er lud auch einmal die Königin und ihre Tochter und alle edlen Frauen, so an des Königs Hof waren, und gab ihnen so ein köstliches Mahl, daß man wunder davon zu sagen hätte. Das ward dem König gesagt, wie er eine so köstliche Mahlzeit gegeben hätt, dazu der Königin ein köstlich Kleinod geschenkt, desgleichen der jungen Königin Agripina. Auch der Königin Mägde und Kammermeisterin beschenkte er alle gar köstlich, auf daß er desto besser empfangen würde, wenn er gen Hof käm. Als auch geschah, denn wenn er kam, so ward er eingelassen zu der Königin und der schönen Agripina. Und als er auch einmal gen Hof kam, sprach der König zu ihm: Mir sagt die Königin und andere, wie du ihnen ein so köstliches Mahl gegeben habest. Warum ladest du mich nicht auch dazu? Andolosia sprach: O allergnädigster Herr König, wenn eure königliche Majestät mich, euren Diener, nicht verschmähen wollte, welch große Freud müßte mir das sein. Der König sprach: So lad mich. Ich will morgen kommen und ihrer zehn mit mir bringen. Des war Andolosia sehr froh und ging eilends heim und gab seinen Dienern Gelds genug, daß sie kaufen gingen, was sie Gutes fänden. Befahl auch dem Koch, daß er Fleiß brauche und die köstlichste Mahlzeit bereite, so er je gemacht hätte und nichts spare. Also ward die Mahlzeit gar köstlich und wohl bereitet, und als alle Dinge zugerichtet waren, kam der König mit Grafen und Herren. Da ward die Mahlzeit mit köstlichen Getränken und mancherlei Speisen vollbracht, daß der König sich darob verwunderte und die andern, so mit dem König gekommen waren. Der König dachte: Diesen Andolosia reut kein Geld und hat weder Land noch Leut. Ich muß ihm etwas beweisen, dabei er merken muß, daß er nicht so mächtig ist als er meint. Und bald darnach an einem Morgen

ließ der König Andolosia sagen, er wolle mit ihm zu Mittag essen. Des war Andolosia abermals froh und sandte seine Diener aus, zu kaufen, was man Gutes fände. Der König hatte aber verboten bei Leib und Gut, daß niemand ihm sollte Holz verkaufen, noch keinerlei Holzwerke, weder Schiffe, noch anderes. Da nun seine Diener alle Dinge gekauft hatten und man sieden und braten wollt, da hatten sie kein Holz. Andolosia sandte aus, man solle Häuser, Schiffe oder Zäune, was man bekommen könnte, kaufen; doch wo die Boten hinkamen, da wollte man ihnen nichts zu kaufen geben. Da Andolosia das hörte, merkte er wohl, daß es des Königs Gebot war und sandte eilends zu den Venedigern, die zu Lunden ihre Lager haben, und ließ ihnen abkaufen, Nelken, Muskat, Sandelholz und Zimmetrinden. Das schüttete man auf die Erde und zündete es an und dabei kochte man und bereitete die Speis, als ob es Holz wäre. Da es nun um die Mahlzeit war, dachte der König, die Mahlzeit hätt nicht können bereitet werden; saß aber nichtsdestominder auf und nahm die Herren, so zuvor mit ihm gewesen waren, und ritten zu des Andolosia Herberg. Und als sie nun dem Hause nahten, ging ihnen ein solch edler, wohlschmeckender Geruch entgegen, daß sie sich darob verwunderten. Der König ließ fragen, ob das Essen bereit wär. Man sagte ihm, ja, und daß man siede und brate mit eitel guter Spezerei. Das nahm den König groß wunder, und hatte Andolosia ihn zuvor wohl bewirtet, so tat er es jetzt noch köstlicher.

Als nun die Mahlzeit vorüber war, kamen des Königs Diener und der andern Herren Knechte wohl mit fünfhundert Pferden, um den König zu holen. Als sie gekommen waren, sagte Andolosia zu dem König: Gnädiger König, ist es nicht wider euch, so möchte ich eurem Gefolge, einem jeglichen, zehn Kronen geben. Der König sprach: Ich laß es wohl geschehen, willst du das Geld ausgeben. Also wurden sie alle berufen in einen Saal. Da trat Andolosia unter die Tür und gab einem nach dem andern zehn Kronen. Des waren die Diener gar froh und fingen allerlei an zu sagen von Andolosia.

Darnach ritt der König wiederum heim. Als er nun in seinen Palast kam, fing er an, sich zu verwundern, von wannen Ando-

losia so viel und so groß Gut käm und vermeinte, es wär einem König, der Land und Leut hätt, zu viel. Und als er sich also wunderte, kam die Königin zu ihm. Fing der König an und sagte ihr, wie Andolosia ihnen so eine köstliche Mahlzeit gegeben hätt, die da mit eitel Gewürz an Holzes Statt gekocht worden, und daß er seinen Dienern und andern, jedem zehn Kronen gegeben hätt. Das nähm ihn wunder, von wannen ihm soviel Geldes käm; denn da wär kein Sparen. Je länger, je köstlicher. Die Königin sprach: Ich wüßte niemand, der das eher und besser erfahren könnte, denn Agripina. Der ist er hold, und glaube ich, wonach sie ihn fraget, das sagt er ihr. Der König sprach: Ich möchte es wohl gern wissen. Ich meine, er schöpft aus einem Brunnen. Wüßt ich einen Brunnen, daraus Geld zu schöpfen wäre, wollt ich selber auch schöpfen. Die Königin sprach: Ich will Fleiß brauchen, ob ich es erfahren kann.

Wie die junge Königin Agripina Andolosiam mit falscher Liebe um seinen Säckel brachte.

Als nun die Königin wieder in ihr Frauenzimmer kam, berief sie Agripina allein und sagte ihr von dem köstlichen Leben, so Andolosia führe und sprach: Das nimmt mich und den König

wunder, von wannen ihm so großes Gut kommt, so er doch weder Land noch Leute hat. Nun ist er dir sehr hold, das kann ich an seinem ganzen Wesen wohl spüren, und wenn er nächstens kommt, so will ich dir desto mehr Zeit lassen, mit ihm zu reden, ob du von ihm erfahren möchtest, von wannen ihm so großes Gut kommt. Agripina sprach: Ich will es versuchen. Und als Andolosia gen Hof kam, ward er gar schön empfangen und in das Frauenzimmer gelassen, darob er große Freud empfand. Und ward es also eingerichtet, daß er allein kam zu reden mit der schönen Agripina, und als sie allein waren, fing Agripina an und sprach: Andolosia, man sagt von euch, wie ihr dem König eine so köstliche Mahlzeit gegeben und ihm dazu alle seine Diener so köstlich geehrt habt. Nun sagt mir, habt ihr nicht Sorg, daß euch Gelds mangeln könnte? Er sprach: Gnädige Frau, mir kann Geld nicht zerrinnen, dieweil ich leb. Agripina sprach: So betet ihr billig für euren Vater, der euch so viel hinterließ. Andolosia sprach: Ich bin so reich als mein Vater und er war nie reicher, denn ich jetzund bin, und freute ihn nur, fremde Lande zu sehen, mich aber freut nichts, denn schöne Frauen und Jungfrauen, in deren Lieb und Gunst ich kommen möcht. Agripina sprach: Nun hab ich wohl gehört, daß ihr an an des Königs Hof gewesen, da schöne Frauen und Jungfrauen sind. Habt ihr nichts gesehen, das euch gefallen hat? Andolosia sprach: Ich hab wohl an sechs königlichen Höfen gedient und hab manch schöne Frauen und Jungfrauen gesehen, aber ihr übertrefft sie alle weit an Schöne, an Gang und edlen Sitten, womit ihr mein Herz also in Lieb entzündet habt, daß ich es nicht lassen kann; ich muß euch die große und unsägliche Liebe offenbaren, die ich zu euch trage. Nun kann ich gar wohl ermessen. daß ich unbillig eurer Liebe begehre, angesehen, daß ich von Adel nicht so hochgeboren bin, aber die Liebe, die alle Dinge übertrifft, die zwingt mich so hart, daß ichs nicht lassen kann, ich muß euch um eure Liebe bitten. Wollet mir die nicht versagen, und was ihr von mir dann erbittet, das soll euch auch gewährt werden. Agripina, die bedacht sich nicht lang, ihm auf die Liebe eine Antwort zu geben, sondern sie sprach: Andolosia, sag mir die rechte Wahrheit, daß ich wahrlich erkennen und merken kann,

von wannen dir soviel bar Geld und Reichtum kommt. Und wenn du das tust, ohn alle Falschheit, so will ich auch deinem Willen leben. Da nun Andolosia die Worte von ihr vernahm, war er froh, und aus unbedachtem Sinn und freudenreichem Herzen sprach er zu ihr: Allerliebste Agripina, das, so ihr von mir begehrt, will ich euch ganz in Treuen und in Wahrheit sagen, doch gelobet mir, daß ihr mir treu sein wollt. Sie sprach: O du allerliebster Andolosia, du sollst nicht zweifeln an meiner Liebe, noch an meinem Verheißen. Was ich dir mit dem Mund verheiß, das soll alles mit den Werken vollbracht werden. Auf diese guten Worte sprach Andolosia zu der schönen Jungfrau: Nun haltet euren Schoß auf, und zog heraus seinen glückhaften Säckel, ließ den Agripina sehen und sprach: Dieweil ich diesen Säckel hab, gebricht es mir nicht an Geld, und zählte ihr also tausend Kronen in ihren Schoß und sprach: Die seien euch geschenkt und wollt ihr mehr, geb ich euch mehr. Glaubet ihr mir, daß ich euch die rechte Wahrheit gesagt hab? Sie sprach: Ich seh und erkenn die Wahrheit, und nimmt mich nicht mehr wunder euer köstliches Leben. Er sprach: Nun gewähret mir, als ich euch gewähret hab. Sie sprach: Das will ich tun, mein lieber Andolosia. Die Königin wird diese Nacht bei dem König liegen, so will ich es mit meiner Kammerfrau einrichten, daß ihr bei mir liegt. Ohne die kann ich es nicht zuwege bringen. Der müßt ihr eine gute Schankung tun, damit daß es verschwiegen bleibt. Das sagte er ihr zu, und sollte er also zur Nacht kommen, als er auch tat.

Sobald aber Andolosia hinweg gegangen, lief Agripina zu der Königin mit den tausend Kronen in dem Schoß und sagte ihr mit großen Freuden, wie sie erfahren hätt, von wannen Andolosia das Gold käm und auch wie sie ihm verheißen, die Nacht bei ihm zu liegen. Das gefiel der Königin wohl; denn sie war ein listig Weib, und sprach zu Agripina: Weißt du wohl, wie der Säckel gestaltet war, auch was für Farb er hatte und welche Größe? Sie sprach: Ja. Also sandte die Königin alsbald nach einem Säckler und ließ einen Säckel machen nach Andolosias Säckels Form und Gestalt und machte den lind, als ob er alt wär. Darnach sandte die alte Königin nach ihrem Doktor in

der Arznei und hieß ihn, ihr ein stark Getränk machen. Sobald man das trinkt, entschläft ein Mensch, als ob er tot sei, sieben oder acht Stund. Und als der Trunk gemacht war, trugen sie ihn in Agripina Schlafkammer und unterwiesen die oberste Kammermeisterin, daß, wenn zur Nacht Andolosia käm, sie ihn schön empfinge und in Agripina Kammer führte, so wollt sie Agripina zu ihm senden. Wenn sie nun also zusammenkämen, sollte sie viel Konfekt auftragen, verzuckert und übergüldet, das dann bereit wär, und ihm den Trank zu trinken geben und aufmerken, daß er ihn in seinen Becher schütte.

Zur Nacht kam Andolosia gar heimlich und ward in Agripina Kammer geführt, und kam sie und setzte sich zu ihm und redeten gar freundlich miteinander. Da ward ihnen aufgetragen Konfekt genug und ward ihnen zu trinken gegeben. Agripina hob den Becher auf und sprach zu Andolosia: Ich bring euch einen freundlichen Trunk (wie es in diesen Landen Sitte ist), worauf er trank, um ihr zu Willen zu sein. Also brachte sie ihm der freundlichen Trünke einen nach dem andern, bis daß der Trank gar war. Sobald er ihn getrunken hatte, saß er nieder, sank hin und entschlief so fest, daß er kein Empfinden mehr hatte, wie man mit ihm umging. Da das Agripina sah, war sie bald über ihm, schnürte ihm sein Wams auf und trennte ihm seinen glückhaftigen Säckel herab und nähte ihm einen andern an dessen Statt. O Andolosia, wie war das so ein ungleicher Wechsel.

Agripina brachte des Morgens früh den Säckel der Königin und sie versuchte ihn, ob er auch in ihrer Hand recht wär. Da zählten sie viele Gulden daraus und war kein Mangel. Die Königin brachte ihren Schoß voller Gulden dem König und sagte ihm, wie sie mit Andolosia wären umgegangen. Der König bat die Königin, sie sollte Agripina sagen, daß sie ihm den Säckel gäb, sie möchte sonst darum kommen. Das tät die Königin. Agripina wollte es aber nicht tun. Da bat sie, daß sie ihr ihn gäbe. Das wollte sie auch nicht tun und sagte, sie hätt ihr Leben dabei gewagt: Wenn er erwacht wär, dieweil ich also mit ihm umgegangen, so hätt er mich zu Tod geschlagen und mit Recht.

Da Andolosia ausgeschlafen hatte und erwachte, sah er um sich und sah niemand, denn die alte Kammermeisterin, die fragte

er, wo Agripina hingekommen wär. Sie sprach: Sie ist erst aufgestanden. Meine gnädige Frau Königin hat nach ihr gesandt. Mein Herr, wie habt ihr so fest geschlafen. Ich wollte euch wecken, konnte euch aber auf keine Weise erwecken, daß ihr Freud und Kurzweil mit Agripina gehabt hättet. Ihr habt so fest geschlafen, daß, hätt ich nicht gespürt, daß euch der Atem ging, ich gemeint hätt, ihr wäret tot. Da Andolosia hörte, daß er die Liebe der schönen Agripina verschlafen hatte, fing er an zu schwören und sich selber zu fluchen, die allerbösesten Flüche, so er erdenken konnte. Die alte Kammermeisterin wollte ihn beruhigen und sprach zu ihm: Herr, gehabt euch nicht so übel. Was jetzt nicht geschehen ist, das kann hernach noch geschehen. Andolosia sprach: Daß dich Gott schände, du alte Kupplerin. Warum hast du mich nicht recht geweckt? Ich hab all mein Lebtag nie so fest geschlafen, daß ich nicht erwacht wär, so mich einer nur ein wenig angerührt. Sie sagte und schwor fest, sie hätte ihn geweckt und gab ihm gute Worte, denn er hatte ihr am Abend zweihundert Kronen geschenkt. Und mit den guten Worten führte sie ihn aus der Agripina Schlafkammer und aus des Königs Palast. Andolosia kam heim zu seinen Leuten und war nicht fröhlich, als er andere Male gewesen war. Es lag ihm an, daß er die Metten verschlafen und wußte nicht, daß er Glück und Heil verschlafen hatte.

Wie Andolosia seines Säckels mangelt, über die Maßen sehr erschrak, allen seinen Dienern Urlaub gab und zu Fuß heimlich hinweg schied.

Als nun der König wußte, daß Agripina den Säckel hatte, dachte er: Andolosia hat vielleicht der Säckel mehr, die solche Tugend haben. Denn wo er ihrer nicht mehr hat, so ist er ein törichter Mann, daß er ihn nicht besser versorgt hat und ihn ein Weibsbild darum bringen konnte. Der König schätzte den Säckel gar hoch und dachte: Mir kann nun nicht mehr Gelds zerrinnen und brauche ich meiner Tochter keine Aussteuer geben, sie wird sich selber wohl versehen. Wie aber kann ich erfahren, ob Andolosia mehr Säckel hat oder nicht, und sandte zu ihm, er wolle morgen ausreiten und begehre, daß Andolosia mit ihm reite, doch wolle er zuvor mit ihm essen. Da Andolosia das hörte,

ließ er dem König sagen, er solle nicht von ihm begehren, sondern allzeit ihm gebieten als seinem Diener. Das ward also dem König gesagt. Der dachte: Er hat der Säckel ohne Zweifel mehr.

Als nun Andolosia vernahm, daß der König abermals mit ihm essen wollte, rief er einem seiner Diener, dem er allweg drei- oder vierhundert Kronen gab, daß er das Haus versähe mit dem, was not wär, und sagte ihm, daß er eine köstliche Mahlzeit zubereite, der König wolle wieder mit ihm essen. Sein Diener sprach: Herr, ich glaube, ich habe nicht Gelds genug, denn es kostet viel. Andolosia, der nicht gutes Muts war, schnürte sein Wams auf, zog seinen Säckel heraus und wollte seinem Diener wieder vierhundert Kronen geben. Da er in den Säckel griff nach seiner alten Gewohnheit, fand er nichts. Er sah auf gen Himmel, von einer Wand zu der anderen, er kehrte dem Säckel das Innere nach außen, da war kein Geld mehr. Da merkte er wohl, daß er von Agripina betrogen war, und könnt ihr wohl glauben, daß er unmutig gewesen. Nun ward er erst in Angst und Not versetzt und dachte an die Lehre, so sein Vater Fortunatus so getreulich auf seinem Todbett ihm und seinem Bruder gegeben, daß sie, solang sie lebten, niemand von dem Säckel sagen sollten; denn sobald es ein Mensch inne würde, so kämen sie darum, als es auch leider geschehen. Er merkte auch, daß der König ihm zum Spott entboten hatte, er wolle wieder bei ihm essen, und dachte in seinem Herzeleid, er könnte nichts Besseres anfangen, denn zu seinem Bruder zu reiten. Berief also alle seine Diener, fing an und sprach: Es ist nun bald zehn Jahr, daß ich euer Herr bin. Hab euch auch ehrlich gehalten und an nichts mangeln lassen. Ich bin auch keinem nichts schuldig und seid ihr alle vorausbezahlt. Nun ist die Zeit gekommen, daß ich nicht mehr kann Hof halten, als ich bisher getan hab, und kann nicht mehr ein Herr sein, weder euer noch anderer. Nun hat ein jeder unter sich ein gutes Roß und einen guten Harnisch, auch ist noch etwas vorhanden, das will ich mit euch teilen, und sagte zu seinem Ausgeber: Nun zähl her, wieviel hast du noch bar Geld? Da zählte er hundertundsechzig Kronen. Nun waren ihrer wohl vierzig. Da gab er einem jeden zwo Kronen und sprach zu ihnen: Die zwo Kronen, Roß und Harnisch

schenk ich einem jeglichen zu eigen und sag euch der Gelübde, so ihr mir getan habt, ganz quitt, ledig und los, und sehe sich nun ein jeder nach dem um, was ihm das Beste dünkt, denn länger kann ich nicht hie bleiben und hab auch nicht mehr Gelds, denn das ich mit euch geteilt hab. Da er die Red also getan hatte, erschraken die Diener zumal sehr und sah einer den andern an und nahm sie groß wunder, daß ein so köstliches Hofhalten in einer Nacht sich so leichtlich sollte verkehren, und hub einer unter den Dienern an und sprach: Getreuer, lieber Herr, hat euch jemand Verdruß getan, so gebet uns das zu verstehen. Der muß von uns sterben und wär es der König selbst und sollten wir alle unser Leben darum verlieren. Andolosia sprach: Meinetwegen soll niemand fechten. Sie sprachen: Wir wollen also nicht von euch scheiden, wir wollen Roß, Harnisch und was wir haben, verkaufen und euch nicht verlassen. Andolosia sprach: Ich danke euch allen, euch lieben und frommen Dienern, für das Anerbieten. So sich das Glück wieder zu mir kehrt, will ich euch alles wieder vergelten. Aber wie ich gesagt hab, also tut und sattelt mir mein Pferd zur Stund. Ich will auch nicht, daß einer mit mir reitet oder geht. Die Knechte waren alle traurig und war es ihnen sehr leid um ihren guten Herrn und klagte einer dem andern mit weinenden Augen und brachten ihm sein Pferd. Da nahm er Abschied von ihnen, saß auf und ritt den nächsten Weg gen Famagusta, zu seinem Bruder Ampedo.

Wie Andolosia wieder heim nach Zypern kam, das Wunschhütlein seinem Bruder entlehnte und sich damit nach Engeland wünschte.

Als er nun vor den schönen Palast kam und anklopfte, ward er alsobald eingelassen, und da Ampedo vernahm, daß sein Bruder Andolosia gekommen war, ward er gar froh und vermeinte, er wolle auch Freud mit dem Säckel haben und hinfüro nicht mehr sparen, als er zehn Jahr getan hätte, und ging dem Bruder entgegen und empfing ihn mit großen Freuden und fragte ihn, warum er also allein käm und wo er seine Leute gelassen hätt. Er sagte: Ich hab sie alle verlassen und Gott Lob, daß ich heimgekommen bin. Ampedo sprach: Lieber Bruder,

wie ist es dir doch ergangen, das sag mir, denn es gefällt mir übel, daß du alleinig gekommen bist. Er sprach: Laß uns zuvor essen. Und als die Mahlzeit vorüber war, gingen sie miteinander in eine Kammer und fing Andolosia an mit einer traurigen Gebärde und mit demütiger Stimm und sprach: O allerliebster Bruder, ich muß dir leider böse Mär verkünden, daß ich uns so Übles getan hab und bin um unsern glückhaften Säckel gekommen. Ach Gott, es ist mir herzlich leid, ich kann aber nichts dawider tun. Ampedo erschrak von Grund seines Herzens, also daß er schier in Ohnmacht gefallen wär und sprach mit großem Jammer: Ist er dir mit Gewalt genommen worden oder hast du ihn verloren? Er antwortete ihm und sprach: Ich hab das Gebot, das uns unser getreuer Vater gab, als er aus dieser Welt schied, übertreten und hab einem lieben Menschen davon gesagt; und sobald ich ihms offenbaret, hat er mich darum gebracht, des ich mich doch nicht von ihm versehen hätte. Ampedo sprach: Hätten wir das Gebot unsers Vaters gehalten, so hätten wir die Kleinode nicht voneinander kommen lassen. Du wolltest aber nur fremde Lande sehen: schau, wie wohl du es geschafft hast und wie wohl es dir geraten ist. Andolosia sprach: O lieber Bruder, es ist mir so ein groß Herzeleid, daß ich besorg, ich verlier mein Leben noch in einer kurzen Zeit, das ich gar gering achten würd. Da Ampedo die Worte hörte, fing er an und wollte ihn trösten und sagte: Lieber Bruder, laß dir es nicht so zu Herzen gehn. Wir haben noch zwo Truhen voller Dukaten. Auch haben wir das Hütlein und wollen dem König Sultan schreiben, der gibt uns groß Gut darum. Und haben wir auch den Säckel nicht mehr, so haben wir dennoch genug, dieweil wir leben und können in Ehren Hof halten; denn Sachen, die nicht wiederzubringen, soll man mitnichten nachgedenken. Andolosia sprach: Gewonnen Gut ist schmerzlich zu verlassen. Darum wär mein Begehren: du gäbest mir das Hütlein, so bin ich der Hoffnung, uns den Säckel damit wieder zu holen. Ampedo sprach: Man sagt, wer sein Gut verliert, der verliert auch den Verstand. Das spüre ich an dir wohl. Du hast uns um das Gut gebracht und willst uns nun auch um das Hütlein bringen, aber mit meiner Gunst und Willen laß ich es dich nicht hinwegführen. Ich will dir wohl

vergönnen, Kurzweil damit zu haben. Als nun Andolosia sah, daß ihm sein Bruder nicht vergönnen wollte, das Hütlein mit hinwegzuführen, dachte er: so will ich ohne seine Gunst davon, und sagte zu Ampedo: Nun, mein getreuer, lieber Bruder, so ich übel getan hab, will ich fürbaß leben nach deinem Willen. Schickte also die Knechte in den Forst auf die Jagd und sprach, er wolle zu ihnen kommen. Als sie nun hinweg waren, sprach Andolosia: Leih mir unser Hütlein, ich will in den Forst. Der Bruder war willig und bracht ihm das Hütlein. Sobald er das hatte, ließ er den Forst und die Jäger ihr Ding schaffen und kam mit dem Hütlein gen Genua und fragte nach den besten und köstlichsten Kleinoden, die man hatte, und ließ sich die bringen in seine Herberge. Da man ihm nun viel brachte, marktete er recht darum und legte sie in ein Sacktüchlein zusammen, als wollte er sehen, wie schwer sie wären, und fuhr also damit hinweg unbezahlt. Und wie er zu Genua getan hatte, also tät er zu Florenz und zu Venedig auch. Brachte also die besten und köstlichsten Kleinode, so in den drei Städten waren, zusammen ohne Geld.

Als er die Kleinode hatte, zog er gen Lunden in Engeland. Nun wußte er wohl, wo die junge Königin Agripina zur Kirche ging. Da tat er einen Laden auf an derselben Kirchstraße und legte da aus seine Kleinode. Da kam nun Agripina und ging zur Kirche, und mit ihr viel Knechte und Mägde, auch die alte Kammermeisterin, die ihm den Schlaftrunk zu trinken gegeben hatte. Andolosia kannte sie alle wohl, aber sie kannten ihn nicht. Das machte, er hatte eine andere Nase über der seinen, die so abenteuerlich gemacht war, daß ihn niemand erkennen konnte. Als aber Agripina vorüber war, nahm er alsbald zween schöne Ringe und schenkte die den zwei alten Kammermeisterinnen, die, wie er wohl wußte, stets bei Agripina waren, und bat sie, daß sie die Königin bewegten, daß sie nach ihm sende, so wolle er so köstliche Kleinode mit in den Palast bringen, dergleichen sie nie gesehen hätte. Das sagten sie ihm zu. Und als nun Agripina von der Kirche heimkam, zeigten sie ihr die zween hübschen Ringe und sagten ihr, der Abenteurer, so vor der Kirche gestanden wäre, hätte sie ihnen geschenkt, damit sie es zuwege brächten,

daß nach ihm gesandt würde; denn er hätte gar köstliche Kleinode. Die Königin sprach: Ich will es wohl glauben, daß er köstliche Kleinode hat, so er euch zween so guter Ringe geschenkt hat. Heißt ihn kommen und sendet nach ihm, denn mich verlangt, die Kleinode zu sehen. Und als man nach dem Abenteurer sandte, zögerte er nicht lang und ward geführt in den Palast in einen Saal vor Agripina Kammer. Da legte er seine Kleinode aus. Die gefielen Agripina sehr wohl, und fing sie an zu feilschen um die, welche ihr am allerbesten gefielen. Nun waren Kleinode darunter, die tausend Kronen wert waren und noch viel mehr. Da bot sie ihm nicht halb soviel Geld darum. Der Abenteurer sprach: Gnädige Königin, ich hab gehört, daß ihr die reichste Königin seid, so auf dem ganzen Erdreich ist, darum hab ich ausgesucht die allerschönsten Kleinode, so man finden kann, sie eurer königlichen Gnaden zu bringen. Aber ihr bietet mir doch zu wenig, sie kosten mich sicher mehr. Gnädige Königin, leget zusammen, was euch gefällt; was ich dann erleiden kann oder mag, das will ich tun. Also las sie aus, was ihr am besten gefiel, klein und groß, wohl zehn Stück. Da rechnete der Abenteurer eines nach dem andern, daß es auf fünftausend Kronen kam. Da wollte sie ihm nicht so viel darum geben. Der Abenteurer dachte: Ich will mich nicht mit ihr zerkriegen, bringt sie nur den Säckel; und wurden des Kaufs eins um viertausend Kronen. Also nahm die Königin ihre Kleinode in ihren Schoß, ging in ihre Kammer über ihren Kasten, darinnen der Glückssäckel war, band den gar wohl an ihren Gürtel und kam also heraus und wollte den Abenteurer bezahlen.

Wie Andolosia die Königin Agripina mitsamt dem Säckel hinwegführt in einen wilden Wald zu Hibernia.

Da schickte sich der Abenteurer, daß er neben sie kam, und als sie anhub zu zählen, da umfing er sie und faßte sie fest und wünschte sich mit ihr in eine wilde Wüste, da keine Wohnung wär. Sobald er das gewünscht, waren sie in einer kurzen Weile durch die Lüfte auf eine öde Insel gekommen, so an Hibernia stößt, und kamen also miteinander unter einen Baum, darauf waren gar viel schöner Äpfel. Als nun die Königin unter dem

Baum saß und die Kleinode, so sie gekauft hatte, in ihrem Schoß hatte und den Glücksäckel an ihrem Gürtel, sieht sie über sich und sieht die schönen Äpfel hangen. Da sprach sie zu dem Abenteurer: Ach Gott, sag mir, wo sind wir und wie sind wir daher gekommen? Ich bin so schwach, gäbest du mir der Äpfel einen, daß ich mich doch laben könnte; und wußte nicht, daß es Andolosia war. Da Andolosia hörte, daß sie so gern einen Apfel gehabt hätte, nahm er alsbald die Kleinode, so er noch hatte, legte sie in ihren Schoß, und das Wunschhütlein, so er auf hatte, setzte er ihr auf das Haupt, auf daß es ihn nicht hindere beim Aufsteigen. Als er nun auf den Baum kam, wollt er schauen, wo die besten Äpfel wären,. Agripina aber, die unter dem Baum saß und nicht wußte, wo sie war, noch wie ihr geschehen, fing an und sprach: Ach, nun wollte Gott, daß ich wieder in meiner Schlafkammer wär. Sobald sie die Worte gesprochen, fuhr sie durch die Lüfte und kam ohn allen Schaden wieder in ihre Schlafkammer.

Der König und die Königin und alles Hofgesinde waren von Herzen froh und fragten, wo sie denn gewesen wäre. Sie sagte,

sie wüßte es nicht. Oder wo der Abenteurer wär, der sie hinweggeführt hätt? Sie sprach: Ich hab ihn auf einem Baum gelassen. Fragt mich nicht mehr, ich muß ruhen, denn ich bin ganz blöd und müd worden.

Nun sollt ihr hören, wie es Andolosia gegangen ist: Als er nun auf dem Baum saß und sah, daß Agripina hinweg war mit dem Säckel, mit dem Hütlein, dazu mit all den Kleinoden, so er in drei großen und mächtigen Städten aufgebracht hatte, vermögt ihr wohl zu glauben, daß er über die Maßen sehr erschrocken war. Klomm alsbald den Baum hinab, sah den Baum an und sprach: Verflucht sei der Baum und die Frucht, so darauf ist und der dich daher gepflanzt hat, und die Stund, darin ich kommen bin. Er sah hin und her, wußte nicht, wo er war oder wohin er gehn sollte, daß er zu Leuten käme, und fing an zu schwören und zu fluchen und sprach: Verflucht sei die Stund, darinnen ich geboren ward und die Tag und Stund, die ich je gelebt hab. O grimmer Tod, warum hast du mich nicht erwürgt, eh daß ich in diese Angst und Not kommen bin. Verflucht sei der Tag und die Stund, darin ich Agripina zum erstenmal ansah. O allmächtiger Gott, wie sind deine Wunderwerke so groß. Wie vermag das die Natur, daß unter einem so schönen, weiblichen Weibsbild so ein falsch, ungetreues Herz getragen werden mag. Hätt ich dir können in das falsche Herz sehen, als ich dir unter dein schönes, wohlgestaltes Angesicht sah, so wär ich in diese Angst und Not nicht kommen. Nun wollte Gott, daß mein Bruder in dieser Wildnis bei mir wäre, so wollt ich ihn erwürgen und mich selber mit meinem Gürtel an einen Baum henken. So wir dann tot wären, hätte doch der Säckel keine Kraft mehr und könnte die alte Königin, die alte Unholdin und das falsche Herz Agripina keine Freud mehr haben mit dem köstlichen Kleinod. Und als er also hin und her ging, ward es Nacht und finster, daß er nichts mehr sah. Da legte er sich nieder unter einen Baum und ruhte eine kleine Weil. Er konnte aber nicht schlafen vor Angst und versah sich nichts anders, denn in der Wüste sterben zu müssen. Lag also da, als einer, der verzweifelt und lieber tot gewesen wär, denn daß er länger gelebt hätt.

Als es nun Tag ward, stand er auf und ging in seiner Not

davon. Er konnte aber niemand weder sehen noch hören und kam also zu einem Baum, darauf waren schöne, rote Äpfel. Nun hungerte ihn gar sehr, und in seiner Hungersnot warf er in den Baum, daß zween große Äpfel herabfielen. Die aß er alsogleich, und als er sie gegessen hatte, da wuchsen ihm an seinem Kopf zwei lange Hörner, wie eine Geiß hat. Da er die griff, und auch an dem Schatten sah, daß er zwei solche Hörner hatte, lief er mit den Hörnern und stieß an die Bäume und meinte, sie herabzustoßen. Das half aber alles nichts. Lief also unter den Hörnern dahin und sprach: O ich armer, elender Mensch, o ich armer, unglückseliger Mensch, wie kommt das, daß so viel Menschen auf dem Erdreich sind und niemand hier ist, der mir hülfe, daß ich zu den Leuten komme; und fing an laut zu schreien: O allmächtiger Gott, o du Königin, Jungfrau Maria, nun kommet mir zu Hilf in diesen meinen großen Nöten.

Wie dem Andolosia ein Waldbruder zu Hilf kam, und er wieder der Hörner los ward.

Als er also jämmerlich schrie, hörte das ein Einsiedel oder Waldbruder, der hatte wohl dreißig Jahr in dieser Wildnis gewohnt und nie einen Menschen gesehen. Der ging dem Geschrei nach und kam zu Andolosia und sprach: O du armer Mensch, wer hat dich hergebracht oder was suchst du in dieser Wildnis? Er sprach: Lieber Bruder, mir ist leid, daß ich je hergekommen bin, denn es ist mir übel gegangen; und fing an und wollt ihm viel sagen. Da wollt er ihn nicht anhören und sprach: Ich hab in dreißig Jahren nie einen Menschen gesehen, noch gehört. Ich wollt gern, du wärest auch nicht daher gekommen. Andolosia sprach: Lieber Bruder, mich hungert so sehr, habt ihr nichts zu essen? Der Einsiedel führte ihn in seine Klausen, darin war weder Brot, noch Wein und hatte er nichts denn Obst und Wasser; davon lebte er und er sah wohl, daß es nicht Speis war für Andolosia und sprach zu ihm: Ich will dich weisen, zu kommen, da du Speis und Trank genug findest. Andolosia sprach: Lieber Bruder, was soll ich tun mit den Hörnern, so ich hab? Man wird mich für ein Meerwunder ansehen. Der Bruder führte ihn einen kleinen Weg von seiner Klausen, brach von

einem andern Baum zween Äpfel und sprach: Lieber Sohn, nimm hin und iß die. Sobald Andolosia die Äpfel gegessen, waren ihm die Hörner ganz verschwunden. Da er das sah, fragte er ihn, wie es zuginge, daß er so bald die Hörner bekommen hätt und so bald wieder davonkommen wär. Der Bruder sprach: Der Schöpfer, der Himmel und Erd geschaffen hat und alles, so darinnen ist, hat auch diese Bäum erschaffen und ihnen die Natur also gegeben, daß sie solche Früchte bringen, und ist auch ihresgleichen auf dem ganzen Erdreich nicht, denn allein in dieser Wildnis. Andolosia sprach: O lieber Bruder, erlaubet mir, daß ich von diesen Äpfeln einige nehme und mit mir hinwegtrage. Der Waldbruder sprach: Lieber Sohn, nimm, was du willst, und frag mich nicht. Sie sind nicht mein. Ich hab gar nichts Eigenes, denn eine arme Seel. Wo ich die dem Schöpfer, der mir sie gegeben hat, wieder kann überantworten, so hab ich wohl gestritten in dieser Welt. Ich kann an dir wohl merken, daß dein Sinn und Gemüt schwer beladen und umfangen ist mit zeitlichen und vergänglichen Sachen. Schlag sie aus und kehre dich zu Gott. Es ist ein großer Verlust für die kleine Wollust, so einer hat in diesem vergänglichen und kurzen Leben. Diese

Worte gingen Andolosia gar nicht zu Herzen. Dachte allein an seinen großen Schaden und nahm nur einige Äpfel, davon die Hörner wuchsen, und etliche, die die Hörner wieder vertrieben, und sprach zu dem Bruder, er möchte ihn um die Ehre Gottes auf den Weg weisen, da er zu essen fände; denn er hätte in zwei Tagen nichts gegessen denn die Äpfel; und so er auch Birnen und Äpfel genug fände in der Wildnis, wage er doch andre Früchte nicht mehr zu essen. Der Bruder führte ihn auf einen Weg und sprach: Nun geh den Weg grad für dich, so kommst du an ein breites Wasser. Das ist ein Arm von dem spanioliſchen Meer. Und wenn du dahin kommst, und ist Wasser da, so wart, geh nicht davon, denn es ist eine Flut und wird trocken. Und sobald es trocken wird, heb dich auf und geh eilends gen einen hohen Turm, den du wohl sehen wirst, und säum dich nicht lang, daß dich die Flut nicht ergreift. Und wenn du zu dem Meer kommst, findest du nicht fern davon ein gutes Dorf, darin ist Brot, Fleisch und andere leibliche Speis.

Andolosia dankte dem Bruder sehr, nahm von ihm Urlaub und tät, wie er ihn geheißen hatte und kam über die Flut zu dem Turm und zu dem Dorf. Da aß er und trank und brachte den Leib wieder zu Kräften. Als er nun zu sich selber kam, da fragte er, wo er auf dem nächsten Weg gen Lunden in Engeland käme. Da ward ihm gesagt, wie es noch ein weiter Weg wär und er durch das Königreich Schottland müßte und dann hübe erst Engeland an und läg Lunden weit im Land. Da Andolosia hörte, daß er so fern von Lunden war, ward er unmutig, denn er hatte gemeint, daß er nicht zehn Meilen von Lunden gewesen wäre. Auch war es ihm leid um die Äpfel, so er trug, denn er besorgte, wäre er lang unterwegen, würden die Äpfel Schaden nehmen oder möchten faulen. Als die Leute merkten, daß er gern in Lunden gewesen wär, wiesen sie ihn in eine große Stadt, nicht fern von dannen. Die lag an dem Meer und war ein Hafen, da Schiffe von Engeland, Flandern und Schottland hinkamen. Er hub sich alsbald auf und kam in die Stadt, da er hingewiesen ward, und fand da zu seinem Glück ein Schiff, das war von Lunden. Dahinein saß er und fuhr und kam glücksamiglich dahin.

Als er nun gen Lunden kam, ließ er sich das eine Aug verleimen und setzte auf ein gemachtes Haar, dadurch er gar unbekannt ward. Und nahm ein Tischlein und setzte sich vor die Kirche, da hinein, wie er wohl wußte, die junge Königin Agripina gehen würde, und legte die Äpfel auf ein schönes weißes Tuch und rief: Äpfel von Damaskus. Und wenn man ihn fragte, wie er einen gäbe, sagte er: Um drei Kronen, so ging jedermann davon. Ihm wäre auch leid gewesen, so sie jedermann gekauft hätt. Indem kommt die Königin mit ihren Jungfrauen und Dienern und ihrer Kammermeisterin, da ruft er abermals: Äpfel von Damaskus. Die Königin sprach: Wie gibst du einen? Er sprach: Um drei Kronen. Sie sprach: Was vermögen sie denn, daß du sie so teuer gibst? Er sprach: Sie geben einem Menschen schönen und dazu scharfen Verstand. Da das die junge Königin Agripina hörte, befahl sie ihrer Kammermeisterin, zween zu kaufen. Andolosia legte seinen Kram wieder zusammen, denn ihm wollte niemand mehr abkaufen.

Als nun die Königin heimkam, wartete sie nicht lang und aß die zween Äpfel. Und sobald sie die gegessen hatte, wuchsen ihr von Stund an zwei große Hörner mit einem so großen Hauptweh, daß sie sich auf ihr Bett legen mußte. Da aber die Hörner aufgeschossen waren und sich das Hauptweh gelegt hatte, stand sie auf und ging vor einen Spiegel, so sie in ihrer Kammer hatte. Da sie nun sah, daß sie also ungestaltet war und zwei hoher Hörner hatte, packte sie sie alsbald mit ihren beiden Händen und wollte sie herabreißen, was aber nicht sein konnte. Da rief sie zwei edlen Jungfrauen. Da die die Königin also sahen, erschraken sie sehr und machten viel Kreuze vor ihr, als ob sie der böse Geist wär. Die Königin war so sehr erschrocken, daß sie nicht reden konnte. Sie sprachen: O gnädigste Königin, wie ist das zugegangen, daß eure adelige Person eine solche Ungestalt empfangen hat? Sie antwortete ihnen, sie wüßt es nicht: Ich halt, es sei eine Plage von Gott, oder aber es kommt mir von den Äpfeln von Damaskus, so mir der ungetreue Kramer zu kaufen gegeben hat. Nun helfet und ratet, ob ihr mir von den Hörnern helfen könnt. Die Mägde zogen fest daran. Die Hörner regten sich aber nicht. Da brachten sie ein Seil und

banden das an die Hörner und zogen sie über eine Stange auf und hängten sich unten an ihre Füße, in der Hoffnung, ihr die Hörner aus dem Kopf zu zerren. Das litt sie gar geduldiglich. Als sie aber sah, daß sie so fest saßen und kein Bewegen nicht helfen wollte, ward sie, je länger, je mehr bekümmert und sprach: O ich elende Kreatur, was ist mir nun nütze, daß ich eines Königs Tochter bin und die reichste Jungfrau, so auf Erden lebt, und den Preis der Schöne über andere Weiber hab, da ich jetzund einem unvernünftigen Tier gleichseh. O, daß ich je geboren ward. Kann man mir nicht von der Ungestalt helfen, so will ich mich selber in der Dynis, das ist ein großes, schiffreiches Wasser, so an dem Palast hinfließt, ertränken; denn ich mag nicht gesehen werden. Ihrer obersten Jungfrauen eine fing an, sie zu trösten und sprach: Gnädige Königin, ihr sollt nicht also verzagen: habt ihr die Hörner also bekommen können, so ist auch zu hoffen, daß sie wieder können hinweggehn. Auch solltet ihr euch verloben unsrer lieben Frau zu Westminster, die große Wunderzeichen tut, und dem Sankt Thomas gen Candelberg und dahin eure Opfer senden, daß ihr wieder werdet wie zuvor. Dazu sind zu Lunden so viel wohl und hoch gelehrte Ärzte: so kann es leicht sein, sie wissen und finden geschrieben, aus was solch Gewächs entspringt und womit solches vertrieben werden mag. Die Red gefiel ihr wohl und sie sprach: So saget niemand davon, und so jemand nach mir fragt, so sprecht, ich sei nicht wohl und wolle niemand zu mir lassen.

Also ließ sie zurichten güldene, köstliche Opfer und sandte die, dahin sie es gelobt hatte. Und ihre alte Kammermagd hielt Umfrage bei den Ärzten und legte ihnen für, wie einem ihrer Blutsverwandten zwei Hörner gewachsen wären und ob die zu vertreiben wären oder nicht. Da die Ärzte das hörten, nahm es sie wunder, daß einem Menschen sollten zwei Hörner wachsen, und ein jeder begehrte mit großer Begierde, den Menschen zu sehen. Die Magd sprach: Ihr könnt die Person nicht sehen, ihr wißt ihr denn zu helfen. Und wer das kann, dem wird wohl gelohnt. Ihrer keiner aber war so beherzt, daß er sich getraute, die Hörner zu vertreiben, denn sie hatten es nie gehört, gelesen, noch gesehen.

Wie sich Andolosia als Arzt verkleidet und der Königin einen Teil der Hörner hinweg trieb.

Da nun die Ärzte der Magd die Sach also ganz abschlugen, ward sie unmutig, denn sie hätte gern gute Botschaft heimgebracht.

Nun hatte sich Andolosia auch angetan als ein Arzt mit einem hohen, roten Barett und einem roten Rock von Scharlach und einer großen Nase und sich mit Farb angestrichen, daß ihn niemand kennen konnte, der ihn zuvor wohl gekannt hatte. Also trat er auf die Kammermeisterin zu und sprach zu ihr: Liebe Schaffnerin, ich hab wohl gemerkt, daß ihr in die Häuser dreier Doktoren der Arznei gegangen seid. Habt ihr Rat gefunden nach eurem Begehren? Doch zürnet mir nicht, daß ich euch frage, denn ich bin auch ein Doktor in der Arznei, und liegt euch etwas an, so sagt es mir, denn es müßte gar ein fremdes oder großes Gebrechen sein, das ich mit der Hilf Gottes nicht zu vertreiben wüßte und den Menschen davon gesund zu machen. Die Hofmeisterin dachte, Gott hätte ihr den Doktor zugewiesen und fing an und sagte ihm, wie eine namhafte Person wäre, der wäre ein seltsamer Schaden zugestoßen und zwei lange Hörner aus dem Kopf geschossen, wie Geißhörner; und bekümmere das die Person so sehr, daß es nicht zu sagen wär. Und wüßte er der Person zu helfen, so würde ihm das wohl gelohnt, denn sie hätt keinen Mangel an Geld noch Gut. Andolosia, der nun ein Arzt und Doktor worden war, fing gar freundlich an zu lachen und sprach: Die Sach weiß ich und die Kunst kann ich, die Hörner zu vertreiben ohn alles Weh, doch kostet es Geld, denn man muß gar köstliche Dinge dazu brauchen. Ich weiß auch die Ursach, von wannen solche Hörner entspringen. Sie sprach: Lieber Herr Doktor, wovon kommt das wunderbarliche Ungewächs? Der Doktor mit der großen Nase sprach zu der alten Kämmerin: Es kommt von dem, so ein Mensch einem andern Menschen eine große Untreu tut und sich seiner Bosheit freuet und nicht wagt, diese Freude öffentlich zu zeigen. So muß sie denn auf andern Wegen ausbrechen, und es gerät einem Menschen wohl, dem es oben ausstößt; denn wo es anders ausbricht, stirbt der Mensch. Und mancher Mensch stirbt, dem nichts gefehlt hat, und niemand

weiß, woran er gestorben ist. Und so man einen solchen Menschen aufschneidet, findet man die Hörner in ihm liegen, die den rechten Ausgang nicht hatten finden können und also das Herz oder andere Glieder durchstoßen, daran der Mensch stirbt. Und ist es noch nicht zwei Jahr, da ich an des Königs von Spanien Hof war. Da hatte ein mächtiger Graf eine schöne Tochter ganz von zarter Komplexion. Der waren zwei große Hörner aufgeschossen, die ich ihr ganz vertrieben hab. Und da die Hofmeisterin die Red von dem Doktor vernommen hatte, fragte sie, wo er zu Haus wär, denn sie wolle bald zu ihm kommen. Er sprach: Ich hab noch kein Hauswesen hier, denn ich bin erst vor drei Tagen hergekommen und bin in der Herberge zum Schwan. Da mögt ihr mir nachfragen. Man nennt mich den Doktor mit der großen Nasen, und wiewohl ich einen andern Namen hab, kennt man mich also am allerbesten.

Die Hofmeisterin ging alsbald heim mit großen, unsäglichen Freuden zu der betrübten Königin und sprach: Gnädige Königin, seid fröhlich und gehabt euch wohl. Euer Sach wird bald gut. Und sie sagte ihr alle Dinge, die der Doktor mit ihr geredet hatte und wie er ihr zu helfen wüßte. Er hat mir auch gesagt, aus welcher Ursach solche Hörner entspringen, das ich ihm sehr wohl glauben mag. Die traurige Königin lag auf dem Bett und schämte sich so sehr, daß sie sich selber nicht ansehn mochte, noch wollte, daß sie ihre Mägde ansahen und sprach zu der Hofmeisterin: Warum hast du den Doktor nicht mitgebracht, da du weißt, daß ich der Hörner so gern los wäre. Geh schnell und bring ihn und sag ihm, daß er mitbringe, was gut zu der Sach sei und nichts spare. Bringe ihm auch hiemit hundert Kronen. Bedarf er mehr, so gib ihm, soviel er begehrt.

Die Hofmeisterin verkleidete sich und ging, da sie den Doktor fand und gab ihm hundert Kronen und sprach: Nun braucht Fleiß, denn zu der Person, zu der ich euch führen will, könnt ihr nur zur Nacht kommen und dürft es niemand sagen; denn ihre eigene Mutter und Vater wissen es nicht. Der Doktor sprach: Der Sachen halb seid sicher, es soll von mir nicht auskommen und will ich mit euch gehn. Doch muß ich zuvor in die Apotheke und kaufen, was mir not sein wird, zu brauchen.

Also mögt ihr da harren, oder über zwo Stund wiederkommen. Sie sagte, sie wolle auf ihn warten, denn sie wage nicht, ohne ihn zu kommen.

Also ging der Doktor mit der großen, ungestalten Nasen in eine Apotheke und kaufte ein wenig Rhabarber und ließ einen halben Apfel mit Zucker und Rhabarber überziehen und tat dazu sehr wohlschmeckende Dinge, die lieblich zu essen waren; kaufte auch in einer Büchsen ein wenig wohlriechender Salbe und nahm zu sich guten Bisam und kam wieder zu der Hofmeisterin. Die führte ihn bei der Nacht zu der Königin. Die lag auf ihrem Bett hinter den Umhängen und empfing ihn gar ohnmächtiglich, als ob sie gar schwach wär. Der Doktor sprach: Gnädige Frau, gehabt euch wohl. Mit der Hilf Gottes und meiner Kunst soll euer Sach bald gut werden. Nun richtet euch auf und laßt mich greifen und sehen euer Gebrechen, so kann ich euch desto besser helfen. Agripina schämte sich sehr, daß sie die Hörner sollt sehen lassen; doch setzte sie sich im Bett auf. Der Doktor griff die Hörner tapfer an und sprach: Man muß haben an ein jedes Horn ein Säcklein von Pelz aus einer Affenhaut, denn ich will die Hörner salben und muß man sie sehr warm halten. Die Hofmeisterin bestellte alsbald, daß ein alter Aff am Hof getötet, abgezogen und die Haut gebracht ward. Darnach wurden zwei Säcklein gemacht nach des Arztes Rat. Und als die gemacht waren, fing der Arzt an und salbte ihr die Hörner gar wohl mit dem Affenschmalz, das auch ein Ausbund ist zu solchen Schäden. Und als er sie gesalbt hatte, zog er ihr die Pelzsäcklein darüber und sprach: Gnädige Frau, was ich jetzund den Hörnern getan hab, das wird sie weich machen und müssen sie durch Stuhlgang vertrieben werden. Darum hab ich ein Konfekt mit mir gebracht, das werdet ihr essen und darauf ein Schläflein tun, so werdet ihr gewahr, daß sich die Sach zur Besserung schicken wird.

Agripina tat als eine Kranke, die gern genesen wär, und was ihr der Doktor gab, war ein halber Apfel von den Äpfeln, die die Hörner vertreiben. Als sie den gegessen hatte und nun schlief, begann die Kraft des Rhabarbers in ihrem Leib zu wirken und sie zu dem Stuhl zu treiben. Und da sie nun

wiederum an ihr Bett kam, sprach der Doktor: Lasset uns besehen, ob die Arznei wohl gewirket hat; und griff oben an die Pelzsäcklein. Da waren die Hörner um das Vierteil geschwunden. Agripina war aber den Hörnern so feind, daß sie die nicht wagte, anzugreifen. Doch da man ihr sagte, wie sie geschwunden wären, griff sie daran und fand, daß sie kleiner und kürzer geworden waren. Des freute sie sich sehr und bat den Doktor, daß er Fleiß brauche. Der sagte: Noch heut Nacht komm ich wieder und bringe abermals, was not ist. Ging also wieder in die Apotheke und ließ sich noch einen halben Apfel überziehen und ihm einen andern Geschmack machen, und ward abermals bei Nacht zu der Königin geführt und tat gleich, als wüßte er nicht, wo er wär. Da tat er, wie er die andere Nacht getan hatte, salbte ihr die Hörner und ließ die Säcklein kleiner machen, daß sie den Hörnern wohl anlagen, und gab ihr das Konfekt. Und da sie geschlafen und abermals ihren Stuhlgang gehabt hatte, besahen sie die Hörner. Da waren sie abermals sehr geschwunden und halb hinweggangen. Hatte sie sich zuvor sehr gefreut, so freute sie sich jetzt noch mehr und bat den Doktor, daß er nicht abließe, sie wolle ihm seine Arbeit wohl lohnen. Er sagte, er wolle das Beste tun, und wie er die zwo Nächte getan hatte, also tat er auch die dritte.

Wie Andolosia die Königin Agripina mitsamt dem Säckel zum andern Mal hinwegführt.

Als er nun bei ihr saß, dachte er, was mag sie mir zum Lohn geben wollen. Und ob sie mir schon zwei oder dreitausend Kronen gibt, ist das doch gering zu schätzen gegen das, so sie von mir hat, und eh ich die Hörner gar vertreibe, will ich mit ihr reden und ihr meine Meinung sagen. Will sie es nicht tun, will ich ihr ein Konfekt machen, daß sie ihr wieder so lang werden wie zuvor, und dann nach Flandern fahren und ihr entbieten: wolle sie der Hörner los werden, so solle sie zu mir kommen und mit ihr bringen, was ich fordere. Sobald sie erwacht, will ich sprechen: Gnädige Frau, ihr sehet wohl, wie sich euer Sach sehr bessert. Jetzund ist es erst am schwierigsten, die Hörner aus der Hirnschalen zu treiben, dazu sonder große und köstliche

Sachen gebraucht werden müssen, die auch viel Gelds kosten. Und so ihr darob einen Unwillen empfindet, muß ich die Sach stehen lassen, als sie steht. Wisset, daß ich auch ein Doktor in der schwarzen Kunst bin und den bösen Geist beschworen hab, daß er mir rate, was ich als meinen Lohn fordern soll. Der sagt, ihr hättet zwei Kleinode, einen Säckel und ein Hütlein, und sollt ihr mir das Hütlein geben und dazu alle Jahr soviel, daß ich einem Herrn gleich leben kann.

Und dieweil er das bei sich bedachte, kam die Hofmeisterin mit einem Licht und wollte sehen, was die Königin täte. Da

schlief sie noch. Der Doktor hatte sein Barett abgezogen, das entfiel ihm, und als er sich bückte und das Barett aufheben wollt, sieht er vorn unter der Bettstatt das Wunschhütlein auf der Erden liegen, darauf niemand acht hatte; denn niemand wußte die Tugend des Hütleins. Die Königin wußte auch nicht, daß sie aus der Wildnis durch die Kraft des Hütleins wieder heimkommen war. Denn ihr könnt wohl glauben: hätte sie die Kraft des Hütleins gewußt, sie hätt es an einen andern Nagel gehängt. Also sandte der Doktor die Hofmeisterin nach einer Büchsen, darinnen Arznei war, und dieweil sie die Büchsen holte,

hob er alsbald das Hütlein auf mit großer Eil und großen Freuden, und behielt es unter seinem Rock und dachte: Könnt mir der Säckel auch werden. Indem erwachte die Königin. Da zog ihr der Doktor die Säcklein ab von den Hörnern. Da waren sie sehr klein, des sich die Königin sehr freute. Die Hofmeisterin sprach: Es ist noch um eine Nacht zu tun, so seid ihr gar genesen. So werden wir auch des ungeschaffenen Doktors los mit der wüsten Nasen. Er möcht einem alle Männer verleiden.

Was nun der Doktor sich fürgenommen hatte, mit Agripina zu reden, das ließ er fallen, da er das Hütlein hatte, und sprach: Gnädige Frau, ihr sehet wohl, wie sich euer Sach so sehr gebessert hat. Nun heißt es vor allem, die Hörner aus der Hirnschalen treiben. Dazu gehören köstliche Sachen, und wo ich sie nicht finde, muß ich selber darnach reisen oder aber einen Doktor darnach senden, der sich auf die Sach versteht. Dazu braucht es aber viel Gelds. Auch möcht ich gern wissen, was ihr mir zum Lohn geben wollt, wenn ihr der Hörner los werdet und euer Kopf so glatt wird als er je gewesen ist. Die Königin sprach: Ich sehe wohl, daß eure Kunst recht und gut ist. Ich bitt euch, helfet mir und sparet kein Geld. Der Doktor sprach: Ihr saget wohl, ich soll kein Geld sparen. Ich muß wohl sparen, so ich keines hab. Agripina war karg, wiewohl sie den Säckel hatte, den man nicht erschöpfen konnt, und ging gemachsam über die Truhen, so bei ihrer Bettstatt stand, darin ihre allerliebsten Kleinode und auch der Säckel war, an einen starken Gürtel gebunden. Den gürtete sie um und ging hin zu dem Tisch, so bei einem schönen Fenster stand, und fing an zu zählen. Und als sie an die dreihundert Kronen gezählt hatte, suchte der Doktor unter seinem Rock, als ob er einen Säckel suche, darein er das Geld tun wollte, tat, als ob er das Geld fassen wollte und erwischte sein Hütlein, warf das Barett hin, setzte das Hütlein auf, faßte die Königin und wünschte sich in einen wilden Wald, da keine Leut wären. Und wie er das gewünscht, also geschah es durch die Kraft des Hütleins.

Als nun Agripina hinweggeführt war, lief die alte Hofmeisterin zu der alten Königin und sagte ihr, wie Agripina abermals hinweg wär geführt worden und wie es ihr ergangen wär

mit den Hörnern und mit dem Arzt. Auch wie sie und der Arzt miteinander hinweggefahren wären. Darüber erschrak die Königin, ihre Mutter; doch dachte sie, wie sie das erstemal bald ist wiederkommen, also wird es vielleicht jetzt auch geschehen. Dazu hat sie den Säckel mit fort, also daß sie Gelds genug hat und männiglich wohl belohnen kann, daß man ihr wieder herhilft.

Da sie also den Tag und die Nacht warteten und sie nicht wiederkam, ging es der Königin, als einer Mutter, zu Herzen, daß sie um ihre schöne Tochter also sollt kommen sein, und sie ging mit traurigem Herzen zu ihrem Herrn König und sagte ihm alle Dinge, wie es ihr ergangen wär und wie sie der Doktor und Arzt hinweggeführt hätt. Der König sprach: O, das ist ein weiser Doktor. Er kann mehr denn ein andrer Doktor. Es ist niemand anders denn Andolosia, den ihr so fälschlich betrogen habt. Ich kann wohl verstehen, daß der, der ihm solch Glück verliehen hat, ihm auch Weisheit verlieh, wenn er um den Säckel käme, ihn wieder zu erlangen. Das Glück will, daß er den Säckel habe und sonst niemand. Und wenn das Glück wollte, so hätt ich oder ein anderer auch einen solchen Säckel. Viel Männer sind in Engeland und ist nur ein König darunter, das bin ich. Und wie mir von Gott und dem Glück solches verliehen ist, also ist auch Andolosia verliehen, daß er allein den Säckel haben soll und sonst niemand. Hätten wir nur unsre Tochter wieder. Die Königin sprach: Gnädiger Herr, sendet doch Boten aus, ob man irgend erforschen möge, wo sie sei, daß sie nicht in Elend und Armut käme. Der König sprach: Ich sende keinen Boten aus; denn es wär uns eine Schande, daß wir sie nicht besser versorgt haben.

Als nun Andolosia in dem wilden Wald und der Wüste, da keine Leut waren, mit Agripina allein war, warf er den Doktorrock gar zornig ab, tat auch die große, wüste Nasen von sich und trat freventlich vor die schöne Agripina. Behend erkannte sie, daß es Andolosia war und erschrak von ganzem Herzen, daß sie nicht reden konnte, denn er hatte die Augen im Kopf verdreht und war so ergrimmt, daß sie fürchtete, er würde sie gleich töten. Alsbald nahm er ein Messer und schnitt ihr den Gürtel von dem Leib und nahm den Säckel von dem Gürtel und warf

gar grimmig den Gürtel weit hinweg, schnürte sein Wams auf und strickte den Säckel an den Ort, da er ihn allweg gehabt hatte. Das alles sah die arme Agripina, die da saß; und vor Not und Angst, darinnen sie war, erzitterte ihr schöner Leib als einer Espe Laub, das mit Wind umgeben ist. Andolosia fing an, aus gar großem Zorn zu reden und sprach: O falsches, ungetreues Weib, jetzt bist du mir zuteil worden. Jetzund soll dir solche Treue werden, wie mir von dir geworden ist, da du mir den Säckel abtrennteste und einen untugendlichen Säckel an seine Statt strickteste. Jetzund siehst du, daß er wieder an seine alte Statt kommen ist. Jetzund nimm zu Hilf und Rat deine Mutter und deine alte Hofmeisterin und heiß, dir gut Getränk geben, damit du mich betrügest. O Agripina, wie konnteste du es übers Herz bringen und mir solche große Untreu erzeigen, so ich dir so treu war. Ich hätt mein Herz, mein Seel, Leib und Gut mit dir geteilt. Wie konnteste du einen so mannlichen Ritter, der da alle Tag um deinetwillen stach, scharf rannte und alle Ritterspiel getrieben hat, in so große Armut bringen und keinerlei Erbarmen mit ihm haben. Und da du den tugendreichen Säckel in deiner Gewalt hatteste und dir wohl gesagt ward, daß ich gar nichts hätte und meine Knecht all von mir lassen und allein hinwegreiten müßte, da hast du mir kein Zehrgeld gesandt, daß ich ein wenig mit Ehren hätt mögen heimkommen zu meinen Freunden. Durch das Übel aber so du an mir getan hast, war ich in Verzweiflung kommen und hätt mich selber erhängt, wenn mir Maria, die Mutter Gottes, mit ihrer Gnade in der bösen Anfechtung nicht zu Hilf kommen wär, und wäreste du doch die Ursach gewesen, so ich um Seel und Leib, Ehr und Gut kommen. Nun sprich selber, urteile, ist es nicht billig, daß ich mit dir Erbarmen habe, wie du mit mir gehabt hast?

Agripina, die alles Erschreckens voll war und nicht wußte, was sie sagen sollte, sah auf gen Himmel und mit erschrockenem Herzen fing sie an zu reden und sprach: O tugendreicher, strenger Ritter Andolosia, ich bekenne, daß ich unehrbarlich und schändlich wider euch getan hab. Ich bitt euch aber, ihr wollet ansehen, die Blödigkeit, Unwissenheit und Leichtmütigkeit, so dann von Natur mehr in den Weibern ist, in den jungen und in den alten,

denn im männlichen Geschlecht, und wollet mir die Sach nicht zum Ärgsten kehren und euern Zorn gegen mich arme Tochter ablegen. Vergeltet Böses mit Gutem, als dann einem strengen, ehrsamen Ritter wohl geziemt. Er antwortete ihr und sprach: Der Grimm über den Schaden und die Schande, so mir von euch angetan worden, ist noch so groß in meinem Herzen, daß ich euch nicht unverletzt lassen kann. Sie antwortete und sprach: O Andolosia, bedenkt euch besser. Welche Unehre wäre es euch, wenn man sagte, daß ihr ein armes Weibsbild, so allein in einer Wildnis und eure Gefangene, verletzt habt. Wahrlich, das wäre eurer strengen Ritterschaft eine Schande. Andolosia sprach: Wohlan, ich will meinem Zorn widerstehn und verheiße dir bei meiner ritterlichen Treu, daß ich dich nicht will verletzen, weder an deiner Ehre, noch an deinem Leibe. Du hast aber noch ein Zeichen von mir. Das mußt du bis in dein Grab haben, damit du meiner eingedenk seiest. Agripina war in so großer Angst und Sorg um ihr Leben, daß sie der Hörner, so ihr noch auf dem Haupt standen, ganz vergessen hatte. Da sie aber von Andolosia ihres Leibes und ihrer Ehr gesichert worden, kam sie noch mehr zu sich selber, fing an und sprach: O wollte Gott, daß ich meiner Hörner ledig wäre und wäre in meines Vaters Palast. Da Andolosia hörte, daß sie anfing zu wünschen und das Hütlein nicht fern von ihr lag, lief er alsbald hinzu, hob es auf und strickte es fest an seinen Gürtel; denn hätte sie es aufgehabt, so wäre sie abermals heimkommen. Dabei konnt Agripina wohl merken, daß ihm das Hütlein über die Maßen lieb war, und sie durch die Kraft des Hütleins also zweimal weggeführt worden. Zürnte mit sich selber und dachte bei sich: Nun hast du die beiden Kleinode in deiner Gewalt gehabt und hast sie nicht behalten können. Wagte aber nicht ihren Zorn Andolosia merken zu lassen, sondern bat ihn gar freundlich, daß er sie der Hörner gar ledig mache und sie ihrem Vater wieder heimführe. Er sprach: Nein, du mußt die Hörner haben, dieweil du lebst. Aber ich will dich gern zu deines Vaters Palast führen, so nah, daß du ihn sehen kannst, aber darein komm ich nicht mehr. Sie bat ihn zu dem andern und zu dem dritten Mal. Es half alles nichts.

Wie Andolosia die junge Königin in Hibernia in ein Frauenkloster tät.

Da Agripina sah, daß kein Bitten half, sprach sie: Muß ich denn die Hörner also haben und so ungestalt sein, so begehr ich, nicht wieder nach Engeland zu kommen, auch von keinem Menschen nimmer gesehen zu werden, weder von Vater, noch Mutter, noch einem andern. Darum führt mich in ein fremdes Land, da mich niemand erkennt. Andolosia sprach: Dir wäre nirgends besser, denn bei Vater und Mutter, dem König und der Königin. Das wollt sie nicht und sprach: Führt mich in ein Kloster, daß

ich von der Welt geschieden sei. Er sprach: Begehrst du das und ist es dir mit der Red ernst? Sie sprach: Ja. Also rüstete er sich und führte sie nach Hibernia. Da ist, gar nah am End der Welt und nicht weit von Sankt Patricius Fegfeuer, ein großes und schönes Frauenkloster, darinnen nichts denn Edelfrauen sind. Da ließ er sie auf dem Feld allein sitzen und ging in das Kloster zu der Äbtissin und sagte ihr, daß er eine ehrsame und edle Tochter mit sich gebracht hätt, die schön und gesund wäre, nur wäre ihr etwas an ihrem Kopf gewachsen, deshalben

sie sich schäme und nicht bei ihren Anverwandten bleiben wolle und an einem Ort zu sein begehre, da sie nicht bekannt würde. Und wolltet ihr die also aufnehmen, so wollt ich ihr die Pfründe dreifach bezahlen. Die Äbtissin sprach: Wer diese Pfründe haben will, der muß zweihundert Kronen darum geben, denn ich halt einer jeglichen eine Magd und geb ihnen, was sie bedürfen. Wollet ihr also die Pfründe dreifach bezahlen, so bringet sie her. Andolosia ging und brachte Agripina zu der Äbtissin. Die empfing sie, und Agripina dankte ihr gar züchtiglich und neigte sich so schön, daß die Äbtissin wohl sah, daß sie von edlem Stamm geboren war. Gefiel ihr auch von Gestalt sehr wohl, und erbarmte sie, daß die wohlgestalte Tochter die verfluchten Hörner sollt auf dem Haupt haben, und sprach: Agripina, begehrest du, hier in diesem Kloster deine Wohnung zu haben? Sie sprach gar demütiglich: Ja, gnädige Frau Äbtissin. Die Äbtissin sprach: So wirst du mir gehorsam sein und zur Metten und zu allen Zeiten in den Chor gehn, und was du nicht kannst, lernen. Dazu ist dieser Orden nicht streng: welche in einen andern Orden gehn oder einen Ehemann nehmen will, kann das tun. Doch das Geld, so man um die Pfründe gibt, gibt man niemand wieder. Agripina sprach: Gnädige Frau, was eures ehrsamen Klosters Sitt und Gewohnheit und alt Herkommen ist, das soll meinetwegen nicht verändert, noch zerstört werden. Also zahlte Andolosia der Äbtissin sechshundert Kronen und bat sie, daß sie Agripina sich befohlen sein ließe. Das sagte sie ihm zu, denn sie war ganz froh, daß sie soviel baren Geldes empfangen hatte. Andolosia nahm Urlaub von der Äbtissin, die von Geburt eine Gräfin war und zu Agripina sprach: Geh, gib deinem Freund das Geleit. Also ging er hinweg, und da sie zu der Pforten kamen, sprach er zu ihr: Agripina, nun gesegne dich Gott, und mögest du lang gesund bleiben und in diesem Kloster ewige Freud erwerben. Sie sprach: Amen. Das werde wahr, und fing an jämmerlich zu weinen und sprach: O tugendreicher, strenger Ritter, ihr habt nun euern Willen an mir armen Tochter. Aber das Jahr ist lang und der Tage viel und die Stunden ungleich. Ich hab ein groß Vertrauen auf Gott, es komme noch eine glückhaftige Stunde, darinnen euer edles Herz bewegt wird zu Gütig-

keit und euer Sinn und Gemüt umgeben mit Barmherzigkeit. Dann gedenket an mich, eure Gefangene in dieser Einöde, und habet Barmherzigkeit mit mir und macht mich der Hörner ledig, denn ich kann weder Gott, noch der Welt dienen, so unwillig bin ich darüber. Andolosia gingen die Worte zu Herzen. Er gab ihr aber keine Antwort und sprach nur: Was Gott will, das geschehe; und ging damit seine Straße.

Die betrübte Agripina schloß die Pforten zu und ging zu der Äbtissin. Die gab ihr eine Magd, die ihr diente, und eine Kammer, darinnen sie ganz allein war und Gott diente, so gut sie konnte, wiewohl ihr Gemüt nicht bei dem Gebet war.

Als nun Andolosia von Agripina geschieden, war er ein fröhlicher Mann, setzte sein Hütlein auf und wünschte sich von einem Land zu dem andern, bis er gen Brügge in Flandern kam, da dann alle Kurzweil ist von schönen Frauen und andern Sachen. Da ergötzte er sich für den Unmut, so er gehabt hatte, und rüstete sich wieder gar herrlich zu und kaufte vierzig schöner Pferde und dingte dazu viel guter Knechte und fing an, wieder zu stechen und ritterliche Sachen zu treiben. Ritt durch Deutschland und besah die schönen Städt, so in dem römischen Reich liegen, kam gen Venedig, Florenz und Genua. Da sendete er nach den Händlern, denen er die Kleinode abgekauft hatte und bezahlte die alle bar. Saß darnach mit Pferden und Knechten in ein Schiff und fuhr mit Freuden wieder zu Haus gen Famagusta, zu seinem Bruder. Der empfing ihn gar schön und gefiel es ihm wohl, daß er so herrlich geritten kam. Und als sie gegessen hatten, nahm Ampedo seinen Bruder Andolosia, führte ihn in eine Kammer und fragte, wie es gegangen wäre. Da sagte er ihm alle Dinge, wie er zu dem Säckel, auch um das Hütlein gekommen war. Ampedo erschrak so sehr, daß er ohnmächtig niedersank. Da labte Andolosia seinen Bruder, und als er wieder zu sich kam, fing er an zu sagen, er wäre einmal darum kommen, hätt sie aber beide mit Listen wiederbekommen. Darum sei nicht traurig. Band den Säckel von dem Wams, zog das Hütlein aus einem Reisesack, legte ihm die beiden vor und sagte zu ihm: Lieber Bruder, nun nimm die Kleinode beide und laß dir wohl damit sein. Hab Freud nach deines Herzens Lust. Das will ich

dir von Herzen wohl vergönnen und will dir nichts darein reden. Ampedo sprach: Ich will den Säckel gar nicht. Denn wer ihn hat, der muß zu aller Zeit Angst und Not haben. Das hab ich wohl gelesen, welche Angst und Not unser Vater löblichen Gedächtnisses gelitten. Da Andolosia die Worte hörte, war er gar froh und dachte bei sich: Hätte er den Säckel genommen, so wäre es doch nicht lang angestanden und ich hätt ihn wieder darum bitten müssen.

Fing also an, einen guten Mut zu haben mit Stechen und Rennen und machte, daß man tanzte und jedermann fröhlich war.

Und als er nun eine Weil zu Famagusta gewesen war, ritt er mit seinen Leuten an des Königs Hof, Kurzweil zu haben. Und als er dahin kam, ward er gar wohl von dem König und den Seinen empfangen und der König fragte ihn, wo er so lang gewesen wär. Er erzählte ihm, wieviel Königreiche er durchfahren hätte. Da fragte ihn der König, ob er nicht kürzlich in Engeland gewesen wär. Er sprach: Gnädiger König, ja. Der König sprach: Der König von Engeland hat eine schöne Tochter, sein einziges Kind, die heißt Agripina, die wollt ich meinem Sohn zu einem Gemahl genommen haben. Nun ist mir erzählt worden, daß die Tochter verloren sei. Sag mir, hast du nichts von ihr gehört, ob sie noch verloren sei oder wiedergefunden? Gnädiger Herr, davon weiß ich euer Gnaden wohl zu sagen. Es ist wahr, er hat eine schöne Tochter, die sehr schön ist und durch Schwarzkunst nach Hibernia gekommen. Daselbst in einem Frauenkloster, darinnen niemand denn gute Edelfrauen sind, hab ich mit ihr geredet vor gar kurzer Zeit. Der König sprach: Kann es nicht geschehn, daß sie ihrem Vater wieder gebracht wird? Ich bin alt und möchte meinen Sohn und mein Königreich gern versehen vor meinem Tod. Gnädiger Herr König, euch und eurem Sohn zulieb, will ich tun, was ich vermag, und will sie mit der Hilf Gottes in kurzer Zeit wieder in ihres Vaters Palast schaffen. Der König bat ihn, daß er das täte und kein Geld dabei spare, er wolle das ihm und den Seinen vergelten. Andolosia sprach: Gnädiger Herr König, so rüstet eine ehrenvolle Botschaft zu und sendet die vierzehn Tage nach mir aus, so findet sie die Jungfrau und Königin zu Lunden

in ihres Vaters Palast. Hat er sie euch dann verheißen, so sendet er sie euch mit Ehren. Der König sprach: Andolosia, guter Freund, so vollend die Sach, daß es an nichts fehle. Und will ich eine gar köstliche und ehrenvolle Botschaft dahin senden, daß sie nicht vergebens dahin kommen. Er sprach: Seid ohne Sorg, aber lasset euern Sohn abkonterfeien und sendet das Bild mit der Botschaft hin. So werdet ihr hören, daß der König und die Königin eine Freud darob empfinden werden und desto mehr begehren, ihre Tochter einem solchen schönen Jüngling zu geben.

Und da der junge König vernahm, daß Andolosia ausgesandt sollt werden, um ein Gemahl für ihn, verfügte er sich zu ihm und bat ihn, ernstlich in der Sach zu handeln, damit sie vollendet und es ihm nicht abgeschlagen würde; denn er hätt gar viel gehört von der Schöne und Vollkommenheit, so an Agripina wär. Andolosia sagte ihm zu, er wolle allen Fleiß brauchen und nahm von ihm Urlaub und ritt mit seinen Leuten wieder gen Famagusta.

Wie Andolosia Agripina wieder gen Lunden führte.

Da bat er seinen Bruder, daß er ihm das Hütlein abermals leihen möge; denn er würde bald wiederkommen. Ampedo war willig und ließ ihn das Hütlein wieder nehmen. Also fuhr Andolosia von einem Land zum anderen und wünschte sich in die Wildnis, da die Äpfel standen, davon die Hörner aufwuchsen und wieder verschwanden. Alsbald kam er dahin, und da er zu den Bäumen kam, waren sie voller schöner Äpfel. Nun wußte er nicht, welche die oder die andern waren und kam gar ungern dahinter, indem er einen aß. Doch wollt er auch nicht davon; denn er hätt Agripina nicht können von den Hörnern befreien, hätt er nicht einen Apfel mitgebracht. Also nahm er nach Gutdünken einen Apfel und aß den. Da wuchs ihm ein Horn. Darnach aß er einen andern, da verschwand es wieder. Also nahm er derselben Äpfel etliche und fuhr damit dahin und kam gen Hibernia zum Kloster und klopfte an. Er ward bald eingelassen und kam zu der Äbtissin und fragte nach Agripina, er hätt etwas mit ihr zu reden. Die Äbtissin sandte nach Agripina und tat das gar gern, denn sie erkannte Andolosiam sehr wohl. Und

als Agripina kam, empfing sie ihn gar schlicht; denn sie wußte nicht, warum er zu ihr gekommen war und erschrak ob seiner Ankunft. Andolosia sprach: Gnädige Frau, erlaubet Agripina, ein wenig mit mir allein zu reden. Sie erlaubte ihr es gern und also ging er mit ihr an einen Ort und sagte zu ihr: Agripina, bist du der Hörner noch so unwillig, als du wareſt, da ich von dir schied? Sie sagte: Ja, und je länger, je mehr. Er sprach: Wenn du quitt und ledig wäreſt, wohin stünd dir dein Sinn? Sie sagte: Wo sollt ich anders hin begehren, denn gen Lunden zu meinem allerliebsten Herrn, dem König und der Königin, meinem Vater und Mutter. Andolosia sprach: Agripina, Gott hat dein Gebet erhört, und was du begehreſt, soll dir gewährt werden. Und alsbald gab er ihr einen halben Apfel zu essen und hieß sie ein wenig darauf ruhen und wieder aufstehen. Da war sie der Hörner quitt und ledig. Die Magd, die ihr zugegeben war, flocht ihr und zierte ihr das Haupt, als sie jetzund wohl konnt. Also kam sie vor die Äbtissin, und da diese Agripina so schön und so hübsch geziert sah, rief sie den Frauen allen, so in dem Kloster waren, auf daß sie das Wunder bei Agripina sehen sollten, wie sie also schön geworden in so kurzer Zeit; das nahm alle die Frauen wunder, und besonders, daß sie der Hörner in so kurzer Zeit war ledig worden. Andolosia sprach: Lasset euch das nicht so groß wunder nehmen. Gott vermag alle Dinge, ihm ist nichts unmöglich. Darum, so sehet: wem Gott wohl will, wider den mag niemand sein. Agripina ist eine Königin und von königlichem Stamm geboren, und ich will sie ihrem Vater und Mutter wieder überantworten, und eh daß ein Monat vergeht, wird sie vermählt einem jungen König, dem schönsten Jüngling, der jetzund auf Erden lebt. Auf die Red merkte Agripina gar wohl.

Also bezahlte Andolosia der Äbtissin hundert Kronen und ließ die ihr und den andern Frauen zur Letze und dankte ihnen, daß sie Agripina so in Ehren gehalten hatten. Desgleichen dankte ihnen auch Agripina gar züchtiglich. Nahmen also Urlaub und gingen aus dem Kloster.

Und da er auf das Feld kam, rüstete er sich zu mit seinem Hütlein und führte die Königin gen Lunden zu des Königs Palast

und fuhr wieder die Straßen, denn er scheute den Palast, darin ihm so große Untreu geschehen war, und fuhr wieder gen Famagusta zu seinem Bruder und Dienern.

Wie die schöne Agripina auf den Rat des Andolosia dem jungen König in Zypern vermählt ward.

Als nun Agripina wiedergekommen war, und es der König und die Königin inne wurden, waren sie froh und alle, die bei ihnen waren; und hielt man ein großes Fest, daß die verlorne Tochter wiedergefunden war.

Als sie nun in Freuden lebten, kam dem König Botschaft, daß des Königs von Zypern ausgesandte Boten kämen mit einem großen Gefolge, und daß sie ausgesandt wären, ihn zu bitten, daß er Agripinam, die junge Königin, ihrem jungen König vermählen wolle. Und als sie gen Lunden kamen, wurden sie gar schön empfangen und ihnen köstliche Herberg zugericht und darein gegeben, was sie bedurften. Und als sie nun vier Tag dagewesen waren, sandte der König nach ihnen. Da kamen sie und waren gar köstlich angetan mit gutem Gewand, jeder nach seinem Stand. Da war ein Herzog, zween Grafen und viel Ritter und Knechte, die fingen an von der Heirat zu reden. Da die Königin vernahm, daß man Agripina wegen tagte, war es ihr gar schwer, ihre liebe, schöne Tochter zu vermählen und so weit fortzugeben, und einem, von dem man nicht wußte, ob er krumm oder lahm, sehend oder blind wäre. Und als sie solches klagte, kam es denen von Zypern zu Ohren. Da kamen sie vor den König und begehrten, daß er nach der Königin sende. Und als sie kam, zogen sie hervor ihren jungen König, wie er abkonterfeit war, und ließen ihn sehen. Da sie seine Gestalt sahen, daß er so schön war, sprach der König, ob es auch also wär. Da schwuren sie dem König und der Königin einen Eid, daß er noch viel besser gestaltet und sehr gerad und lang wär, auch nicht mehr denn 24 Jahr alt. Das gefiel ihnen sehr wohl. Die Königin nahm den jungen konterfeiten König und brachte den Agripina und sagte ihr, daß der noch viel hübscher und schöner wär, als sie da seine Gestalt sähe, wie sie denn zuvor auch von

Andolosia gehört hatte, und gab dem Gemäld Glauben und ihren Willen dazu, und was der König und die Königin darin täten, dem wolle sie gehorsam sein.

Da der König und die Königin Agripina Willen vernommen hatten, redeten sie weiter von denen von Zypern, und ward also die Heirat ganz beschlossen, und ließ der König viel Schiffe zurichten mit guten Leuten, Speis und was dazu gehört, und ließ die junge Königin ausstatten mit köstlichem Gewand und Kleinoden nach allen Ehren, als denn einem mächtigen König geziemt. Ordnete auch dazu viel guter, edler Leut, und besonders sandte er mit der Königin eine Gräfin, deren Mann war lang ein Meerräuber gewesen, und viel guter, edler Frauen, und hielt der König ein großes Fest mit seiner Tochter und mit dem Volk, so dann bestimmt war, mit ihr hinwegzufahren.

Und als die Schiffe ganz bereit waren und alle Dinge geladen, nahm die edle Königin Urlaub von ihrem Herrn Vater und König und von ihrer Frau Mutter, der Königin, und sprach: Gnädiger Herr König und gnädige Frau Königin, der allmächtige Gott vom Himmelreich und seine würdige Mutter Maria mögen euch zu aller Zeit in ihre Hut nehmen und euch verleihen Gesundheit und langes Leben, und kniete nieder vor ihrem Vater und mit großem Seufzen und weinenden Augen sprach sie: Ich begehr euern Segen, denn ich muß jetzund von euch scheiden und weiß, daß ich euch und meine Frau Mutter nimmermehr sehen werd. Der König sprach: Agripina, meine allerliebste Tochter, der Segen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, der ewigen Dreifaltigkeit mögen dich beschirmen vor allem Herzleid und dir verleihen und allen denen, die dir Gutes gönnen, Frieden, Gesundheit, langes Leben und Genügsamkeit und Wohlwollen von jedermann. Die Königin, ihre Mutter, konnte nicht mehr wünschen, denn daß sie sprach: Amen, das werde wahr. Also stand Agripina auf und ging an das Meer zu ihrem Schiff, und auch die Leute, so mit ihr fahren sollten, und folgte ihr noch eine große Menge Volkes, die sie bis in das Schiff geleiteten, und war es manchem leid, daß die schöne Königin also von ihnen scheiden und sie die nicht mehr sehen sollten.

Als nun Agripina und wer zu ihr gehörte, in das Schiff

kamen, zogen die Schiffsleut die Segel auf und fuhren also dahin in dem Namen Gottes. Der verlieh ihnen gut Wetter, daß es ihnen gar glücklich ging. Denn wer von Engeland gen Zypern fahren will, muß über das spanioliſche Meer fahren, das doch unter allen Meeren gar grauſam zu befahren iſt. Doch mit der Hilf Gottes kamen ſie gen Zypern an das Land, da man ihrer Ankunft wartete. Und hatte der König eine Herzogin, vier Gräfinnen und viel edler Frauen beſtellt, desgleichen auch Mannen, die empfingen die Königin gar ehrenvoll. Da war auch bereit köſtliche Speis und Trank und gab man jedermann genug, den Fremden und den Heimiſchen; und Jung und Alt war froh, daß ihrem König ſo ein ſchönes Gemahl kommen war. Und waren da bereit viel Roß, Wägen und Karren, darinnen ſie gen Meduſa zogen, wo der König Hof hielt. Und waren ſie zuvor zu Famaguſta köſtlich empfangen worden, ſo wurden ſie noch zehnmal herrlicher und löblicher empfangen zu Meduſa. Und wie ihr die alte Königin entgegenritt mit einem köſtlichen Gefolge, gar herrlich gekleidet, davon wäre wunder zu ſchreiben. Darnach kam auch der junge König mit einem ſchönen Gefolge, alle in vollem Harniſch, und glänzten wie die Spiegel in der Sonnen. Und ſobald ihn Agripina anſah, dachte ſie dem Bild nach, ſo man ihr vorgehalten hatte, und mit einer ſchönen Gebärde, einem fröhlichen Angeſicht und züchtigen Worten dankte ſie dem König. Alſo ritten ſie mit großen Freuden bis in den königlichen Palaſt, der auf das Allerköſtlichſte geziert war. Und ward da angefangen ein köſtliches Leben, und kamen alle Fürſten und Herren von Zypern gar zierlich geritten und brachten alle köſtliche Gaben und Schankung, die ſie ihrem Herrn und König ſchenken wollten, ein jeder nach ſeinem Vermögen. Und währte die Hochzeit ſechs Wochen und drei Tage. Und wie der Kirchgang war und viele andere Dinge, und was jeglicher der Königin ſchenkte, davon wär viel zu ſchreiben. Doch unter anderen Schankungen hatte Andoloſia gen Candia geſandt um ein Schiff mit Malvaſier und Muskateller, das ſchenkte er zur Hochzeit. Der ward getrunken, als ob es ein Landweinlein von Kelheim geweſen wär, denn es war genug da, ſo lang und länger, denn die Hochzeit dauerte.

Wie Andolosia mit Stechen und Rennen allzeit das Beste tat und dadurch großen Dank von Frauen, aber auch großen Neid von etlichen Herren erlangte.

Und alldieweil die Hochzeit währte, taten die Fürsten und Herren nichts anderes, denn rennen und stechen, turnieren und Kurzweil treiben. Und auf einen Tag stach der König und die Herzöge, des andern Tags die Grafen, Freien und Ritter, den dritten Tag die Edlen und der Fürsten und Herren Knechte und Diener. Und zur Nacht, bei dem Tanz, gab man den Preis aus, dem, der des Tags das Beste getan hatte, und setzte ihm die Königin ein schönes Kränzlein auf, darunter sich ein jeglicher, dem es ward, gar herrlich deuchte. Also brauchte ein jeder seinen Fleiß, auf daß er begabt würde von der schönen Königin Agripina.

Nun stach bei dem Stechen auch Andolosia, und wenn die Grafen, Freien und Ritter stachen, kam er allweg besser und köstlicher gerüstet auf den Plan, denn einer der anderen; nur allein dem König machte er sich nicht gleich, und tat allweg das Beste in allen ritterlichen Spielen, die man da trieb, und gewann oft den Preis von den Frauen und den Mannen. Nun begab es sich, daß abermals die Grafen, Freien und Ritter stachen, und Andolosia mit ihnen; und hatte er zuvor viel ritterlicher Taten getan, so tat er jetzt wiederum das Beste. Da es nun Nacht ward und man den Preis ausgab, hätt er billig dem Andolosia werden sollen; aber Ehren wegen ward er dem Grafen Theodoro von Engeland gegeben, der mit der Königin aus Engeland gekommen war. Des achtete Andolosia wenig und gönnte ihm die Ehre sehr wohl, doch sprach gemeiniglich alles Volk, man hätte Graf Theodoro den Preis gegeben und wär er doch billig des Andolosia gewesen. Das kam also dem Grafen Theodoro zu Ohren und begann er heimlich Andolosia in seinem Herzen zu hassen, wußte aber nicht, wie er ihm Schand und Schaden zufügen sollt, denn er war fremd in dem Land Zypern und hatte nicht Land, Schloß noch Leute.

Da war nun ein anderer Graf auf der königlichen Hochzeit, war auch ein Meerräuber, mit Namen der Graf von Lymosy. Der hatte sein Schloß auf einer kleinen Insel, nicht fern von

Famagusta. Desselben Gesellschaft suchte er; als man denn gemeiniglich spricht: Gleich und gleich gesellt sich gern. Und als sie nun Gesellen waren, fing Graf Theodorus an und sprach zu dem Grafen von Lymosy, daß da einer wär, genannt Andolosia, der so köstlichen und großen Aufwand triebe und doch kein geborner Mann wäre. Dazu würde er geehrt vor Grafen und andern wohlgebornen Leuten und hätt doch weder Land noch Leut. Ob ihn das nicht auch verdrösse? Der Graf von Lymosy sagte: Ja, mich und andere Edelleute verdrießt es auch. Graf Theodorus sprach: Mich nimmt es wunder, daß ihr und andere euresgleichen solches erdulden mögt und laßt ihn nicht umbringen. Wüßt ich ihn hinwegzubringen, er sollte keinen Grafen noch Edelmann an des Königs Hof mehr irren. Also verstand einer des andern Willen wohl und machten sie einen Anschlag miteinander, ihn, wenn er nach der Hochzeit wieder gen Famagusta reiten würde, aufzuhalten und zu fahen, seine Diener zu erstechen und ihn aus des Königs Land gen Lymosy zu führen.

Wie Andolosia nach der Hochzeit heim reiten wollte und von zween Grafen gefangen wurde.

Als Andolosia, der von den Dingen nichts wußte, nach der Hochzeit wieder gen Famagusta reiten wollte, hatten die zween Grafen Leute bestellt und fingen Andolosia und erstachen ihm seine Diener und führten ihn nach der Insel Lymosy in ein Schloß. Da ward er wohl verwahrt, daß er nimmer davonkommen konnte.

Die Mär aber kam vor den König, daß des Andolosia Diener alle erstochen wären, und wüßte niemand, ob Andolosia gefangen weggeführt, tot oder lebendig wär. So wußte man auch nicht, wer es getan hatte, denn die zween Grafen ritten wieder an des Königs Hof und hielten sich still, als ob sie nicht darum wüßten. Indes ward es seinem Bruder Ampedo kundgetan. Der sandte alsbald Boten zu dem König und ließ ihn bitten, daß er ihm hülfe, daß ihm sein Bruder wieder würde. Der König ließ ihm sagen, er wolle Fleiß brauchen, auf daß er inne werde, wo er wäre, und solle ihn kein Geld dauern; er wolle ihn ledig machen und koste es sein halbes Reich.

Wie Ampedo das edle Wunschhütlein zerhieb und vor Leid starb und Andolosia in dem Gefängnis ermordet ward.

Da Ampedo solche Botschaft vernahm, dachte er, er wäre um seinen Bruder gekommen wegen des Säckels, den er bei sich hatte, und würden sie ihn peinigen und martern, daß er von dem Hütlein auch sagen müßte, und darnach einen Anschlag tun, daß ihnen das Hütlein auch würde. Das aber sollte nimmermehr geschehen. Und in einem Zorn und Unmut nahm er das köstliche und tugendreiche Hütlein, zerhackte es zu kleinen Stücken und warf es in ein Feuer und stand dabei, bis daß es gar zu Pulver verbrannt war.

Nun hatte er stete Botschaft auf dem Weg zum König, und wieviel Boten auch kamen, so brachte doch keiner gute Mär von seinem Bruder. Darob überkam ihn so großer Unmut und Herzeleid, daß er in eine tödliche Krankheit fiel und also starb. Half ihm weder der schöne Palast noch das bar Geld.

Als nun etliche Tage vergangen waren, ließ der König ausrufen, wer gewisse Botschaft brächte, wo Andolosia hingekommen wäre, dem wolle er tausend Dukaten bar geben, er wäre lebendig oder tot. Da ward fleißig nach ihm gefragt. Es konnt ihn aber niemand finden, und die es wußten und dazu geholfen hatten, wagten es nicht zu sagen, denn sie besorgten, dadurch ihr Leben zu verlieren.

Indem nahm der Graf von Lymosy Urlaub von dem König und fuhr in sein Land und kam in das Schloß, darinnen Andolosia gefangen lag, und fand ihn dort sitzen in einem tiefen Turm, dazu fest angeschmiedet in einem Stock, mit Händen und mit Füßen. Als Andolosia nun den Grafen sah, freute er sich und meinte, ihn zu erbitten, daß er ihn ledig ließe. Fing also an und bat ihn, daß er Barmherzigkeit mit ihm habe und ihm aus dem Gefängnis hülfe, denn er wisse nicht, warum er gefangen wär und so hart gehalten würde. Hätte er jemandem unrecht getan, wolle er das wieder gutmachen. Der Graf sprach: Andolosia, du bist nicht darum hergeführt, daß man dich wieder hinweg lasse, sondern du bist mein Gefangener und wirst mir sagen, von wannen dir soviel Gelds kommt, das du das ganze Jahr ausgibst. Und mach das kurz, oder ich will dich also

martern, daß du froh sein wirst, es mir zu sagen. Da Andolosia das hörte, erschrak er gar sehr und wußte nichts anderes zu sagen, denn daß er sprach, zu Famagusta in seinem Haus wäre eine heimliche Grube, die hätt ihm sein Vater gezeigt, da er sterben wollte; und wieviel Geldes er auch daraus nähme, so wär allweg mehr da. Und solle er ihn also gefangen gen Famagusta führen, so wolle er ihm die Grube weisen. Daran wollt aber der Graf kein Genügen haben und nahm ihn aus dem Stock und fing an, ihn zu peinigen und tat ihm große Marter an. Das litt er lang und blieb auf der Folter allweg bei dem, das er zuerst gesagt hatte. Doch ward die Pein und Marter, so ihm der Graf antun ließ, also groß, daß er es vor Schmerzen nicht mehr ertragen konnte und anfing und ihm sagte, daß er einen solchen Säckel hätte. Und da der Graf das hörte, nahm er alsbald den Säckel von ihm und versuchte ihn und fand ihn gerecht. Ließ den armen Andolosia wieder in den Stock setzen und befahl ihn dem einen Diener, dem er wohl vertraute. Wem nun der Graf schuldig war, dem sandte er das Geld und machte seine Sach mit ihm richtig und kam mit Freuden wieder an des Königs Hof zu seinem Gesellen, Graf Theodoro, der ihn auch mit Freuden empfing. Dem sagte er, wie er mit Andolosia umgegangen wär und ihm den Säckel mit so großer Pein und Marter abgenommen hätt und wie hart er ihn gefangen hielte. Da sprach Graf Theodorus: Es gefällt mir nicht also. Er wäre besser tot denn lebendig. Ich hab an des Königs Hof vernommen, er sei ein Doktor der Schwarzkunst und könnte durch die Lüfte fahren. So ist zu besorgen, wo er ledig würde und man von ihm vernähme, wie wir mit ihm verfahren sind, daß wir bei dem König in Ungnade kommen oder er uns das Leben nimmt. Der Graf von Lymosy sprach: Er liegt so hart gefangen, daß er uns keinen Schaden zufügen kann. Also taten sie sich zusammen und nahmen Geld aus dem Säckel, soviel sie wollten, und hätte ein jeder gern den Säckel in seiner Gewalt gehabt. Doch wurden sie also eins: einer sollte ihn ein halbes Jahr haben und dann der andere auch ein halbes Jahr, und welcher den Säckel hätt, der sollte es dem andern nicht an Geld mangeln lassen. Nun war der Graf von Lymosy der Ältere, der sollte den Säckel das

erste halbe Jahr haben. Als nun die zween Grafen Gelds genug hatten, wagten sie es nicht zu brauchen, noch gar zu köstlich zu leben, auf daß kein Argwohn auf sie fiele; und wiewohl sie nun in Freuden lebten, dachte doch Graf Theodorus allwegen, Andolosia wäre besser tot denn lebendig; denn seine Furcht war, sie kämen um den Säckel. Er hatte auch im Sinn, wenn er den Säckel in seine Gewalt brächte, so wollte er damit davon; so weit, daß er vor dem König und dem Grafen von Lymosy wohl sicher wäre. Das bewegte ihn, daß er zu dem Grafen sprach, er solle ihm seiner Knechte einen mitgeben und dazu ein Schreiben, daß man ihn zu Andolosia in das Gefängnis ließe. Und was er also begehrte, das tat der Graf und gab ihm Gelds genug, Leut und Brief. Also nahm der Graf Theodorus Urlaub von dem König und der Königin und zog dahin und kam auf die Insel Lymosy und ward geführt in das Schloß und das Gefängnis, da Andolosia gefangen lag. Als er zu ihm kam, empfing der elende, trostlose Andolosia, dem jetzund in dem Stock die Beine und Arme halb abgefault waren, einen Trost und vermeinte, der Graf von Lymosy hätte den Grafen Theodorum darum zu ihm gesandt, daß er ihn ledig ließe und dachte: So sie den Säckel haben, fragen sie nicht viel mehr nach mir.

Da fängt aber der Graf an und spricht: Sag an, Andolosia, hast du keinen Säckel mehr, wie du meinem Gesellen einen gegeben hast? Er sprach: Gnädiger Herr Graf, ich hab keinen mehr; hätt ich aber einen, so wäre er euch unversagt. Der Graf sprach: Man sagt, du seiest ein Doktor in der Schwarzkunst und könntest durch die Lüfte fahren und den Teufel beschwören. Warum beschwörst du ihn nicht jetzt, daß er dir von dannen hilft? Andolosia sprach: O gnädiger Graf, ich kann es nicht und hab es nie gekonnt, nur allein mit dem Säckel, so ihr jetzt habt, hab ich Kurzweil gehabt. Den will ich euch und eurem Gesellen ganz überlassen und vor Gott und der Welt keinen Anspruch nimmer darauf haben, und ich bitt euch, bei der Ehre Gottes und seiner würdigen Mutter Maria, daß ihr mir armen, elenden Mann aus diesem harten Gefängnis helft, daß ich doch nicht also elendiglich ohne Beicht und ohne das würdige Sakrament hier sterbe. Der Graf sprach: Willst du nun jetzund

deiner Seelen Heil betrachten. Warum hast du es nicht getan, da du dein Gepräng und großen Hochmut triebest vor dem König und der Königin und uns allen Unehre bewiesest? Wo sind nun die schönen Frauen, denen du so wohl gedient hast? Die dir alle den Preis gaben, die heiß dir jetzund helfen. Ich merk aber wohl, daß du gern aus dem Gefängnis wärest. Laß dir die Zeit nicht lang werden, ich will dir bald davon helfen; und führte den Knecht, der seiner hütete, an einen Ort und wollt

ihm fünfzig Dukaten bar geben, so er Andolosia erwürge. Das wollte der Hüter nicht tun und sprach: Er ist ein frommer Mann und ist sehr schwach; er stirbt bald selber. Ich will die Sünd auf mich nicht laden. Der Graf sprach: So gib mir einen Strick, ich will ihn selbst erwürgen und will nicht von hinnen, er sei denn zuvor tot. Der Knecht wollt das auch nicht tun und ihm keinen Strick bringen. Also nahm der Graf seinen Gürtel und legte den dem elenden Andolosia um den Hals, der mit Händen und mit Füßen in dem Stock saß und sich nicht regen konnt. Und mit seinem Degenheft wirbelte er den Gürtel zu und erwürgte sitzend den frommen Andolosia und gab den Knechten Geld, daß

sie ihn hinweg täten. Darnach blieb er nicht mehr lang in dem Schloß, sondern fuhr und ritt, bis daß er wieder nach Zypern kam an des Königs Hof. Da ward er schön empfangen, und kam also zu seinem Gesellen, dem Grafen von Lymosyn, der ihn fragte, wie es ihm ergangen wär und wie ihm die Insel und das Land gefiele, und fragte ihn heimlich, wie es stünd um Andolosia. Mit Freuden sprach er: Es steht um ihn so, daß wir keinen Schaden mehr von ihm empfahen. Ich hab ihn mit meinen Händen umgebracht. Ich konnte keine Ruh haben, ich wüßte denn, daß er tot wär, als ich es jetzund wohl weiß; und meinte, er hätte es gar wohl geschafft. Ach Gott, er wußte aber nicht, daß er übel getan hatte.

Wie die zween Grafen des Säckels wegen mit einander uneins, der Mord dadurch offenbar und sie beide darum gerädert wurden.

Das stund also an drei Tage, daß sie nicht über den Säckel gingen, Geld daraus zu nehmen. Als die drei Tag vorüber waren, war aber das halbe Jahr aus und sollte nun Graf Theodorus den Säckel auch ein halb Jahr haben. Ging also mit Freuden zu seinem Gesellen, dem Grafen von Lymosyn, und sprach, er solle ihm den Säckel bringen und daraus Geld nehmen, daß er eine Weil zu zehren hätt; denn es wäre nun an ihm, den Säckel zu haben. Das verweigerte ihm der Graf nicht und sprach, er wolle das gern tun und sagte: Wenn ich den Säckel in die Hand nehme, so erbarmt mich Andolosia. Ich wollt, du hätteſt ihn nicht getötet, er wär ohne das selbst bald gestorben. Graf Theodorus sprach: Toter Mann macht keinen Krieg. Und gingen also miteinander in eine Kammer, da der Graf den Säckel in einer Truhen hatte. Den brachte er herfür und legte ihn auf einen Tisch, so in der Kammer war. Graf Theodorus nahm den Säckel in die Hand und wollt anfangen zu zählen, wie er zuvor getan hatte. Da war nichts mehr in dem Säckel, und wußten beide nicht, daß der Säckel die Tugend und Kraft verloren hatte, da sie beide, Ampedo und Andolosia, gestorben waren. Da sie aber kein Geld aus dem Säckel bringen konnten, sah einer den andern an. Graf Theodorus sprach in grimmem Zorn: O du

falscher Graf, wolltest du mich also betrügen und mir einen andern armen Säckel geben für den so tugendreichen. Das leid ich nicht von dir in keinem Weg. Darum mach nicht lang und bring den reichen Säckel. Er antwortete ihm und sprach, das wär der Säckel, so er Andolosia genommen hätt und er hätte keinen andern. Wie es zuginge, daß er nicht mehr täte als zuvor, das wüßte er nicht. Daran wollt aber der Graf Theodorus kein Genügen haben und ward, je länger, je zorniger und sprach, er wolle ein Bösewicht an ihm werden und das solle ihm nimmermehr wohl bekommen, und zog vom Leder. Da das der Graf von Lymosy sah, zog er auch, und hieben sie aufeinander, so freventlich, daß ein jeder den andern gern zu Tod geschlagen hätt, und machten also ein Gepolter, daß die Knechte die Kammer aufstießen. Da sahen sie ihre Herren also miteinander fechten, liefen dazwischen und schieden sie voneinander. Doch ehe sie voneinander gebracht wurden, hatte Graf Theodorus den Grafen von Lymosy verwundet bis auf den Tod. Das sahen seine Diener und fingen den Grafen Theodorum.

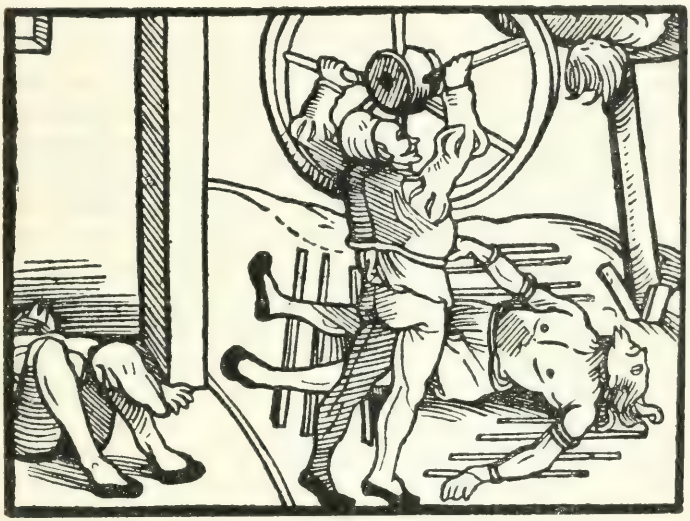
Also kam die Mär vor den König, wie die zween Grafen, so allweg eins gewesen wären, sich entzweit hätten. Der König befahl, man solle sie ihm beide behend gefangen bringen, damit er den Ursprung ihrer Uneinigkeit vernehmen könnte. Und als man des Königs Gebot gehorsam sein wollt und ihm die Grafen bringen, konnte man den verwundeten von Lymosy nicht bringen; brachten ihm allein den Grafen Theodorum.

Da vernahm der König bald, daß sich dieser Streit allein erhoben hatte des Andolosia Säckels wegen; und befahl eilends, daß man den Nachrichter bringen und den Grafen Theodorum weiter fragen sollte und von ihm erkunden, wie er in all den Sachen gehandelt hätt. Also ward er gemartert und gar hart gepeinigt, daß er aus Not sagen mußte, wie er Andolosia mit seinen Händen selbst in dem Gefängnis erwürgt hätt und alle Handlungen von Anfang bis zu dem End.

Da der König hörte, wie sie mit dem frommen Andolosia umgegangen waren, ward er von Herzen betrübt und erzürnt über die Mörder und Übeltäter und ohne sonder länger Bedenken sprach er Urteil und Recht, man solle sie beide auf Räder setzen;

und ob auch der Graf von Lymosyn krank wär, so solle man ihn an die Richtstatt tragen; und wär er tot, so solle man ihn also tot auf ein Rad setzen. Und wie das Urteil ergangen war, also ward es an den zween Grafen, den Mördern, vollbracht und wurden beide gerädert. Das war ihr rechter Lohn. Sie hatten es wohl verdient um den frommen Andolosia.

Als nun die Mörder auf die Räder gelegt und getötet waren, schickte der König von Stund an seine Leute nach der Insel



und ließ die einnehmen und besonders das Schloß, darin der gute Andolosia gefangen gelegen war. Darinnen ließ er fahen Weib und Mann; alle, die um den Mord wußten, Schuld daran gehabt und ihn verschwiegen hatten, die ließ er ohn alle Barmherzigkeit zum Schloß heraus henken. Er erfuhr auch, daß sie den Leichnam des Andolosia in eine Wassergrube nicht fern vom Schloß geworfen hatten. Den befahl er herauszuziehen und gen Famagusta zu führen mit großen Ehren und brennenden Lichtern daselbst zu begraben in die hübsche Domkirche, die sein Vater gestiftet und gebaut hatte. Ließ ihm auch einen großen Gottesdienst halten, wie einem aus dem mächtigsten und höchsten

Geschlecht seines Königreiches, und waren dabei der alte und der junge König, auch die alte Königin und die junge Königin Agripina, der es zumal leid war um den getreuen Andolosia. Und nachdem sie beide, Ampedo und Andolosia, keinen Erben hinterlassen hatten, nahm der König den köstlichen Palast selbst ein und fand darin groß Gut und Köstlichkeit von Hauszier, Kleinoden und Barschaft, und in denselben Palast zog der junge König und hielt also Hof zu Famagusta bis zum Absterben seines Vaters.

Bei dieser Historia ist zu vermerken: Hätte der junge Fortunatus im Walde Weisheit für den Säckel des Glücks erwählt und begehrt, sie wäre ihm auch in Haufen gegeben worden. Denselben Schatz hätt ihm niemand entführen können. Durch welche Weisheit und Vernunft er auch zeitlich Gut, ehrliche Nahrung und große Hab hätt erlangen können. So er aber dazumal in seiner Jugend, um Freud und Wollust willen, der Welt Reichtum und Gut am meisten liebte, als ohne Zweifel noch von manchem ein solcher Säckel vor aller Vernunft begehrt würde, schuf er sich selber und seinen Söhnen Müh und Bitterkeit, und wiewohl ihnen etliche kurze Zeit süß und lieblich war, nahm es doch ein solches End, wie ihr hierin vernommen habt.

Demnach ein jeglicher, dem solche Wahl gegeben würde, sich nicht lang bedenke, sondern folge der Vernunft und nicht seinem frechen, törichten Gemüt und erkiese Weisheit für Reichtum. Als auch getan hat Salomon, dadurch er der reichste König der Erden worden ist. Aber wohl ist zu besorgen, die Jungfrau des Glücks, die solche Wahl ausgibt und Fortunato den Säckel gegeben hat, ist aus unsern Landen verjagt und in dieser Welt nicht mehr zu finden.

Historia

von

Doktor Johann Fausten

dem weitbeschrieenen

Zauberer und Schwarzkünstler,

wie er sich dem Teufel auf eine gewisse Zeit
verschrieben, was er hierzwischen für
seltsame Abenteuer gesehen, selbst
angerichtet und getrieben,
bis er endlich seinen wohl-
verdienten Lohn
empfangen.

1587

Fausts Geburt und Erziehung.

Doktor Faustus ist eines Bauern Sohn gewesen, zu Rod bei Weimar gebürtig, der zu Wittenberg eine große Verwandtschaft gehabt. Seine Eltern waren gottselige und christliche Leut und sein Oheim, der ein vermögender Bürger zu Wittenberg gewesen, hat Doktor Fausten auferzogen und gehalten wie sein Kind; denn dieweil er ohne Erben war, nahm er diesen Faustum zu einem Kind und Erben auf, ließ ihn auch in die Schul gehen, die Theologie zu studieren. Er aber ist von diesem gottseligen Fürnehmen abgetreten und hat Gottes Wort mißbraucht. Derhalben wir solche Eltern und Freunde, die gern alles Gute und das Beste gesehen hätten, wie solches alle frommen Eltern gern sehen, ohne Tadel sein lassen und sie in diese Geschichte nicht mischen wollen, so haben auch seine Eltern dieses gottlosen Kindes Greuel nicht erlebt noch gesehen.

Da Doktor Faust, als ein ganz gelehriger und geschwinder Kopf, zum Studieren geeignet und geneigt war, ist er bald hernach so weit kommen, daß man ihn als Magister examinieret, und neben ihm noch sechzehn Magister, denen er in Verstand, Fragen und Gewandtheit überlegen war, also daß er für sein Teil genugsam studiert hatte und Doktor der Theologie ward. Daneben aber hat er einen törichten, unsinnigen und hoffärtigen Kopf gehabt, wie man ihn denn allezeit den Spekulierer genannt hat; und ist in böse Gesellschaft geraten, hat die Heilige Schrift eine Weil hinter die Tür und unter die Bank gelegt und ruch- und gottlos gelebt; wie es denn ein wahres Sprichwort ist: Was zum Teufel will, das läßt sich nicht aufhalten.

Zu dem fand Doktor Faustus seinesgleichen, die gingen mit chaldäischen, persischen, arabischen und griechischen Worten, figuris, characteribus, coniurationibus, incantationibus, und wie solche Namen der Beschwörung und Zauberei mögen genannt werden. Das gefiel Doktor Fausto wohl, spekuliert und studiert Nacht und Tag darinnen, wollte sich hernach keinen Theologen mehr nennen lassen und nannte sich einen Doktor der Medizin, ward ein Weltmensch, ein Astrolog und Mathe-

matikus. Als Arzt aber half er vielen Leuten mit der Arzenei, mit Kräutern, Wurzeln, Wassern, Tränken, Rezepten und Klystieren und tröstete die Kranken; denn in der göttlichen Schrift war er wohl erfahren und wußte die Regel Christi gar wohl: Wer den Willen des Herrn weiß, und tut ihn nicht, der wird zwiefach geschlagen. Item, Niemand kann zween Herren dienen. Item, Du sollst Gott den Herrn nicht versuchen. Dies alles aber schlug er in den Wind, setzte seine Seel eine Weil über die Obertür, darum bei ihm keine Entschuldigung sein soll.

Wie Doktor Faustus den Teufel beschworen hat.

Wie obgemeldet worden, stund Doktor Fausti Sinn dahin, das zu lieben, das nicht zu lieben war; dem trachtet er Tag und Nacht nach, nahm Adlers Flügel und wollte alle Gründe des Himmels und der Erde erforschen, denn sein Fürwitz und Leichtfertigkeit stach und reizte ihn also, daß er auf eine Zeit sich fürnahm, etliche Zauberformeln, Figuren und Beschwörungen zu probieren, damit er den Teufel vor sich fordern könnte. Kam also zu einem dichten Wald, der Spesser Wald genannt, der, wie auch andere melden, bei Wittenberg gelegen ist. In diesem Walde machte er an einem Kreuzweg gegen Abend mit einem Stabe etliche Kreise und beschwor also den Teufel in der Nacht zwischen neun und zehn Uhr. Da wird gewißlich der Teufel in die Faust gelacht haben und den Faustum den Hintern haben sehen lassen und gedacht: Wohlan, ich will dir dein Herz und Mut kühlen, dich auf das Affenbänklein setzen, damit mir nicht allein dein Leib, sondern auch dein Seel zu Teil werde; worauf der Teufel den Faustum wunderbarlich äffte und ganz zahm machte. Denn als Doktor Faustus den Teufel beschwor, da ließ sich der Teufel an, als wenn er nicht gern an das Ziel und zum Tanze käme, wie er denn im Walde einen solchen Tumult anhub, als wollte alles zu Grund gehen, daß sich die Bäume bis zur Erden bogen. Darnach ließ der Teufel sich an, als wenn der Wald voller Teufel wäre, die inmitten und neben des Doktor Fausti Kreisen erschienen. Auf einen großen Büchsenschuß aber, da ward es hell, und sind im Wald viel löblicher Instrument, Musik und Gesäng gehört

worden, auch etliche Tänze, darauf etliche Turniere mit Spießen und Schwertern, so daß dem Doktor Fausto die Weil so lang geworden, daß er hätt mögen aus dem Kreise laufen. Zuletzt faßte er wieder ein gottlos und verwegen Fürnehmen und hub gleich wie zuvor an, den Teufel zu beschwören, worauf ihm der Teufel ein solch Zauberwerk vor die Augen machte, als ob über dem Kreise ein Greif oder Drache schwebte und flatterte, und wann dann Doktor Faustus seine Beschwörung tat, so kreischte das Tier jämmerlich. Bald darauf fiel drei oder vier Klafter hoch ein feuriger Stern herab und verwandelte sich in eine feurige Kugel, darüber dann Doktor Faust gar sehr erschrak. Beschwor aber diesen Stern zum ersten, andern und dritten Mal, darauf ging ein Feuerstrom eines Manns hoch auf, ließ sich wieder herunter, und wurden sechs Lichtlein darauf gesehen. Einmal sprang ein Lichtlein in die Höhe, dann das andere hernieder, bis es sich änderte und in die Gestalt eines feurigen Mannes verwandelte, der eine Viertelstund lang um den Kreis herum ging. Bald darauf nahm der Teufel die Gestalt eines grauen Mönchs an, kam mit Fausto zu reden und fragte ihn, was er begehre. Darauf war Doktor Fausti Begehr, daß er morgen um zwölf Uhr ihm erscheinen sollte in seiner Behausung, dessen sich der Teufel eine Weil weigerte. Doktor Faustus beschwor ihn aber bei seinem Herrn, daß er ihm sein Begehren sollte erfüllen und ins Werk setzen, welches ihm der Geist zuletzt zusagte und bewilligte.

Folget die Unterredung Doktor Fausti mit dem Geist.

Doktor Faustus, nachdem er morgens zu Hause gekommen, beschied den Geist in seine Kammer; und als er erschienen, beschwor er ihn von neuem und legte ihm etliche Artikel für:

Erstlich, daß er ihm sollt untertänig und gehorsam sein, in allem was er bitte oder ihm zumute, bis in sein, Fausti, Leben und Tod hinein.

Daneben sollt er ihm dasjenige, so er von ihm erfragen würde, nicht verhalten.

Auch daß er ihm auf alle Befragungen nichts Unwahrhaftiges antworten wolle.

Darauf ihm der Geist solches abschlug, denn er hätte keine vollkommene Gewalt, so fern ers nicht von seinem Herrn, der über ihn herrsche, erlangen könnte, und sprach: Lieber Fauste, dein Begehren zu erfüllen, stehet nicht bei mir, sondern bei dem höllischen Gott. Darauf antwortete Doktor Faustus: Wie soll ich das verstehen; bist du nit mächtig genug dieser Gewalt? Der Geist antwortete: Nein. Spricht Faustus wieder zu ihm: Lieber, sage mir die Ursach. Du sollst wissen, Fauste, sprach der Geist, daß unter uns gleich so wohl ein Regiment und Herrschaft ist wie auf Erden; denn wir haben unsere Regierer, Regenten und Diener, wie auch ich einer bin, und unser Reich nennen wir die Legion. Denn obwohl der verstoßene Lucifer aus Hoffart und Übermut sich selbst zu Fall gebracht, hat er mit der Teufel viel eine Legion und ein Regiment aufgerichtet, und nennen wir ihn den orientalischen Fürsten, denn seine Herrschaft hat er im Aufgang. Also ist auch eine Herrschaft im Mittag, Mitternacht und Niedergang, und dieweil Lucifer, der gefallene Engel, seine Herrschaft und Fürstentum auch unter dem Himmel hat, müssen wir uns verwandeln, zu den Menschen begeben, denselben untertänig sein. Denn sonst könnte der Mensch mit all seiner Gewalt und Künsten sich dem Lucifer nicht untertänig machen; es sei denn, daß dieser einen Geist sende, wie ich gesandt bin. Zwar wir haben dem Menschen das rechte Fundament unserer Wohnung, wie auch unsere Regierung und Herrschaft nie offenbaret, allein dem verdammten Menschen nach seinem Absterben, der es erfährt und inne wird. Doktor Faustus entsetzte sich darob und sprach: Ich will darum verdammt sein um deinetwillen. Antwortete der Geist:

Willt du nit, so gibts doch kein Bitt,
Gibts denn kein Bitt, so mußt du mit,
Dein verzweifelt Herz hat dirs verscherzt.

Darauf sagte Doktor Faustus: Hab dir Sankt Veltins Grieß und Crisam, heb dich von dannen. Da nun der Geist entweichen wollte, ward Doktor Faustus von Stund an wieder

zweifelhaftigen Gemütes und beschwor ihn, daß er ihm zur Vesperzeit wiederum allda sollte erscheinen und anhören, was er ihm weiter würde fürtragen; was ihm der Geist bewilligte und also vor ihm verschwand. Es ist hie zu sehen des gottlosen Fausti Herz und Sinn, da der Teufel ihm, wie man sagt, den armen Judas sang, wie er in der Höll sein müßte, er doch auf seiner Halsstarrigkeit beharret.

Die andere Unterredung Fausti mit dem Geist, so Mephostophiles genannt wird.

Um die Vesperzeit, zwischen drei und vier Uhr, erschien der fliegende Geist dem Fausto wieder und erbot sich, ihm in allem untertänig und gehorsam zu sein, dieweil ihm von seinem Obersten Gewalt gegeben war, und sagte zu Doktor Fausto: Die Antwort bring ich dir und Antwort mußt du mir geben. Doch will ich zuvor hören, was dein Begehr sei, dieweil du mir auferleget hast, auf diese Zeit zu erscheinen. Dem gab Doktor Faustus Antwort; jedoch unrecht und seiner Seelen schädlich, denn sein Sinn stund anders nicht, denn daß er kein Mensch möchte sein, sondern ein leibhaftiger Teufel oder ein Glied davon, und begehrte vom Geist, wie folgt:

Erstlich, daß er Geschicklichkeit, Form und Gestalt eines Geistes möchte an sich haben und bekommen.

Zum andern, daß der Geist alles das tun solle, was er begehre und von ihm haben wolle.

Zum dritten, daß er ihm geflissentlich untertänig und gehorsam sein wolle, als ein Diener.

Zum vierten, daß er sich allezeit, so oft er ihn fordere und berufe, in seinem Haus solle finden lassen.

Zum fünften, daß er in seinem Hause unsichtbar regiere und sich sonsten von niemand als von ihm sehen lasse, es sei denn sein Wille und Geheiß.

Und letzlich, daß er ihm, so oft er ihn fordere, und in der Gestalt, so er ihm auferlegen würde, erscheinen solle.

Auf diese sechs Punkte antwortete der Geist dem Fausto, daß er ihm in allem wolle willfahren und gehorsamen, so

fern er ihm dagegen auch etliche fürgehaltene Artikel wolle leisten, und wo er solches tue, solle es weiter keine Not haben; und sind dies des Geistes etliche Artikel gewesen:

Erstlich, daß er, Faustus, verspreche und schwöre, daß er sein, des Geistes, eigen sein wolle.

Zum andern, daß er solches, zu mehrerer Bekräftigung, mit seinem eigenen Blut wolle bezeugen und sich damit also ihm verschreiben.

Zum dritten, daß er allen Christgläubigen Menschen wolle feind sein.

Zum vierten, daß er den Christlichen Glauben wolle verleugnen.

Zum fünften, daß er sich nicht verführen lasse, so ihn etliche wollten bekehren.

Hingegen wolle der Geist ihm, Fausto, etliche Jahr zum Ziel setzen, und wann solche verlaufen, solle er von ihm geholt werden. Und so er solche Punkte halten würde, solle er alles das haben, darnach sein Herz gelüste und begehre, und solle er alsbald spüren, daß er eines Geistes Gestalt und Weise haben würde.

Doktor Faustus war in seinem Stolz und Hochmut so verwegen, daß er, ob er sich gleich eine Weil besann, doch seiner Seelen Seeligkeit nicht bedenken wollte, sondern dem bösen Geist solches zusagte und alle Artikel zu halten verhieß. Er meinet, der Teufel wär nicht so schwarz, als man ihn malet, noch die Höll so heiß, wie man davon sagt.

Das dritte Gespräch Doktor Fausti mit dem Geist von seinem Versprechen.

Nachdem Doktor Faustus dies Versprechen getan, forderte er des anderen Tages in der Frühe den Geist und legte ihm auf, daß, so oft er ihn fordere, er ihm in Gestalt und Kleidung eines Franziskaner Mönchs mit einem Glöcklein erscheinen sollte, und zuvor etliche Zeichen geben, damit er am Geläut könnte wissen, wenn er daher komme. Darauf fragte er den Geist, wie sein Name sei und wie er genannt werde. Da antwortete

der Geist, er heiße Mephostophiles. Eben in dieser Stunde fiel dieser gottlose Mann von seinem Gott und Schöpfer ab und ward ein Glied des leidigen Teufels; und ist dieser Abfall nichts anderes denn sein stolzer Hochmut und Vermessenheit, wie es bei den Riesen war, davon die Poeten dichten, daß sie die Berg zusammen trugen und wider Gott kriegen wollten, ja wie bei dem bösen Engel, der sich wider Gott setzte, darum er wegen seiner Hoffart und Übermut von Gott verstoßen wurde. Also: wer hoch steigen will, der fället auch hoch herab.

Nach diesem richtete Doktor Faustus in seiner großen Verwegenheit und Vermessenheit dem bösen Geist seine briefliche Urkund und Bekenntnis auf. Dieses war ein greulich und erschrecklich Werk, und ist solche Verschreibung, nach seinem elenden Abscheiden, in seiner Behausung gefunden worden. Solches will ich zur Warnung und Exempel aller frommen Christen melden, damit sie dem Teufel nicht Statt geben und sich an Leib und Seel mögen verkürzen, wie denn Doktor Faustus bald hernach seinen armen Famulus und Diener auch mit diesem teuflischen Werk verführt hat. Als diese beiden Parteien sich miteinander verbunden, nahm Doktor Faustus ein spitzig Messer und stach sich eine Ader in der linken Hand auf; und sagt man wahrhaftig, daß in solcher Hand eingegraben eine blutige Schrift gesehen worden: O Homo fuge, das ist, o Mensch fliehe vor ihm und tue recht.

Doktor Faustus läßt sich das Blut heraus in einen Tiegel, setzt es auf warme Kohlen und schreibt, wie hernach folgen wird.

Ich Johannes Faustus, Doktor, bekenne mit meiner eigenen Hand öffentlich, zu einer Bestätigung und in Kraft dieses Briefes: Nachdem ich mir fürgenommen, alle Dinge zu ergründen, aus den Gaben aber, so mir von oben herab bescheret und gnädig mitgeteilt worden, solche Geschicklichkeit in meinem Kopfe nicht finde und solches von den Menschen nicht erlernen kann, so hab ich mich gegenwärtigem gesandtem Geist, der sich Mephostophiles nennt, einem Diener des höllischen Prinzen im Orient, untergeben. Denselbigen hab ich mir er-

wählet, mich solches zu lehren und zu berichten und hat er auch versprochen, mir in allem untertänig und gehorsam zu sein. Dagegen aber ich mich hinwider ihm verspreche und verlobe, daß, so das vierundzwanzigste Jahr vom Datum dieses Briefes an, herum und vorüber gelaufen, er mit mir nach seiner Art und Weis, seines Gefallens zu schalten und walten Macht haben solle, mit allem, es sei Leib, Seel, Fleisch, Blut und Gut, und das in Ewigkeit. Hierauf absage ich allen denen, so da leben, allem himmlischen Heer und allen Menschen, und das muß sein. Zur festen Urkund und mehrerer Bekräftigung hab ich diesen Vertrag mit eigner Hand geschrieben, und mit meinem eigen Blut, meines Sinns, Gedanken und Willen, versiegelt und bezeuget.

Johann Faustus,
der Elemente Kundiger und geistlicher Doktor.

Wider Doktor Fausti Verstockung, ist dieser Vers und Reimen wohl zu sagen.

Wer allein das Zeitlich betracht,
Und auf das Ewig hat kein Acht,
Ergibt sich dem Teufel Tag und Nacht,
Der hab auf seine Seel wohl acht.

Im dritten Gespräch erschien dem Fausto sein Geist ganz fröhlich und mit diesen Gesten und Gebärden: Er ging im Haus um wie ein feuriger Mann, daß von ihm gingen lauter Feuerströme oder Strahlen. Darauf folgte ein Gebrumm und Geplärr, als wenn die Mönche singen, und wußte doch niemand, was es für ein Gesang war. Dem Doktor Fausto gefiel das Gaukelspiel wohl, aber er wollte ihn noch nicht in sein Studierzimmer fordern, bis er sähe, was endlich daraus werden wollt und was es für einen Ausgang gewinnen und haben würde. Bald darnach ward ein Getümmel gehört von Spießen, Schwertern und anderen Instrumenten, daß ihn dünkte, man wolle das Haus stürmen. Bald wiederum ward ein Jagen gehört von Hunden und Jägern, und die Hund trieben und

hetzten einen Hirschen bis in Doktor Fausti Stuben; da ward er von den Hunden niedergelegt.

Darauf wurden gesehen hinein gehen ein schöner Pfau, samt dem Weiblein: die zankten mit einander und vertrugen sich wieder. Darnach sah man einen zornigen Stier hinein laufen, dem Doktor Fausto zu, der nicht wenig erschrak; aber wie er dem Fausto zurennt, fällt er vor ihm nieder und verschwindet. Hierauf ward wieder gesehen ein großer alter Affe, der bot Doktor Fausto die Hand, sprang auf ihn, liebet ihn, und lief die Stuben wieder hinaus. Bald geschahs, daß ein großer Nebel in der Stuben ward, daß Doktor Faustus vor dem Nebel nicht sehen konnte; so bald aber der Nebel verging, lagen vor ihm zween Säck, der eine war Gold und der andere Silber. Zuletzt da hob ein lieblich Orgelspiel an, darauf die Harfen, Lauten, Geigen, Posaunen, Flöten, Zinken, Querpfeifen und dergleichen, also daß Doktor Faustus nicht anders dachte, denn er wär im Himmel, da er doch bei dem Teufel war. Solches währte eine ganze Stund. Darauf ging Mephostophiles der Geist zu Doktor Fausto in die Stuben hinein, in Gestalt und Form eines Mönchs. Doktor Faustus sprach zu ihm: Du hast einen wunderbarlichen Anfang gemacht mit deinen Gebärden und Verwandlungen, welches mir eine große Freud gegeben. Wo du also darin verharren wirst, sollst du dich alles Guten von mir versehen. Da antwortete Mephostophiles: O das ist nichts. Ich soll dir in anderm dienen, daß du kräftigere und größere Wirkung und Weise an mir sehen wirst, auch alles das du von mir forderst, wenn du mir nur das Versprechen und die Zusagung deines Verschreibens leistest. Faustus reichte ihm die Verschreibung dar und sagte: Da hast du den Brief. Mephostophiles nahm den Brief an und wollte noch von Doktor Fausto haben, daß er eine Kopie davon nähme. Das tat der gottlos Faustus.

Von des Geistes Dienstbarkeit gegen Doktor Fausto.

Als Doktor Faustus solchen Greuel dem bösen Geist mit seinem eigenen Blut und Handschrift geleistet, ist gewißlich zu vermuten, daß auch Gott und alles himmlische Heer von ihm

gewichen. Indem hat er nun sein Tun angerichtet, nicht wie ein rechter gottseliger Hausvater, sondern wie der Teufel.

Er hatte seines frommen Oheims Behausung inne, wie es ihm auch im Testament vermacht war, und hatte täglich einen jungen Schüler bei sich als Famulus, einen verwegenen Lecker, Christoph Wagner genannt, dem dieses Spiel auch wohl gefiel; wie denn die Jugend mehr zum Bösen, denn zum Guten geneiget.

So hatte Doktor Faustus niemanden in seinem Haus als seinen Famulus und seinen bösen Geist Mephostophiles, der immerdar in Gestalt eines Mönchs vor ihm wandelte und den er in seinem Schreibstüblein beschwor, welches er jeder Zeit verschlossen hatte.

Seine Nahrung und Proviant hatte Doktor Faustus überflüssig. Wann er einen guten Wein haben wollte, brachte ihm der Geist solchen aus den Kellern, wo er wollte; wie er sich dann selbst einmal hören lassen, er täte seinem Herrn, dem Kurfürsten, auch dem Herzoge in Bayern und dem Bischof von Salzburg viel Leids in den Kellern. Auch hatte er täglich gekochte Speis; denn er konnte eine solche zauberische Kunst, daß, sobald er das Fenster auftat und einen Vogel nannte, den er gern wollte, flog der ihm zum Fenster hinein. Desgleichen brachte ihm sein Geist von allen umliegenden Herrschaften, von Fürsten oder Grafen, die beste gekochte Speis, alles ganz fürstlich; und gingen er und sein Schüler stattlich gekleidet, welches Gewand dazu ihm sein Geist des Nachts zu Nürnberg, Augsburg oder Frankfurt einkaufen oder stehlen mußte, dieweil die Krämer zur Nacht nicht pflegen im Kram zu sitzen. So mußten auch die Gerber und Schuster also leiden.

In Summa, es war alles gestohlene und entlehnte War, also eine recht ehrbare Behausung und Nahrung; wie denn Christus der Herr durch Johannes den Teufel einen Dieb und Mörder nennet, der er auch ist.

Noch hatte ihm der Teufel versprochen, er wolle ihm wöchentlich 25 Kronen geben; macht das Jahr 1300 Kronen. Das war sein Jahrsgehalt.

Doktor Faustus wollte sich verheiraten.

Doktor Faustus lebt also im epikurischen Leben Tag und Nacht, glaubet nicht, daß ein Gott, Höll oder Teufel wäre, vermeinet, Leib und Seele stürbe miteinander, und stach ihn sein Gelüste Tag und Nacht, daß er sich fürnahm, sich ehelich zu verheiraten und zu weiben. Fragte darauf den Geist, welcher doch ein Feind des ehelichen Stands ist, so Gott geordnet und eingesetzt hat, ob er sich verheiraten dürfe. Antwortete ihm der böse Geist, ob er nicht an seine Zusage gedenke und ob er dieselbige nicht halten wolle, da er verheißen, Gott und allen Menschen feind zu sein? Derohalben, Fauste, siehe dich für: wirst du versprechen, dich zu verehelichen, sollst du gewißlich von uns zu kleinen Stücken zerrissen werden. Lieber Fauste, bedenke selbsten, was Unruh, Widerwillen, Zorn und Uneinigkeit aus dem ehelichen Stand folget.

Doktor Faustus dachte hin und wider nach, wie aller Gottlosen Herzen nichts Guts ergründen können, und sprach darauf: Nun will ich mich verehelichen, es folge draus gleich, was es wolle. Indem gehet ein Sturmwind seinem Hause zu, als sollte alles zu Grunde gehen. Es sprangen alle Türen aus den Angeln und das Haus ward voller Brunst, als ob es zu lauter Aschen verbrennen wollte. Doktor Faustus gab das Fersengeld die Stiegen hinab; da erhaschet ihn ein Mann und wirft ihn wieder in die Stuben hinein, daß er weder Hände noch Füße regen konnt. Um ihn ging allenthalben das Feuer auf, als ob er verbrennen sollte. Er schrie seinen Geist um Hülfe an: er wolle nach allem seinem Wunsch, Rat und Tat leben. Da erschien ihm der Oberste der Teufel leibhaftig, doch so grausam und erschrecklich, daß er ihn nicht ansehen konnte, und sprach: Nun sage an, was Sinns bist du noch? Doktor Faustus antwortete ihm, er habe sein Versprechen nicht gehalten und habe solches so weit nicht bedacht, und bat um Gnade und Verzeihung. Da sagte der Satan zu ihm mit kurzen Worten: Wohlan, so beharre hinfort darauf, ich sage dirs, beharre darauf, und verschwand.

Nach diesem kam der Geist Mephostophiles zu ihm und sagte: Wo du hinfüro in deiner Zusagung beharren wirst, siehe, so

will ich deine Wollust anders ersättigen, daß du in deinen Tagen nichts anders wünschen wirst. So du nicht kannst keusch leben, so will ich dir alle Tag und Nacht ein Weib zu Bett führen, welches du in dieser Stadt oder anderswo ansichtig und nach deinem Willen zur Unkeuschheit begehren wirst. In solcher Gestalt und Form soll sie dir beiwohnen.

Dem Doktor Fausto ging solches also wohl ein, daß sein Herz vor Freuden zitterte; und reute es ihn, was er anfänglich hatte fürnehmen wollen. Und geriet in eine solche Brunst und Unzucht, daß er Tag und Nacht nach schönen Weibern trachtete, daß, so er heut mit diesem Teufel Unzucht trieb, morgen einen andern im Sinn hatte.

Doktor Fausti Fragen an seinen Geist Mephostophiles.

Als Doktor Faustus, wie oben gemeldet, die schändliche und greuliche Unzucht mit dem Teufel trieb, übergab ihm sein Geist bald ein großes Buch von allerlei Zauberei und Schwarzkünsten, darinnen er sich neben seiner teuflischen Ehe erlustigte. Bald stach ihn der Fürwitz; forderte seinen Geist Mephostophiles, mit dem wollte er ein Gespräch halten und sagte zum Geist: Mein Diener, sage an, was für ein Geist bist du? Ihm antwortete der Geist und sprach: Mein Herr Fauste, ich bin ein fliegender Geist, der unter dem Himmel regieret. Sprach Faustus: Wie ist aber dein Herr Lucifer zu Fall kommen? Der Geist antwortete: Mein Herr Lucifer, der noch jetzunder so genannt wird, wegen der Verstoßung aus dem hellen Licht des Himmels, war zuvor auch ein Engel Gottes und Cherubim, der alle Werk und Geschöpf Gottes im Himmel gesehen hat. Er war in solcher Zierd, Gestalt, Pomp, Autorität, Würde und Wohnung, daß er über allen anderen Geschöpfen Gottes, über Gold und Edelgestein war; und von Gott also erleuchtet, daß er der Sonnen Glanz und Stern übertreffen tat. Denn als ihn Gott erschuf, setzte er ihn auf den Berg Gottes und in ein Amt eines Fürstentums, daß er vollkommen war in allen seinen Wegen. Aber sobald er in Übermut und Hoffart stieg und über den Orient sich erheben wollte, ward er von Gott aus der Wohnung des Himmels vertilget und

von seinem Sitz gestoßen in eine Feuerhöhle, die ewig nicht erlischt, sondern immerdar brennet.

Als Doktor Faustus den Geist von diesen Dingen hatte reden gehört, ging er stillschweigend in seine Kammer, leget sich auf sein Bett, hub an, bitterlich zu weinen und zu seufzen, und betrachtete, wie der Teufel und verstoßene Engel von Gott so herrlich geziert war und wie er ein ewiges himmlisches Wesen und Wohnung gehabt hätte, wenn er nicht so trotzig und hochmütig wider Gott gewesen, und sprach: O weh mir, immer wehe, also wird es mir auch gehen, denn ich bin gleich so wohl ein Geschöpf Gottes und mein übermütig Fleisch und Blut hat mich an Leib und Seel in Verdammlichkeit gebracht, meine Vernunft und Sinn gereizt, daß ich als ein Geschöpf Gottes von ihm gewichen bin und mich dem Teufel mit Leib und Seele ergeben und verkauft habe. Darum kann ich auf keine Gnade mehr hoffen, sondern werde wie der Lucifer in die ewige Verdammnis und Wehe verstoßen. Ach wehe, immer wehe! O daß ich nie wäre geboren worden! Diese Klage führte Doktor Faustus, wollte aber keinen Glauben noch Hoffnung schöpfen, daß er durch Buß möchte zur Gnade Gottes gebracht werden; denn nimmer tun, ist eine große Buß. Hätte er sich darauf in der christlichen Gemein in die Kirche verfügt und der heiligen Lehre gefolget, dadurch also dem Teufel einen Widerstand getan, so wäre, ob er ihm schon den Leib hie hätte lassen müssen, dennoch die Seele erhalten worden. Aber er war in allen seinen Meinungen zweifelhaftig, ungläubig und keiner Hoffnung.

Ein Gespräch von der Hölle, Gehenna genannt, wie sie erschaffen und gestaltet sei, auch von der Pein darinnen.

Doktor Faustus hatte wohl immerdar eine Reu im Herzen und ein Bedenken, daß er sich seiner Seelen Seligkeit begeben und dem Teufel also um das Zeitliche zu eigen verlobt hatte, aber seine Reu war Kains und Judas Reu und Buß, denn der Teufel hatte ihn zu hart gefangen. Nahm sich wiederum für, ein Gespräch mit dem Geist zu halten. Fragte derwegen den Geist, was die Hölle sei? Zum andern, wie die Hölle be-

schaffen und erschaffen sei? Zum dritten, was für Wehe und Klagen der Verdammten in der Hölle sei? Zum vierten und letzten, ob der Verdammte wieder zur Hulde Gottes kommen könne und von der Höllen möchte erlöset werden? Dem gab der Geist auf keine Frage Antwort, und sprach: Herr Fauste, dein Fragen von der Höll und ihrer Wirkung magst du lieber unterlassen, denn wenn du gleich in den Himmel steigen könntest, wollte ich dich doch wieder in die Hölle hinunter stürzen, denn du bist mein und gehörest auch in diesen Stall. Darum, lieber Fauste, laß anstehen, viel von der Hölle zu fragen. Frage ein anders dafür, denn glaube mir, so ich dirs erzähle, wird es dich in solche Reu, Unmut, Nachdenken und Kümmernis bringen, daß du wolltest, du hättest die Frage unterwegen gelassen. Ist derhalben meine Meinung, du lassest es bleiben. Doktor Faustus sprach: Ich will es wissen oder will nicht leben. Du mußt mirs sagen. Wohlan, sagte der Geist, mir bringt es wenig Kummer. Du fragest, was die Hölle sei? Die Höll hat mancherlei Bild und Bedeutung: denn einmal wird die Hölle genannt elendig und durstig, da der Mensch zu keiner Erquickung und Labung kommen kann. Man sagt auch recht, daß die Hölle ein Tal genannt wird, so Jerusalem, das ist dem Thron des Himmels, darinnen die Einwohner des himmlischen Jerusalems sind und wohnen, weit entgegen liegt, also daß die Verdammten in der Tiefe des Tals immer wohnen müssen und die Höhe der Stadt Jerusalem nicht erreichen können. So ist die Hölle auch genannt die brennende Höll, da alles angehen und brennen muß, was dahin kommt, gleichwie ein Stein in einem feurigen Ofen. Obwohl der Stein vom Feuer glühend wird, so verbrennt oder verzehrt er sich dennoch nicht und wird nur härter davon; also wird die Seel des Verdammten immerdar brennen und sie doch das Feuer nicht verzehren können, sondern nur mehr Pein fühlen lassen. So heißt die Höll auch eine ewige Pein, die weder Anfang, Hoffnung, noch Ende hat; auch eine Finsternis, da man weder die Herrlichkeit Gottes, noch das Licht, Sonn oder Mond sehen kann. Also auch Confutatio, Damnatio und dergleichen, eine Verwerfung der Seelen: da sich der Mensch in eine solche Kluft und Tiefe selbst

hinab wirft, gleichwie einer, der auf einem Felsen oder Höhe geht und zu Tal herab sieht, daß ihm schwindelt. Es geht aber der Mensch, der verzweifelt ist, nicht dahin, daß er die Gegend besehen möchte; denn je höher er aufsteigt, je tiefer hinab muß er fallen. Also ist es auch mit den verdammten Seelen, die in die Hölle geworfen werden: je mehr einer sündiget denn der andere, je tiefer muß er hinunter fallen. Also mußt du es, Doktor Fauste, verstehen, dieweil du es hast haben wollen. Und merke, daß die Hölle ist: eine Hölle des Todes, eine Hitz des Feuers, eine Finsternis der Erden, eine Vergessung alles Guten, der Enden nimmermehr von Gott gedacht. Sie hat Marter und Wehe und ewig unerlöschlich Feuer, eine Wohnung aller höllischen Drachen, Würm und Ungeziefer, eine Wohnung der verstoßenen Teufel, ein Stank von Wasser, Schwefel und Pech und aller hitzigen Metalle. Und dies ist mein erster und anderer Bericht.

Zum dritten, so forderst du mich und willst von mir haben, dir einen Bericht zu tun, was für Wehe und Klage die Verdammten in der Höll haben oder haben werden. Es wird den Verdammten, wie ich oben mit allen Umständen erzählt habe, also begegnen: Die Hölle, der Frauen Bauch und die Erden werden nimmer satt, also wird kein Ende noch Aufhören nimmer da sein. Darauf werden sie zittern und weheklagen über ihre Sünde und Bosheit, auch über den verdammten und höllischen Greuel des Stanks. Da wird ein Rufen zu Gott sein mit Wehe, Zittern, Zagen, Winseln, Schreien, mit Schmerzen und Trübsal, mit Heulen und Weinen. Und es wird doch ein Wehe und Zittern viel größer und schwerer sein als das andere, und das daher, dieweil die Sünde ungleich, sind auch die Strafen ungleich. Die Verdammten werden auch klagen über die unleidliche Kälte, über das unauslöschliche Feuer, über die unerträgliche Finsternis, Gestank, über die ewige Ruten, über die Gesichter der Teufel, über die Verzweiflung alles Guten. Sie werden klagen mit weinenden Augen, Knirschen der Zähne, Jammern der Stimme, Zittern der Händ und Füß. Sie werden vor großen Schmerzen ihre Zungen fressen, sie werden sich den Tod wünschen und gerne sterben wollen, sie können aber

nicht; denn der Tod wird von ihnen fliehen, ihre Marter und Pein wird täglich größer und schwerer. Also, mein Herr Fauste, hast du hiemit die dritte Frage, die mit der ersten und andern übereinstimmt.

Du frageſt letzlich, ob die Verdammten wieder zur Hulde und Gnade Gottes kommen können? Darauf antworte ich, nein. Denn alle, die in der Hölle ſind, ſo Gott verſtoßen hat, die müſſen in Gottes Zorn und Ungnade ewig brennen, darinnen bleiben und verharren, da keine Hoffnung nimmermehr iſt. Es wird weder ihr Bitten, Anrufen noch Seufzen erhört werden, und wird ihnen ihr Gewiſſen aufwachen und immer unter die Augen ſchlagen: ſo werden ein Kaiſer, König, Fürſt, Graf und ſonſten Regenten klagen, wann ſie nur nicht tyranniſiert hätten und ſie im Leben nicht allen Mutwillen getrieben, ſo würden ſie zur Hulde Gottes kommen. Ein reicher Mann, wenn er nur nicht gegeizet hätte; ein Hochfärtiger, wenn er nur nicht Pracht getrieben; ein Ehebrecher und Buhler, wenn er nur nicht Unzucht, Ehebruch und Unkeuſchheit geübet; ein Weinſäufer, Freſſer, Spieler, Gotteslästerer, Meineidiger, ein Dieb, Straßenräuber, Mörder und dergleichen wird gedenken, wann ich nur meinen Bauch nicht täglich mit Üppigkeit, Wolluſt und Überfluß der Speis und Trank gefüllet, wenn ich nur nicht geſpielet, Gott geläſtert, einen Meineid getan, geſtohlen, geraubet, gemordt oder dergleichen Laſter getrieben hätte, ſo könnte ich noch Gnade hoffen. Aber meine Sünden ſind größer, denn daß ſie mir könnten vergeben werden; darum ich dieſe hölliſche, wohlverdiente Straf und Marter leiden, ewiglich verdammt ſein muß, und keine Huld bei Gott zu hoffen habe.

Darum ſollſt du, mein Herr Fauſte, wiſſen, daß die Verdammten werden in der Höllen liegen wie die Totenbein; der Tod und ihr Gewiſſen wird ſie nagen, ihr hart Zuverſicht und Vertrauen, ſo ſie zu Gott haben, wird nicht erhört, noch an ſie gedacht werden. Da iſt keine Hoffnung der Erlöſung vorhanden, ſo wenig ein Elephant oder Kameel durch ein Nadelöhr gehen kann und alle Tropfen des Regens gezählt werden mögen. Alſo kürzlich, mein Herr Fauſte, haſt du den vierten und letzten Bericht, und fragſt du mich ein andermal mehr

von solchen Dingen, so sollst du kein Gehör bei mir haben, denn ich bin dir solches zu sagen nicht schuldig, und laß mich nur mit solchen Fragen weiter zufrieden.

Doktor Faustus ging abermals ganz melancholisch vom Geist hinweg, ward gar verwirret und zweifelhaftig, gedacht jetzt da, dann dorthin und sann diesen Dingen Tag und Nacht nach. Aber es hatte kein Bestand bei ihm, sondern, wie oben gemeldet, hat ihn der Teufel zu hart besessen, verstockt, verblendt und gefangen. Zudem, wann er schon allein war und dem Wort Gottes nachdenken wollte, schmieget sich der Teufel in Gestalt einer schönen Frauen an ihn, halset ihn und trieb mit ihm all Unzucht, also daß er des göttlichen Worts bald vergaß und in den Wind schlug und in seinem bösen Fürhaben fortfuhr.

Folget nun der andre Teil dieser Historien von Fausti Abenteuern und andern Fragen.

Als Doktor Faustus auf sein Fragen von himmlischen Dingen vom Geist keine Antwort mehr bekommen konnte, mußt ers auch gut sein lassen. Fing demnach an, Kalender zu machen, ward also zur selben Zeit ein guter Astronomus oder Astrologus, gelehrt und erfahren von seinem Geist in der Sternkunst und im Weissagungen Schreiben; wie männiglich wohl bekannt, daß alles, was er geschrieben, unter den Mathematicis das Lob davon getragen. So stimmten auch seine Prophezeiungen, die er Fürsten und großen Herren dedizierte; denn er richtete sich nach seines Geistes Weissagungen und Deutungen zukünftiger Ding und Fäll. So lobte man auch seine Kalender und Almanach vor andern, denn er setzte nichts in den Kalender, es war denn also; und wann er setzte Nebel, Wind, Schnee, feucht, warm, Donner, Hagel, hat sichs also verlaufen. Es waren seine Kalender nicht wie etlicher unerfahrner Astrologen, so im Winter kalt und gefroren oder Schnee, und im Sommer in den Hundstagen warm, Donner oder Ungewitter setzen. Er machte auch in seinen Prophezeiungen Zeit und Stunde,

wann was Künftiges geschehen sollte, warnte eine jede Herrschaft besonders, als die jetzt mit Teurung, die andre mit Krieg, die dritte mit Sterben, und also fort.

Von des Himmels Lauf, Zierde und Ursprung.

Doktor Faustus durfte, wie vorgemeldt, den Geist von göttlichen und himmlischen Dingen nicht mehr fragen, denn er wußte, daß er hinfüro von dem Geist keine Audienz mehr würde erlangen, mußte derhalben fingieren und tun, als ob es zu der Astronomie oder Astrologie dienstlich sei und nötig zu wissen. Fragte den Geist hierauf, wie folget: nämlich von des Himmels Lauf, Zierd und Ursprung, das sollt er ihm berichten. Mein Herr Fauste, sagt der Geist: Der Gott, der dich erschaffen hat, hat auch die Welt und alle Elemente unter dem Himmel erschaffen. Denn Gott machte anfänglich den Himmel aus dem Mittel des Wassers und teilte die Wasser vom Wasser und hieß das Firmament den Himmel. So ist der Himmel kuglig und beweglich, von Wasser geschaffen, zusammen gefüget und also befestiget, wie Krystall; darinnen sind geheftet die Gestirn, und wird der Himmel so schnell umgewälzt, daß die Welt zerbräche, wo es die Planeten mit ihrem Gang nicht verhinderten. Innerhalb des Firmaments sind die sieben Planeten, als Saturnus, Jupiter, Mars, Sol, Venus, Mercurius und Luna; und wird die Welt in vier Teil geteilet, als Feuer, Luft, Erden und Wasser, daraus ein jeglicher Himmel sein Materie und Eigenschaft nimmt, nämlich in dem obersten Himmel ist die Wärme und das Licht von wegen Nähe der Sonnen, der mittlere ist luftig und der unterst, wo ihn der Schein des Glanzes nicht erreichen kann, ist kalt und dunkel. In dieser dunkeln Luft wohnen wir Geister und Teufel, und sind in dieser dunkeln Luft Stürme, Donner, Schlag, Hagel, Schnee und dergleichen, daher wir denn die Zeit des Jahres und die Witterung wissen können.

Doktor Fausto wurden alle höllischen Geister in ihrer Gestalt fürgestellet, darunter sieben Fürnehmste mit Namen genannt.

Doktor Fausti Fürst und rechter Meister kam zu Doktor Fausto und wollte ihn besuchen. Doktor Faustus erschrak nicht

wenig vor seiner Greulichkeit; denn unangesehen, daß es im Sommer war, so ging eine solch kalte Luft vom Teufel aus, daß Doktor Faustus vermeinte, er müßte erfrieren. Der Teufel, so sich Belial nannte, sprach: Doktor Fauste, um Mitternacht, als du erwachtest, habe ich deine Gedanken gesehen, daß du gern etliche der fürnehmsten höllischen Geister sehen möchtest. So bin ich mit meinen fürnehmsten Räten und Dienern erschienen, daß du sie auf dein Begehren besichtigen solltest. Doktor Faustus antwortet: Wohlan, wo sind sie nun? Draußen, sagt Belial.

Belial aber erschien Doktor Fausto in Gestalt eines zottigen und ganz kohlschwarzen Bären, nur daß seine Ohren ihm aufrecht stunden, und waren die Ohren und Rüssel ganz brennend rot, und hatte er große, schneeweiße Zähne und einen langen Schwanz, drei Ellen lang ungefährlich und am Hals drei fliegender Flügel. Also kam zu Doktor Fausto ein Geist nach dem andern in die Stuben, da sie nicht alle sitzen kunnten. Der Belial aber zeigte Doktor Fausto einen nach dem andern, wer sie wären und wie sie genannt würden. Es gingen aber erstlich hinein sieben fürnehme Geister, als Lucifer, Doktor Fausti rechter Herr, dem er sich verschrieben, in Gestalt eines Manns hoch, und war haarig und zottig, in einer Farb wie die roten Eichhörnlein sind, den Schwanz ganz über sich habend, wie die Eichhörnlein. Darnach der Beelzebub, der hatte ein fleischfarbens Haar und einen Ochsenkopf mit zweien erschrecklichen Ohren, auch ganz zottig und haarig, mit zweien großen Flügeln und so scharf wie die Disteln im Felde, halb grün und gelb, allein daß über den Flügeln Feuerströme heraus flogen, hatte einen Kühschwanz. Asteroth, dieser kam hinein in Gestalt eines Wurms und ging auf dem Schwanz aufrecht hinein, hatte keinen Fuß. Der Schwanz hatte ein Farb wie die Blindschleichen, der Bauch war gar dick, oben hatte er zween kurzer Füß, gar gelb, und der Bauch ein wenig weiß und gelblicht, der Rücken ganz kastanienbraun, eines Fingers lang spitzige Stacheln und Borsten daran, wie ein Igel. Darnach kam Satanas, ganz weiß und grau und zottig, und hatte einen Eselskopf und doch den Schwanz wie ein Katzenschwanz und Klauen einer

Ellen lang. Anubis, dieser hatte einen Hundskopf, schwarz und weiß, im Schwarzen weiße Tüpfel und im Weißen schwarze. Sonsten hatte er Füß und hangende Ohren wie ein Hund. Er war vier Ellen lang. Nach diesem Dythicanus, war auch bei einer Ellen lang, sonsten gestaltet wie ein Vogel und Rebhuhn, allein der Hals war grün und schattiert. Der letzte war Drachus, mit vier kurzen Füßen, gelb und grün, der Leib oben braun, wie blau Feuer, und der Schwanz rötlicht.

Diese sieben, mit dem Belial, ihrem Anführer, acht, waren also mit gemeldten Farben gekleidet. Die andern erschienen auch gleicher Gestalt, wie die unvernünftigen Tier, als wie die Schwein, Rehe, Hirschen, Bären, Wölfe, Affen, Biber, Büffel, Böck, Geißen, Eber und dergleichen. Doktor Faustus verwunderte sich sehr ob dem und fragte die sieben Umstehenden, warum sie nicht in anderer Gestalt erschienen wären. Sie antworteten ihm, daß sie sich in der Hölle anders nicht verändern könnten. Darum seien sie höllische Tier und Würm, wiewohl sie greulicher und scheußlicher seien, denn hier; jedoch könnten sie beides, Menschen Gestalt und Gebärd, an sich nehmen, wie sie wollten. Doktor Faustus sagte hierauf, es wäre genug, wann sie sieben da wären, und bat, den andern Urlaub zu geben. Das geschah. Darauf begehrte Faustus, sie sollten ihm eine Prob sehen lassen. Das ward ihm gewähret, und also veränderte sich einer nach dem andern in aller Tier Gestalt, auch wie die großen Vögel, Schlangen und kriechenden Tier, vier- und zweifüßige. Das gefiel Doktor Fausto wohl und fragte, ob ers auch könnte. Sie sagten ja und warfen ihm ein Zauberbüchlein dar, er sollte seine Prob auch tun. Das tat er. Als sie nun wollten Urlaub nehmen, konnte Doktor Faustus nicht umhin, sie zu fragen, wer denn das Unziefer erschaffen hätte? Sie sagten, nach dem Fall des Menschen sei auch erwachsen das Unziefer, damit es den Menschen plagen und Schaden tun soll. So können wir uns ebensowohl in mancherlei Unziefer verwandeln, als in andere Tiere. Doktor Faustus lacht und begehrt, solches zu sehen. Das geschah. Als sie nun vor ihm verschwunden, da erschien in des Doktor Fausti Gemach oder Stuben allerlei Unziefer, als Ameisen, Blutegel, Kühfliegen, Grillen, Heuschrecken, also daß

sein ganzes Haus voller Unziefer ward. Sonderlich aber war er über dies erzürnt, verdrossen und unwillig, daß unter anderm Unziefer ihn auch etlichs plagte, als: die Ameisen beseichten ihn, die Bienen stachen ihn, die Mücken fuhren ihm in das Angesicht, die Flöhe bissen ihn, die Immen, die flogen um ihn, daß er zu wehren hatte, die Läus vexierten ihn auf dem Kopf und Hemd, die Spinnen fuhren auf ihn herab, die Raupen krochen auf ihn, die Wespen stachen ihn. In Summa, er ward allenthalben so mit Unziefer geplagt, daß er mit Recht sagte: Ich glaube, daß ihr alle junge Teufel seid. Derhalben Doktor Faustus in der Stuben nicht bleiben konnte. Sobald er aber aus der Stuben ging, da hatte er keine Plage noch Unziefer mehr an sich, und verschwanden alle stracks darauf zugleich miteinander.

Wie Doktor Faustus in die Höll gefahren.

Doktor Faustus war auf das achte Jahr kommen und war die Zeit des meisten Teils mit Forschen, Lernen, Fragen und Disputieren umgangen. Während dem träumte oder graute ihm aber vor der Hölle. Er fordert also seinen Diener, den Geist Mephostophilem, er sollte ihm seinen Herrn Belial oder Luzifer kommen lassen. Sie schickten ihm aber einen Teufel, der nannte sich Beelzebub unter dem Himmel; der fragte Doktor Faustum, was sein Begehren oder Anliegen wäre? Ob er nicht vermöchte, daß ihn ein Geist in die Höll hinein führte und wieder heraus, daß er der Höllen Fundament und Eigenschaft, auch Substanz könnte sehen. Ja, antwortet ihm Beelzebub, um Mitternacht will ich kommen und dich holen.

Als es nun in der Nacht und stockfinster war, erschien ihm Beelzebub und hatte auf seinem Rücken einen Sessel aus Totenbeinen, rings herum ganz zugeschlossen. Darauf saß Doktor Faustus und fuhr also davon. Nun höret, wie ihn der Teufel verblendet und ein Affenspiel macht, daß er nicht anders gemeint, denn er sei in der Hölle gewesen. Er führte ihn in die Luft, darob Doktor Faustus entschlief, als wenn er in einem warmen Wasser oder Bad säße. Bald darnach kommt er auf einen hohen Berg, daraus Schwefel, Pech und Feuerstrahlen

schlugen, und mit solchem Ungestüm und Prasseln, daß Doktor Faustus darob erwachte. Der teufelische Wurm schwang sich in solche Kluft hinein mit Doktor Fausto. Faustus aber, wie heftig es auch brannte, empfand kein Hitze noch Brunst, sondern nur ein Lüftlein, wie im Maien oder Frühling. Er hörte auch darauf allerlei Instrumenta, deren Klang ganz lieblich war, und konnte doch, so hell das Feuer war, kein Instrument sehen. So durfte er auch nicht fragen, wie es damit eine Gestalt hätte, denn ihm solches zuvor ernstlich verboten war, daß er nicht fragen noch reden soll.

Als Doktor Faustus noch weiter in die Kluft hinab kam, da sah er um sich herum nichts, denn lauter Unziefer und Schlangen schweben. Die Schlangen aber waren unsäglich groß. Ihm kamen darauf fliegende Bären zu Hilf, die rangen und kämpften mit den Schlangen und siegten ob, also daß er sicher und besser hindurch kam. Und wie er nun weiter hinab kommt, sah er einen großen geflügelten Stier aus einem alten Tor oder Loch herausgehen, der lief ganz zornig und brüllend auf Doktor Faustum zu und stieß so stark an seinen Stuhl, daß sich der Stuhl zugleich mit dem Wurm und Fausto umgewendet. Doktor Faust fiel vom Stuhl in die Kluft immer tiefer hinunter, mit großem Zeter und Wehgeschrei; denn er dachte, nun ist es mit mir aus, weil er auch seinen Geist nicht mehr sehen konnte. Doch erwischt ihn letzlich im Hinunterfallen ein alter, runzlichter Affe, der hielt und errettet ihn. Indem überzog die Höllen ein dicker, finstrer Nebel, daß er eine Weil gar nichts sehen konnte. Darnach tat sich eine Wolken auf, daraus zween großer Drachen stiegen und einen Wagen zogen, darauf der alte Aff Doktor Faustum setzte. Nun folget etwan ein viertel Stund lang eine dichte Finsternis, also daß Doktor Faustus weder den Wagen noch die Drachen sehen konnte; dabei fuhr er immerfort hinunter. Aber sobald dieser dichte, stinkende und finstere Nebel verschwand, sah er seine Roß und Wagen wiederum. Doch aus der Luft herab schossen auf Doktor Faustum soviel Strahlen und Blitze, daß der Keckest, will geschweigen Doktor Faustus, erschrecken und zittern müssen. Indem kommt Doktor Faustus auf ein groß und ungestüm Wasser, in das senken sich die Drachen hinunter.

Er empfand aber kein Wasser, sondern große Hitz und Wärme, und schlugen die Ströme und Wellen auf Doktor Faustum zu, daß er Roß und Wagen verlor und immer tiefer und tiefer fiel, bis er endlich im Fallen an den Rand einer tiefen Kluft gelangte. Darauf saß er halbtot nieder und sah um sich, konnte aber niemand sehen noch hören. Er sah immer in die Kluft hinein, darob ein Lüftlein sich zeigte; um sich sah er Wasser. Doktor Faustus dachte: Nun, was muß' du tun, dieweil du von den höllischen Geistern verlassen bist? Entweder du mußt dich in die Kluft oder in das Wasser stürzen oder hie oben verderben. Indem erzürnet er sich darob und sprang also in einer rasenden, unsinnigen Furcht in das feurige Loch hinein und sprach: Nun, ihr Geister, so nehmet mein wohlverdientes Opfer an, so meine Seel verursacht hat. Indem er sich also überzwerchs hineingestürzt hat, ward so ein erschrecklich Klopfen und Getümmel gehört, davon sich Berg und Felsen erschütterten, daß er vermeinte, es seien lauter große Geschütz abgangen. Als er nun auf den Grund kam, sah er im Feuer viel stattlicher Leut, Kaiser, Könige, Fürsten und Herrn; item viel tausend geharnischte Kriegsleut. Am Feuer floß ein kühles Wasser, davon etliche tranken und sich erlabten und badeten; etliche liefen vor Kühle in das Feuer, sich zu wärmen. Doktor Faustus trat in das Feuer und wollte eine Seel der Verdammten ergreifen; und als er vermeinte, er hätt sie in der Hand, verschwand sie ihm wiederum. Er konnte aber vor Hitze nicht länger bleiben, und als er sich umsah, siehe, so komm' sein Drach oder Beelzebub mit seinem Sessel wieder. Saß also darauf und fuhr wieder in die Höhe; denn er konnte vor dem Donner, Ungestüm, Nebel, Schwefel, Rauch, Feuer, Frost und Hitz in die Länge nicht verharren, sonderlich da er gesehen hatte das Zetergeschrei, Wehe, Zähneklappen, Jammer und Pein.

Doktor Faustus war nun eine gute Zeit nicht daheim gewesen, und sein Famulus meinte nicht anders, weil er die Höll hätt begehrt zu sehen, er werde mehr gesehen haben, denn ihm lieb sei und ewig außen bleiben. Indem kommt Doktor Faustus in der Nacht wiederum zu Haus, und weil er seithero auf dem Sessel geschlafen, wirft ihn der Geist also schlafend in sein Bett

hinein. Als aber der Tag herbeikam und Doktor Faustus erwachte und das Licht des Tages sah, ward ihm nicht anders, als wenn er eine Zeitlang in einem finstern Turm gesessen wäre, da er zuvor nichts als Feuerströme und den Glanz des Feuers gesehen hatte. Im Bett liegend dachte er der Höllen also nach: einmal nahm er gewißlich an, er wäre drinnen gewesen und hätte es gesehen, ein andermal zweifelt er darob und hätte ihm der Teufel nur ein Gaukelwerk für die Augen gemacht, wie auch wahr ist. Denn er hatte die Höll noch nicht recht gesehen, er würde sonsten nicht darein begehrt haben.

Diese Historiam und Geschicht, was er in der Hölle und Verblendung gesehen, hat er, Doktor Faustus, selbst aufgeschrieben und ist nach seinem Tod solch Schreiben in einem Buch verschlossen liegend bei ihm gefunden worden.

Wie Doktor Faustus in das Gestirn hinauf gefahren.

Diese Geschicht hat man auch bei ihm gefunden, so mit seiner eignen Hand konzipieret und aufgezeichnet worden, welches er seiner guten Gesellen einem, dem Jonas Viktor, Medicus zu Leipzig, geschrieben, welches Schreibens Inhalt war, wie folgt:

Insonders lieber Herr und Bruder, wie ihr, weiß auch ich mich noch zu erinnern unsers Schulgangs von Jugend auf, da wir zu Wittenberg miteinander studierten, und ihr euch anfänglich der Medizin, Astronomie, Astrologie und Geometrie beflissen, wie ihr dann auch ein guter Physikus seid, ich aber euch ungleich war, und wie ihr wohl wißt, Theologie studierte. Doch bin ich euch nun in eurer Kunst noch gleich worden, da ihr mich etlicher Sachen halber um Rat gefragt. Dieweil ich euch nun, wie ich aus euerm Dankschreiben vernommen, nie nichts geweigert hab, noch zu berichten versagt, bin ich auch dessen noch erbötig und sollet mich auch allzeit also finden und heimsuchen. Für Ruhm und Lob, so ihr mir zumeßt und gebt, tu ich mich gleichfalls bedanken, nämlich daß meine Kalender und Prophezeiungen so weit in das Lob kommen, daß nicht geringe Privatpersonen oder gemeine Bürgerschaft, sondern Fürsten, Grafen und Herren meinen Prophezeiungen nach-

fragen, dieweil alles, was ich gesetzt und geschrieben, also wahrhaftig soll übereinstimmen. In euerm Schreiben meldet ihr auch bittweis von meiner Himmelfahrt unter das Gestirn, so ihr, wie ihr mir schreibt, erfahren, euch zu berichten, ob dem also sei oder nicht, da euch solches ganz unmöglich dünkt, so es doch einmal geschehen ist; ihr auch dabei setzet, es müsse etwan durch den Teufel oder Zauberei geschehen sein. Es sei dem aber wie ihm wolle, so ist es geschehen, und zwar solcher Gestalt, wie ich euch auf euer Bitt nachfolgends berichte.

Als ich einmal nicht schlafen konnte und daneben an meine Kalender und Prophezeiungen gedachte, und wie doch das Firmament am Himmel möge beschaffen sein; siehe, so hört ich ein ungestüm Brausen und Wind meinem Haus zugehen, der mein Laden und Kammertür alles aufschlug, darob ich nicht wenig erschrak. Indem hörte ich eine brüllende Stimm, die sagt: Wohlauf, deines Herzens Lust, Sinn und Begierlichkeit wirst du sehen. Darauf sagt ich: Wann dies zu sehen ist, so ich erst gedacht und diesmal meine größte Begierde ist, so will ich mit. Er antwortete wieder: So schaue zum Laden heraus, so wirst du die Fuhr sehen. Das tat ich und sah einen Wagen mit zweien Drachen herab fliegen, der war ganz feurig. Da aber der Mond dasselbige Mal am Himmel schien, konnte ich auch meine Roß und Wagen besehen. Diese Würm waren an den Flügeln braun und schwarz mit weißgesprenkelten Tüpfeln, der Rücken auch also; der Bauch, Kopf und Hals grünlicht, gelb und weißgesprenkelt. Die Stimm schrie wieder: So sitz auf und fahr ab! Ich sagt: Ich will dir folgen, wenn ich nach allen Umständen fragen darf. Ja, antwortete die Stimm, es sei dir diesmal erlaubt. Darauf stieg ich auf das Fensterbrett, sprang auf meine Kutschen und fuhr davon. Die fliegenden Drachen führten mich empor; der Wagen hatte auch vier Räder und die rauschten, als wenn ich auf dem Lande führe, und gaben im Umherlaufen immer Feuerströme von sich. Je höher ich aber kam, je finsterer war die Welt und deuchte mich nicht anders, als wenn ich vom hellen Sonnentag in ein finsters Loch führe. Sah also vom Himmel herab in die Welt. In solchem Fahren rauschte mein Geist und Diener daher und

sitzt zu mir auf den Wagen. Ich sagte zu ihm: Mein Mephostophiles, wo muß ich nun hinaus? Das laß dich nicht kümmern, sprach er, und fuhr also noch höher hinauf. Nun will ich euch erzählen, was ich gesehen hab; denn am Dienstag fuhr ich aus und kam am Dienstag wieder zu Haus; das waren acht Tag, darinnen tat ich nie kein Schlaf, war auch kein Schlaf in mir, und fuhr ganz unsichtbar. Als es nun am Morgen Tag und hell ward, sagt ich zu meinem Geist Mephostophili: Lieber, wie weit sind wir schon gefahren? Du kannst das wissen. Mephostophiles sagt: Mein Fauste, glaub mir, daß du bishero schon 47 Meilen in die Höhe gefahren bist. Darnach sah ich am Tag herab auf die Welt, da sah ich viel Königreich, Fürstentümer und Wasser, also daß ich die ganze Welt, Asiam, Aphricam und Europam genugsam sehen konnte. Und in solcher Höhe sagt ich zu meinem Diener: So weise und zeige mir nun an, wie dies und das Land und Reich genannt wird. Das tat er und sprach: Siehe, dies auf der linken Hand ist das Ungerland. Item, dies ist Preussen, dort drüben ist Sicilien, Polen, Dennmarck, Italia, Teutschland. Aber morgen wirst du sehen, Asiam, Aphricam, item Persiam und Tartarei, Indiam, Arabiam. Am dritten Tag sah ich in die große und kleine Türkei, Persiam, Indiam und Aphricam. Vor mir sah ich Konstantinopel, und im Persischen und Konstantinopolitanischen Meer sah ich viel Schiff und Kriegsheer hin und wider schweben und fahren. Es war mir aber Konstantinopel anzusehen, als wenn kaum drei Häuser da wären und die Menschen als einer Spannen lang. Ich fuhr im Juli aus, war gar warm; wandte auch mein Gesicht jetzt hier, jetzt dorthin, gegen Aufgang, Mittag, Niedergang und Mittnacht, da es dann an einem Ort regnete, an dem andern donnerte; hie schlug der Hagel, am andern Ort war es schön. Sah auch endlich alle Ding, die in der Welt sich zutrugen. Als ich nun acht Tage in der Höhe war, sah ich hinauf von ferne, daß der Himmel so schnell fuhr und sich wälzte, als wenn er in tausend Stücke zerspringen oder die Welt zerbrechen wollte. Auch war der Himmel so hell, daß ich nicht weiter hinaufsehen konnte, und so hitzig, daß ich hätt verbrennen müssen, wenn mein Diener keine Luft gemacht hätte. Das Gewölke, so wir unten in der

Welt sehen, ist so fest und dicht wie eine Mauer und Felsen, klar wie Krystall, und der Regen, so davon kommt, ist so klar, daß man sich darinnen besehen kann. So bewegt sich das Gewölk am Himmel so kräftig, daß es immer läuft, von Osten bis gen Westen; nimmt auch das Gestirn, Sonn und Mond mit sich. Daher kommt, daß sie vom Aufgang zum Niedergang läuft, und deuchte mich die Sonne bei uns kaum größer denn ein Faßboden. Sie war aber größer denn die ganze Welt, denn ich konnte kein End daran sehen. So muß der Mond zur Nacht, wenn die Sonne untergehet, das Licht davon empfangen, darum scheint er zur Nacht so hell. Ich sah also mehr denn ich begehrte. Der Sterne einer war größer denn die halbe Welt, ein Planet so groß als die Welt, und wo die Luft war, da waren die Geister unter dem Himmel. Im Herabfahren sah ich auf die Welt, die war wie der Dotter im Ei; und deuchte mich, die Welt wäre nicht einer Spannen lang, und das Wasser war zweimal breiter anzusehen. Also am achten Tag zur Nacht kam ich wieder zu Haus und schlief drei Tag nacheinander. Richtete hernach alle meine Kalender und Prophezeiungen darnach. Dies hab ich euch auf euer Begehren nicht verhalten wollen, und besehet nun euere Bücher, ob dem nicht also sei und seid von mir freundlich gegrüßet.

Doktor Faustus der Gestirnseher.

Doktor Fausti dritte Fahrt in etliche Königreich und Fürstentümer, auch fürnehmste Länder und Städte.

Doktor Faustus nimmt sich im sechzehnten Jahr eine Reis oder Pilgerfahrt für und befiehlt also seinem Geist Mephostophili, daß er ihn, wohin er begehre, leite und führe. Derhalben sich Mephostophiles zu einem Pferde verkehret und veränderte; doch hatte er Flügel wie ein Strauß, und fuhr also, wohin ihn Doktor Faustus hinlenkte. Faustus durchreisete und durchwandelte manch Fürstentum, als das Land Österreich, Germaniam, Böhmen, Schlesien, Sachsen, Meißen, Thüringen, Frankenland, Schwabenland, Bayerland, Littauen, Lievland, Preußen, Moskowiterland, Friesland, Holland, Westfalen, Seeland, Brabant, Flandern, Frankreich, Hispaniam, Portugal,

Welschland, Polen, Ungarn und wieder nach Thüringen. War fünfundzwanzig Tag außen, darinnen er nicht viel sehen konnte, wozu er Lust hatte. Derhalben fuhr er wiederum fort und ritt auf seinem Pferde aus und kam gen Trier. Sah daselbst die Kirche, darinnen Simeon und der Bischof Popo begraben worden; welche aus unglaublich großen Steinen, mit Eisen zusammengefüget, gemacht ist. Darnach wendet er sich gen Paris in Frankreich, und gefielen ihm die Studia und hohe Schul gar wohl. Was nun dem Faustо für Städt und Landschaften in Sinn fielen, die durchwandert er; als unter andern auch Mainz, da der Main in den Rhein fleußt. Er säumt sich aber da nicht lang und kam nach Kampanien, in die Stadt Neapolis, darinnen er unsäglich viel Klöster und Kirchen gesehen und so große, hohe und herrliche gezierte Häuser, daß er sich darob verwunderte. Dabei liegt ein Berg, Vesuvius genannt, der voller Weingärten, Ölbäum und etlicher anderer fruchtbarer Bäume; und solchen Wein, den man den griechischen Wein nennet, so herrlich und gut. Bald fiel ihm Venedig ein; verwunderte sich, daß es rings herum im Meer lag, und daß in einer solchen Stadt, da schier gar nichts wächst, dennoch ein Überfluß ist. Weiter kam er gen Rom, welches liegt bei einem Fluß, Tiberis genannt, so mitten durch die Stadt fleußt. Dabei liegt des Papst Palast, welcher herrlich mit einem schönen Lustgarten umfangen; die Kirche dabei, darinnen allerlei Heiltümer, wird Lateran genannt, welche auch gewiß eine köstliche und berühmte Kirche in der Welt ist. Desgleichen sah er viel heidnische zerstörte Tempel. Er kam auch unsichtbar vor des Papsts Palast; da sah er viel Diener und Hofschranzen und was Gerichte und Speisen man dem Papst auftrug, und so überflüssig, daß Doktor Faustus darnach zu seinem Geist sagte: Pfui, warum hat mich der Teufel nicht auch zu einem Papst gemacht. Doktor Faustus sah auch darinnen alle seines gleichen, als Übermut, Stolz, Hochmut, Vermessenheit, Fressen, Saufen, Hurerei, Ehebruch und alles gottlose Wesen des Papsts und seines Geschmeiß, also, daß er hernach weiters sagte: Ich meint, ich wäre ein Schwein oder Sau des Teufels, aber er muß mich noch länger aufziehen. Diese Schwein zu Rom sind gemästet

und alle zeitig zu braten und zu kochen. Und dieweil er viel von Rom gehört, ist er mit seiner Zauberei drei Tag und Nacht unsichtbar in des Papsts Palast blieben, und hat der gute Herr Faustus seithero nicht mehr viel guts gessen noch getrunken. Also stund er einmal unsichtbar vor dem Papst: wann der Papst essen wollte, so machte er ein Kreuz vor sich, so oft das geschah, blies Doktor Faustus ihm in das Angesicht. Einmal lachte Doktor Faustus, daß mans im ganzen Saal hörte, dann weinte er, als wenn es ihm ernst wäre, und wußten die Aufwärter nicht, was das war. Der Papst beredete das Gesinde, es wäre eine verdammte Seele und betete um Ablaß und legte ihr Buße auf. Doktor Faustus lachte darob und gefiel ihm solche Verblendung wohl. Als aber die letzten Gerichte und Speisen auf des Papstes Tisch kamen und ihn, Doktor Faustum, hungerte, hub er seine Hand auf, und alsbald flogen ihm Gerichte und Speisen mitsamt der Schüssel in die Hand, und verschwand also damit, samt seinem Geist, auf einen Berg zu Rom, Kapitolium genannt. Da aß er mit Lust. Er schickte auch seinen Geist wieder dahin, der mußte ihm den besten Wein von des Papstes Tisch bringen, samt den silbernen Bechern und Kannen. Da nun der Papst solches alles gesehen, was ihm geraubt worden, hat er in derselbigen Nacht mit allen Glocken zusammenläuten lassen, auch Meß und Fürbitt für die verstorbene Seel halten lassen und den Faustum oder die verstorbene Seel in das Fegfeuer condemniert und verdammt.

Als es nun Mittnacht ward, und Faustus sich von solcher Speis gesättigt hatte, ist er mit seinem Geist wiederum in die Höhe aufgeflogen und gen Mailand kommen, welches ihn eine gesunde Wohnung deuchte; denn es zeigt sich daselbst keine Hitze, auch sind da frische Wasser und sieben gar schöne Seen.

Florenz besichtigte er auch und wunderte sich dieses Bistums, der künstlichen Zierd von schönen Schwibbogen und Gewölben, des schönen gezierten Baumgartens zu Santa Maria. Von Florenz wandte er sich gen Köln, am Rheinstrom gelegen. Darinnen ist ein Stift, das hohe Stift genannt, da die drei Könige, so den Stern Christi gesucht, begraben liegen. Als Doktor Faustus solches sah, sagte er: O ihr guten Männer,

wie seid ihr so irr gereiset, da ihr solltet gen Bethlehem in Judäa ziehen und seid hieher kommen; oder seid vielleicht nach euerm Tod ins Meer geworfen, in den Rheinstrom geflößt und zu Köln aufgefangen und allda begraben worden. Dort ist auch der Teufel zu Sankt Ursula mit den elftausend Jungfrauen. Sonderlich gefiel ihm da die Schönheit der Weiber.

Nicht weit davon liegt die Stadt Aachen, ein Stuhl des Kaisers. In dieser Stadt ist ein ganz marmelsteinerner Tempel, so der große Kaiser Karolus soll gebaut haben und geordnet, daß alle seine Nachkommen die Kron darinnen empfangen sollen. Von Köln und Aachen wandte er sich wieder ins welsche Land gen Genf; kam auch gen Straßburg und Konstanz, da eine schöne Brücken ist von der Stadtpforten über den Rhein gemacht. Dieser See, sagte der Geist zu Fausto, ist 20000 Schritt lang und 15000 Schritt breit und hat diese Stadt von dem Konstantino den Namen empfangen. Von Konstanz gen Ulm, und als er von Ulm aus mit seinem Geist in die Höhe kam, sah er von ferne viel Landschaften und Städte, darunter auch eine große Stadt und dabei ein großes und festes Schloß. Dahin lenkte er, und war es Würzburg, die bischöfliche Hauptstadt in Franken, daneben der Fluß Main herfleußt. Da wächst guter, starker, wohlschmeckender Wein und auch Getreide. Von dannen ist er gen Nürnberg kommen; da sagte ihm der Geist unterwegen: Fauste, wisse, daß Nürnberg, der Name, von Claudius Tiberius Nero entspringt und von Nero Nürnberg genannt worden. Darinnen sind zwei Pfarrkirchen, Sankt Sebald, der da begraben liegt, und Sankt Lorenz Kirchen; darinnen hängt des Kaisers Zeichen, als Mantel, Schwert, Zepter, Apfel und Kron des großen Kaisers Karoli. Es hat auch drinnen einen schönen, übergüldten Brunnen, der schön Brunn genannt, so auf dem Markt steht; darinnen ist oder soll sein der Speer, so Longinus Christo in die Seiten gestochen, und ein Stück vom heiligen Kreuz. Diese Stadt hat 528 Gassen, 116 Schöpfbrunnen, 4 großer und 2 kleiner Schlaguhren, 6 großer Tor und 2 kleiner Törlein, 11 steinerne Brücken, 13 Badstuben, 10 Kirchen, darin man predigt. In der Stadt hat es 68 Mühlräder, so das Wasser treibt, 2 große Ringmauern und tiefe Gräben, 380 Türme,

10 Apotheken, 68 Wächter, 24 Häscher, 9 Stadtknecht, 10 Doktores in Jure und 14 in Medicina.

Darnach ist er kommen gen Augsburg, Regensburg und gen München ins Bayerland, ein recht fürstlich Land. Diese Stadt ist neu anzusehen mit schönen weiten Gassen und wohlgezierten Häusern. Von München aus gen Salzburg, eine bischöfliche Stadt, im Bayerland liegend. Diese Gegend hat Weiher, Bühel, Seen, Berge, davon sie Geflügel und Wildbret bekommen. Von Salzburg gen Wien in Österreich. Diese Stadt hat einen großen weiten Graben und ist wohl befestigt; die Häuser sind gemeiniglich all gemalt. Zum Weinlesen braucht man 1200 Pferd, so hat diese Stadt auch weite unergründliche Keller, die Gassen mit harten Steinen, die Häuser mit hellen Gemachen und Stuben und sonst mit allerlei Zierden. Von Wien reisete er gen Prag und von Prag gen Krakau, und als er da etliche Tage geruhet, begibt er sich wieder in die Höhe, gen Orient zu, und reiset durch viel Königreich, Städt und Landschaften und kam gen Konstantinopel, allda der türkische Kaiser Hof hält. Diese Stadt ist mit weiten Zinnen, Türmen und Gebäuden geziert, daß mans wohl neu Rom nennen mag. Doktor Faustus besah etliche Tage des türkischen Kaisers Macht, Gewalt, Pracht und Hofhaltung, und auf einen Abend, als der türkische Kaiser bei der Tafel saß und aß, machte ihm Doktor Faustus ein Affenspiel und Abenteuer; denn in des türkischen Kaisers Saal herum gingen große Feuerströme, daß ein jeglicher zulief zu löschen; und hub es an zu donnern und zu blitzen. Er verzauberte auch den türkischen Kaiser so sehr, daß er weder aufstehen, noch man ihn von dannen tragen konnte. Indem wurde der Saal so hell, als wenn die Sonnen darin wohnete, und Doktor Fausti Geist trat in Gestalt, Zierd und Schmuck eines Papstes vor den Kaiser und spricht: Gegrüßet seist du, Kaiser, der da so gewürdiget, daß ich, dein Mahomet vor dir erscheine. Mit solchen Worten verschwand er. Der Kaiser fiel nach dieser Bezauberung auf die Knie nieder, rief also seinen Mahomet an, lobt und preist ihn, daß er ihn so gewürdiget und vor ihm erschienen wäre. Am andern Tage fuhr Doktor Faustus in des Kaisers Schloß ein, darinnen er seine Weiber hat, und niemand

daselbst innen wandeln darf, als verschnittene Knaben, so dem Frauenzimmer aufwarten. Dieses Schloß verzauberte er mit einem solchen dichten Nebel, daß man nichts sehen konnte. Doktor Faustus, wie zuvor sein Geist, nahm solche Gestalt und Wesen an und gab sich für den Mahomet aus und wohnet also sechs Tag in diesem Schloß; und war auch der Nebel so lang da, als er da wohnete. Er aß, trank, war gutes Muts und hatte seine Wollust, und nachdem er solches vollbracht, fuhr er im Ornat und Zierde eines Papstes in die Höhe, daß ihn männiglich sehen konnte. Als er nun wiederum hinweg, und der Nebel vergangen war, hat sich der Türk in das Schloß verfüget, seine Weiber gefordert und gefragt, wer allda gewesen wäre, daß das Schloß so lang mit einem Nebel umgeben gewesen. Sie berichteten ihm, es wäre der Gott Mahomet gewesen, und wie er zur Nacht die und die gefordert, sie beschlafen und gesaget, es würde aus seinem Samen ein groß Volk und streitbare Helden entspringen. Der Türk nahm solches für ein groß Geschenk an, daß er ihm seine Weiber beschlafen, fraget auch hierauf die Weiber, ob er auch eine gute Prob, als er sie beschlafen, bewiesen, und ob es menschlicherweise wäre zugangen? Ja, antworteten sie, es wäre also zugangen: er hätte sie geliebet, umhalset und wäre mit dem Werk wohl staffieret, sie wollten solches alle Tage annehmen. Die Priester beredeten den Türken, er sollte es nicht glauben, daß es der Mahomet wäre, sondern ein Gespenst. Die Weiber aber sagten, es sei ein Gespenst oder nicht, er hätte sich freundlich zu ihnen gehalten und zur Nacht einmal oder sechs seine Prob meisterlich bewiesen und wäre in Summa wohl staffieret. Solches machte dem türkischen Kaiser viel Nachdenkens, daß er in großem Zweifel stund.

Doktor Faustus wendete sich gegen Mitternacht zu in die große Hauptstadt Alkair und darnach gen Ofen in Ungarn. Allda hat es Wasser, wenn man Eisen darein senkt, so wird es zu Kupfer.

Von dannen wandte er sich gen Magdeburg in Sachsen. In dieser Stadt ist der sechs Krüge einer aus Kana in Galiläa, darinnen Christus Wein aus Wasser machte. Von Magdeburg

kam er gen Erfurt und von da lenkte er wiederum auf Wittenberg zu und kam also wieder heim und war anderthalb Jahr außen und hatte viel Landschaften gesehen, so nicht alle zu beschreiben sind.

Von einem Kometen.

In Eisleben ist ein Komet gesehen worden, der wundergroß war. Da fragten etliche seiner guten Freund Doktor Faustum, wie das zuginge. Antwortete er ihnen und sagte: Es geschieht oft, daß sich der Mond am Himmel verwandelt, und die Sonne unterhalb der Erden ist. Wann dann der Mond nahe hinzu kommt, ist die Sonne so kräftig und stark, daß sie dem Mond seinen Schein nimmt, daß er ganz rot wird. Wann nun der Mond wiederum in die Höhe steigt, verwandelt er sich in mancherlei Farben, und springt ein höchstes Wunder draus, wird alsdann ein Komet, und sind der Gestalt und Bedeutung, so Gott verhängt, mancherlei. Einmal bringet es Aufruhr, Krieg oder Sterben im Reich, als Pestilenz, jähen Tod und andere Seuchen. Item, Wassergüß, Wolkenbrüch, Brunst, Teurung und dergleichen. Durch solche Zusammenfügungen und Verwandlungen des Monds und der Sonnen wird ein Monstrum als ein Komet, da denn die bösen Geister, so die Verhängnis Gottes wissen, mit ihren Instrumenten gerüstet sind. Dieser Stern ist gleich wie ein Hurenkind unter den andern, da der Vater ist, wie oben gemeldt, Sol und Luna.

Von den Sternen.

Ein fürnehmer Doktor zu Halberstadt lud Doktor Faustum zu Gast, und ehe das Essen zugerüst war, sah er eine Weil zum Fenster hinaus gen Himmel, der dann dazumal, als im Herbst, voller Sterne war. Und dieser Doktor war ein Medicus, daneben ein guter Astrologus, der derhalben Doktor Faustum sonderlich berufen hatte, daß er von ihm etliche Verwandlungen der Planeten und Sterne erkundigen möchte; lehnete sich derhalben zu Doktor Fausto unter das Fenster, und als er sah, wie die Stern sich putzten und herabfielen, fragte er Doktor Faustum, was für ein Wesen es damit habe. Doktor Faustus antwortete:

Mein Herr und lieber Bruder, ihr wißt zuvor, daß der kleinste Stern am Himmel, so uns hier unten kaum wie unsere großen Wachslichter dünket, größer ist als ein Fürstentum. So ist es gewiß, wie ichs auch gesehen hab, daß die Weite und Breite des Himmels größer ist denn zwölf Erdboden; so ist mancher Stern größer denn dies Land, einer so groß als die Stadt, jenseits ist einer so groß als der Bezirk des römischen Reichs, dieser so groß als die Türkei, und die Planeten, da ist einer so groß als die ganze Welt.

Folgt der dritte und letzte Teil von Doktor Fausti Abenteuern, was er mit seiner schwarzen Kunst an der Potentaten Höfen getan und gewirket. Letzlich auch von seinem jämmerlichen, erschrecklichen End und Abschied.

Eine Historia von Doktor Fausto und Kaiser Karl dem Fünften.

Kaiser Karl, der Fünft dieses Namens, war mit seiner Hofhaltung gen Innsbruck kommen, dahin sich Doktor Faustus auch verfüget und von vielen Freiherrn und Adelspersonen, denen sein Kunst und Geschicklichkeit wohl bekannt, sonderlich diesen, so er mit Arznei und Rezepten von vielen namhaften Schmerzen und Krankheiten geholfen, gen Hof zum Essen geladen und dahin geleitet worden. Ihn erblickte Kaiser Karl und fragte, wer er sei. Da ward ihm angezeigt, es wäre Doktor Faustus. Darauf der Kaiser schwieg bis nach Essenszeit, und war es im Sommer nach Philippi und Jakobi. Darnach forderte der Kaiser den Faustum in sein Gemach und hielt ihm für, wie ihm bekannt, daß er kundig der schwarzen Kunst wäre und einen Wahrsagergeist hätte, derhalben sein Begehren wäre, daß er ihn eine Prob sehen lasse, es sollte ihm nichts widerfahren, das verhieße er bei seiner kaiserlichen Kron. Darauf Doktor Faustus ihrer kaiserlichen Majestät untertänigst zu willfahren sich erbot.

Nun, so höre, sagte der Kaiser, daß ich auf eine Zeit in meinem Lager in Gedanken gestanden, wie vor mir meine Voreltern und Vorfahren in so hohen Grad und Autorität gestiegen gewesen, die ich und meine Nachkommen kaum je erreichen möchten, und sonderlich, daß der großmächtige Kaiser Alexander der Große, eine Leuchte und Zierd aller Kaiser, wie aus den Chroniken zu befinden, großen Reichtum, viel Königreich und Herrschaften unter sich gebracht, welches mir und meinen Nachkommen wieder zuwegen zu bringen schwer fallen wird. Demnach ist mein gnädiges Begehrn, mir seine, Alexanders und seiner Gemahlin Form, Gestalt, Gang, Gebärde, wie sie im Leben gewesen, fürzustellen, damit ich spüren möge, daß du ein erfahrener Meister in deiner Kunst seiest. Allergnädigster Herr, sagte Faustus, Euer Kaiserlichen Majestät Begehrn, mit Fürstellung der Person Alexanders des Großen und seines Gemahls, in Form und Gestalt, wie sie in ihren Lebzeiten gewesen, untertänigste Folge zu tun, will ich, soviel ich von meinem Geist vermag, dieselbigen sichtbarlich erscheinen lassen, doch sollen Ew. Majestät wissen, daß ihre sterblichen Leiber nicht von den Toten auferstehen oder gegenwärtig sein können, welches unmöglich ist. Aber die uralten Geister, welche Alexandrum und seine Gemahlin gesehen, die können solche Form und Gestalt an sich nehmen und sich darein verwandeln; durch dieselbigen will ich Ihrer Majestät Alexandrum wahrhaftig sehen lassen. Darauf ging Faustus aus des Kaisers Gemach, sich mit seinem Geist zu besprechen. Nach diesem ging er wieder zum Kaiser hinein und zeigte ihm an, wie er ihm hierinnen willfahren wollte, jedoch mit dem Beding, daß Ihro Kaiserliche Majestät ihn nichts fragen, noch reden wollten, welches ihm der Kaiser zusagte. Doktor Faustus tat die Tür auf und alsobald ging Kaiser Alexander hinein, in aller Form und Gestalt, wie er im Leben ausgesehen: nämlich ein wohlgesetztes, dickes Männlein, mit rotem oder rotblondem, dichtem Barte, roten Backen und strengem Angesicht, als ob er Basiliskenaugen hätte. Er trat hinein, in einem ganz vollkommenen Harnisch, zum Kaiser Karl und neigte sich mit einer tiefen Reverenz. Der Kaiser wollte auch aufstehn und ihn empfangen, aber Doktor

Faustus wollte ihm solches nicht gestatten. Bald darauf, nachdem sich Alexander wieder geneiget und zu der Tür hinausging, kam sein Gemahl herein, ihm entgegen und tat dem Kaiser auch Reverenz. Sie ging in einem ganz blauen Sammet, mit güldenen Stickereien und Perlen gezieret; war auch überaus schön und rotbacket, wie Milch und Blut, länglich und eines runden Angesichts. Indem gedachte der Kaiser: nun hab ich zwar Personen gesehen, die ich lang begehrt habe, und wird der Geist mich nicht betrogen und sich in solche Gestalt verwandelt haben, gleichwie das Weib den Propheten Samuel erweckt hat. Und damit der Kaiser solches desto gewisser erfahren möchte, gedachte er bei sich: nun hab ich oft gehört, daß sie hinten im Nacken eine große Warzen gehabt, und ging hinzu, zu besehen, ob solche auch an diesem Bild zu finden. Und fand also die Warzen, denn sie ihm wie ein Stock still hielt und hernach wiederum verschwand. Hiemit ward dem Kaiser sein Begehren erfüllt.

Doktor Faustus zaubert einem Ritter ein Hirschgeweih auf den Kopf.

Als Doktor Faustus dem Kaiser sein Begehren, wie gemeldt, erfüllet, hat er sich abends, nachdem man zu Tisch geblasen, auf eine Zinne gelegt, das Hofgesind aus- und eingehen zu sehen. Da siehet nun Faustus hinüber in der Ritter Stuben und siehet einen schlafend im Fenster liegen, denn es denselben Tag gar heiß war. Dem zauberte er also schlafend ein Hirschgeweih auf den Kopf. Als er nun erwachte und den Kopf unter dem Fenster neigte, empfand er die Schalkheit. Wem war banger, denn dem guten Herrn; denn die Fenster waren verschlossen, und konnte er mit seinem Hirschgeweih weder hinter sich, noch für sich, welches der Kaiser wahrnahm, darüber lachte und sich wohl gefallen ließ, bis endlich Doktor Faustus ihm die Zauberei wiederum auflösete.

Wie sich gemeldter Ritter an Doktor Fausto rächen wollte.

Doktor Faustus nahm seinen Abschied wieder von Hofe, da ihm, neben der kaiserlichen und anderer Schankungen mehr, aller guter Willen bewiesen worden. Als er nun auf andert-

halb Meilen Wegs gereiſet, nimmt er ſieben Pferd, in einem Wald haltend wahr, die auf ihn ſtreiften. Es war aber der Ritter, dem das Abenteuer mit dem Hirſchgeweih am Hof widerfahren war. Die hatten Doktor Fauſtum erkannt und eilten ſpornſtreichs und mit aufgezogenen Fahnen auf ihn zu. Doktor Fauſtus nimmt ſolches wahr, tut ſich in ein Wäldlein hinein und rennet bald wiederum auf ſie heraus. Alſobald nehmen ſie acht, daß das ganze Wäldlein voll geharniſchter Reiter war, die auf ſie darrannten, derhalben ſie das Ferſengeld geben mußten; wurden aber nichtsdeſtoweniger aufgehalten und umringet. Baten derhalben Doktor Fauſtum um Gnade. Doktor Fauſtus ließ ſie los und verzauberte ſie, daß ſie alle Geißhörner an den Stirnen hatten, einen Monat lang, die Gäul aber mit Kühhörnern. Das war ihre Straf.

Doktor Fauſtus frißt einem Bauern ein Fuder Heu, ſamt dem Wagen und Pferden.

Er kam einmal gen Gotha in ein Städtlein, da er zu tun hatte. Es war aber die Zeit im Junio, da man allenthalben das Heu einführte; und als er am Abend mit etlichen ſeiner Bekannten wohlbezecht ſpazieren ging, begegnete ihnen ein Wagen mit Heu. Doktor Fauſtus ging in den Fahrweg, daß ihn alſo der Bauer nothalben anſprechen mußte, er ſolle ihm ausweichen und ſich neben dem Fuhrweg halten. Doktor Fauſtus, der bezecht war, antwortete ihm: Nun will ich ſehen, ob ich dir oder du mir weichen mußt. Hörſt du, Bruder, haſt du nicht gehört, daß einem vollen Mann ein Heuwagen ausweichen ſoll? Der Bauer ward darüber erzürnet und gab dem Fauſto viel trotziger Worte. Dem Doktor Fauſtus wiederum antwortete: Wie, Bauer, du willſt noch pochen. Mach nicht viel Umſtänd, oder ich friß dir den Wagen, das Heu und die Pferd. Der Bauer ſagte darauf: Ei, ſo friß meinen Dreck auch. Doktor Fauſtus verblendete ihn hierauf, alſo daß der Bauer meinte, er hätte ein Maul, ſo groß als ein Zuber, und fraß und verſchlang am erſten die Pferd, darnach das Heu und den Wagen. Der Bauer erſchrak und war ihm angſt, eilete alsbald zum Bürgermeiſter und berichtete ihm, wie alles ergangen wäre.

Der Bürgermeister lächelte und ging mit ihm, diese Geschicht zu besehen. Als sie nun vor das Tor kamen, fanden sie des Bauern Roß und Wagen im Geschirr stehen, wie zuvor, und hatte ihn Faustus nur verblendet.

Von drei fürnehmen Grafen, so Doktor Faustus auf ihr Begehren, gen München, auf des Bayernfürsten Sohns Hochzeit, dieselbige zu besehen, in den Lüften hinführte.

Drei fürnehme Grafen, so dazumal zu Wittenberg studierten, kamen auf eine Zeit zusammen und redeten miteinander von der herrlichen Pracht, so auf der Hochzeit zu München mit des Bayernfürsten Sohn sein würde, und wünschten also, daß sie nur eine halbe Stund allda sein könnten. Unter solchem Gespräch fiel dem einen Herrn etwas ein und sprach zu den andern Grafen: Meine Vettern, so ihr mir folgen wollt, will ich euch einen guten Rat geben, daß wir die Hochzeit sehen können und dann zur Nacht wieder allhie zu Wittenberg sein. Und ist dies mein Fürschlag, daß wir zu Doktor Fausto schicken, ihm unser Fürhaben eröffnen, eine Verehrung tun und ihn darum ansprechen, daß er uns hierinnen behilflich sein wolle, so wird er uns das gewiß nicht abschlagen. Des wurden sie einig, schickten nach Fausto, hielten ihm solches für, taten ihm eine Schankung und hielten ihm ein stattlich Bankett, damit er wohl zufrieden war und hierinnen zu dienen zusagte. Als nun die Zeit vorhanden war, daß des Fürsten von Bayern Sohn Hochzeit halten sollte, berief Doktor Faustus diese Grafen in sein Haus und befahl ihnen, sie sollten sich auf das schönste kleiden, mit allem Ornat, so sie hätten. Darnach nahm er einen breiten Mantel, breitete ihn in seinen Garten, den er neben seinem Haus hatte, setzte die Grafen darauf und er mitten hinein und befahl ihnen höchlich, daß keiner, so lang sie außen sein würden, ein Wort reden solle; und ob sie schon in des Herzog von Bayern Palast sein würden, und jemand mit ihnen reden oder sie was fragen wollte, sie niemand keine Antwort geben sollten. Dem allen verhießen sie zu gehorsamen. Auf solch Versprechen setzte sich Doktor Faustus nieder, hub seine Beschwörungen an, und bald kam ein großer Wind, der bewegte

den Mantel empor, führte sie also in den Lüften dahin, daß sie zu rechter Zeit gen München in des Bayernfürsten Hof kamen. Sie fuhren aber unsichtbar, daß ihrer niemand wahrnahm, bis sie kamen in des Bayernfürsten Hof und Palast. Da das der Marschall sah, zeigte ers dem Fürsten in Bayern an, wie alle Fürsten, Grafen und Herren schon zu Tisch gesetzt wären, draußen aber noch drei Herren stünden mit einem Diener, die erst kommen wären. Die empfing nun der alte Fürst und sprach zu ihnen, sie aber wollten nichts reden. Das geschah am Abend, als man zu Nacht essen wollte, denn durch des Fausti Kunst hatten sie den ganzen Tag der Pracht der Hochzeit unsichtbar und ohn alles Hindernis zugesehen. Wie gemeldt, hatte nun Doktor Faustus ihnen ernstlich verboten, den Tag mit niemand zu reden, und sobald er sprechen würde: wohlauf, sollten sie alle zugleich an den Mantel greifen, worauf sie augenblicklich würden wiederum davon wischen. Wie nun der Herzog von Bayern mit ihnen redet, und sie ihm keine Antwort gaben, reichte man ihnen doch unterdessen das Handwasser, und dieweil da der eine Graf wider das Gebot Doktor Fausti tun will, hebt Doktor Faustus an zu schreien: wohlauf, und alsobald wischen die zween Grafen und Doktor Faustus, so sich an den Mantel gehalten, davon. Der dritte aber, so sich versäumet, wurde aufgefangen und in ein Gefängnis geworfen. Die andern zween Grafen kamen also um Mitternacht wiederum gen Wittenberg und gehuben sich übel wegen ihres Vetters, darauf sie Doktor Faustus vertröstete, ihn morgen früh zu befreien. Nun war der gefangene Graf höchlich erschrocken und betrübt, daß er also verlassen sein sollte, und dazu in Haft und von Hütern bewacht. Er wurde befragt, wer die andern drei gewesen wären, so verschwunden seien. Der Graf dachte: Verrate ich sie, so wird es einen bösen Ausgang gewinnen. Gab derohalben niemand eine Antwort, also daß man diesen Tag nichts aus ihm bringen konnte, und ward ihm letzlich der Bescheid, daß man ihn morgen peinlich fragen und wohl zur Rede bringen wolle. Der Graf dachte: So mich Doktor Faustus heut noch nicht befreit, und ich morgen gepeinigt und gestreckt werden sollte, muß ich nothalben mit der Sprach heraus.

Getröstete sich jedoch, seine Gesellen würden bei Doktor Fausto stark um seine Befreiung anhalten, wie auch geschah. Denn ehe der Tag anbrach, war Doktor Faustus schon bei ihm und verzauberte die Wächter dermaßen, daß sie in einen festen Schlaf fielen. Darnach tät er mit seiner Kunst Tür und Schlösser auf und brachte also den Grafen zeitig gen Wittenberg, da dann dem Doktor Fausto eine stattliche Verehrung präsentiert wurde.

Wie Doktor Faustus Geld von einem Juden entlehnet und demselbigen seinen Fuß zum Pfand gegeben, den er sich selbst, in des Juden Beisein, abgesäget.

Man spricht: Ein Unhold und Zauberer werden ein Jahr nicht um drei Heller reicher. Das widerfuhr dem Doktori Fausto auch. Die Verheißung seines Geistes war groß, aber viel erlogen Ding, wie dann der Teufel ein Lügengeist ist. Er hielt Doktori Fausto vor die Geschicklichkeit, mit der er durch ihn begabt worden, damit solle er sich selbst zu Reichtümern helfen. Item, er habe auch zu essen und trinken bekommen mit seiner Kunst, aus aller Potentaten Höfe, wie obgemeldt; darin mußte ihm Doktor Faustus diesmal recht geben. Nach solcher Disputation und Erklärung des Geistes ist Doktor Faustus mit guten Gesellen bankettieren gangen. Wenn er nun nicht bei Geld war, war er gezwungen, bei den Juden Geld aufzubringen. Nahm also bei einem Juden sechzig Taler auf einen Monat lang. Als nun die Zeit verlaufen und der Jud seines Gelds samt den Interessen gewärtig war, Doktor Faustus aber nicht im Sinn hatte, dem Juden was zu bezahlen, kommt der Jud auf solche Zeit zu ihm ins Haus und tut seine Anforderung. Doktor Faustus spricht zu ihm: Jud, ich hab kein Geld und weiß auch keins aufzubringen. Damit du aber der Bezahlung versichert seiest, so will ich mir ein Glied, es sei ein Arm oder Schenkel, abschneiden und dir zum Unterpfand lassen; doch mit dem ausdrücklichen Beding: sofern ich zu Geld kommen und dich wiederum bezahlen würde, du mir mein Glied wiederum zustellen wolltest. Der Jud, der ohne das ein Christenfeind war, dachte bei sich: Das müßte ein verwegener Mann sein, der seine Glieder für Geld zum Pfand geben wollte, war dero-

halben mit dem Pfand zufrieden. Doktor Faustus nahm eine Säge, schnitt seinen Fuß damit ab und gab ihn dem Juden mit der Kondition: sobald er zu Geld käme und ihn bezahle, ihm seinen Schenkel wieder zuzustellen; er wolle sich denselben wohl wieder ansetzen. Der Jud war mit diesem Kontrakt wohl zufrieden und zog mit dem Schenkel davon. Als er nun darob verdrossen und müd ward, und daneben dachte: Was hilft mich eines Schelmen Bein? Trage ich es heim, so wird es stinkend und ist auch so mißlich wieder anzuheilen, und mit solchen Gedanken über einen Steg gehet, wirft er den Fuß hinein. Dieses wußte nun Doktor Faustus gar wohl, schickte derohalben über drei Tag nach dem Juden, er wolle ihn bezahlen. Der Jud kommt und Doktor Faustus fragt, wo er das Pfand habe, er solle ihms wiederum zustellen, so wolle er ihn bezahlen. Der Jud sagte, dieweils niemand nichts genützt, hätte ers hinweggeworfen. Doktor Faustus aber wollte kurzum sein Pfand und Schenkel wiederum haben, oder der Jud solle ihm darum seinen Willen tun. Wollte der Jud seiner los werden, mußte er ihm noch 60 Taler dazu geben, und hatte doch Doktor Faustus seinen Schenkel noch, denn es war lauter Verblendung.

Doktor Faustus betrügt einen Roßhändler.

Gleicherweis tät er einem Roßhändler auf einem Jahrmarkt, denn er richtete sich selber ein schön herrlich Pferd zu und ritt mit demselben auf einen Jahrmarkt. Da waren viel, die es kaufen wollten. Letzlich wird ers um 40 Gulden los und sagte dem Roßhändler zuvor, er solle es zu keiner Tränke reiten. Der Roßhändler wollte sehen, was er damit meinte, und ritt in eine Schwemme. Da verschwand das Pferd, und saß er auf einem Bündel Stroh, daß er schier ertrunken wäre. Der Käufer wußte noch wohl, wo sein Verkäufer zur Herberg lag und ging zornig dahin. Fand Doktor Faustum auf einem Bett liegen, schlafend und schnarchend. Er nahm ihn beim Fuß und wollt ihn herabziehen. Da ging ihm der Fuß aus dem Hintern und fiel der Roßhändler damit in die Stuben nieder. Da fing Doktor Faustus an, Mordio zu schreien. Dem Roßhändler ward

angst und machte er sich aus dem Staub und vermeinte nicht anders, als hätte er ihm den Fuß aus dem Hintern gerissen. Also kam Doktor Faustus wieder zu Geld.

Was Doktor Faustus für Abenteuer an des Fürsten zu Anhalt Hof getrieben.

Doktor Faustus kam auf eine Zeit zu dem Grafen von Anhalt, so jetzund Fürsten sind, der ihm allen gnädigen Willen erwies. Das geschah im Jänner. Bei Tisch nahm er wahr, daß die Gräfin hoch schwanger war. Als man nun das Nachtessen aufgehoben hatte und Spezereien auftrug, sagte Doktor Faustus zu der Gräfin: Gnädige Frau, ich hab allzeit gehört, daß die schwangeren Weibsbilder zu mancherlei Dingen Lust und Begierd haben. Ich bitt, Euer Gnaden wollen mir nicht verhalten, wozu sie Lust zu essen hätten. Sie antwortete ihm: Herr Doktor, ich wills euch wahrlich nicht verhalten, was ich jetzunder wünschen möchte, nämlich, daß es im Herbst wäre, so wollte ich frische Trauben und Obst mir genug essen. Doktor Faustus sagte darauf: Gnädige Frau, das ist mir leichtlich zuwege zu bringen, und in einer halben Stunde soll Euer Gnaden Lust gebüßt werden. Nahm alsbald zwo silberne Schüsseln und setzte die vors Fenster hinaus. Als nun die Zeit vorhanden war, griff er vors Fenster hinaus und langte die Schüsseln wiederum herein. Darinnen waren rote und weiße Trauben, desgleichen in der anderen Schüssel Äpfel und Birnen, doch fremder und weiter Landsart her. Die setzte er der Gräfin für und sagte, Ihro Gnaden möchten sich darob nicht entsetzen zu essen, denn sie aus fremden Landen weit her kämen, wo der Sommer sich enden will. Also aß die Gräfin von allem Obst und Trauben mit Lust und großer Verwunderung. Der Fürst von Anhalt konnte nicht umhin, zu fragen, was es für eine Gestalt und Gelegenheit mit den Trauben und Obst gehabt. Doktor Faustus antwortete: Gnädiger Herr, Euer Gnaden sollen wissen, daß das Jahr in die zween Zirkel der Welt geteilt ist, daß, wann es bei uns jetzt Winter, im Orient Sommer ist, denn der Himmel rund, und jetzunder die Sonne am höchsten gestiegen ist: also, daß wir derzeit die kurzen Tag und den

Winter bei uns haben, im Orient aber, da steigt die Sonne nieder, und haben sie daselbsten den Sommer und im Jahr zweimal Frücht und Obst. Item, ist es bei uns Nacht, hebt bei ihnen der Tag an. So hab ich meinen Geist dahin gesandt, der ein fliegender und geschwinder Geist ist, der hat diese Trauben und Obst erobert. Solchem hörte der Fürst mit großer Verwunderung zu.

Wie Doktor Faustus mit seinen Burschen in des Bischof von Salzburg Keller gefahren.

Nachdem Doktor Faustus wiederum vom Fürsten Abschied genommen und gen Wittenberg kam, rückte die Fastnacht herbei. Doktor Faustus war der Bacchus, berief zu sich etliche Studenten, und nachdem sie von ihm wohl gespeiset worden und sie die Fastnacht gern vollends feiern wollten, überredete sie Doktor Faustus, sie sollten mit ihm in einen Keller fahren und allda die herrlichen Trünke, so er ihnen reichen und geben würde, versuchen, dazu sie sich leichtlich bereden ließen. Darauf nahm Doktor Faustus in seinem Garten eine Leiter, setzte jeglichen auf eine Sprosse und fuhr mit ihnen davon, also daß sie noch dieselbige Nacht in des Bischofs von Salzburg Keller kamen, da sie allerlei Wein kosteten und nur den besten tranken, wie dann dieser Bischof einen herrlichen Weinwachs hat. Als sie sämtlich guts Muts im Keller waren, und Doktor Faustus einen Feuerstein mit sich genommen hatte, damit sie alle Fässer sehen könnten, kam des Bischofs Kellermeister von ungefähr daher, der sie für Diebe, so eingebrochen hätten, ausschreien tät. Das verdroß Doktor Faustum, mahnte seine Gesellen auf zu sein, nahm den Kellermeister beim Haar und fuhr mit ihm davon. Und als sie zu einer großen, hohen Tanne kamen, setzte er den Kellermeister, so in großen Ängsten und Schrecken war, darauf, und kam also mit seinen Burschen wieder zu Haus, da sie erst den Abschiedstrunk miteinander taten mit dem Wein, so Doktor Faustus in große Flaschen gefüllt hatte in des Bischofs Keller.

Der Kellermeister aber, so sich die ganze Nacht auf dem Baum halten müssen, daß er nicht herabfiel, und schier er-

froren wär, als er sah, daß es Tag worden, die Tanne aber so hoch, daß es ihm unmöglich, herabzusteigen, rief er etlichen Bauern zu, so vorüber fuhren, zeigte ihnen an, wie es ihm ergangen wäre und bat, daß sie ihm herunterhelfen wollten. Die Bauern verwunderten sich und zeigten es zu Salzburg am Hof an. Da war ein groß Zulaufen, und ward er unter großer Mühe und Arbeit mit Stricken herab gebracht. Doch konnte der Kellermeister nicht sagen, wer die gewesen, so er im Keller gefunden, noch wer ihn auf den Baum geführet hatte.

Von der andern Fastnacht am Dienstage.

Diese sieben Studenten waren am Dienstag der Fastnacht wieder zum Nachtessen geladen, denn sie wohlbekannte und angenehme, liebe Gäste des Fausti waren, und als sie erstlich mit Hühnern, Fisch und Braten, doch schmal genug, traktiert worden, tröstete Doktor Faustus seine Gäste folgendermaßen: Liebe Herrn, ihr sehet hie meine geringe Traktation, damit sollt ihr fürlieb nehmen; es wird zum Schlaftrunk besser werden. Nun wisset ihr, daß in vieler Potentaten Höfen die Fastnacht mit köstlichen Speisen und Getränken gehalten wird, dessen sollt ihr auch teilhaftig werden, und ist dies die Ursach, daß ich euch mit so geringer Speis und Trank traktiere und ihr kaum den Hunger gebüßet, daß ich drei Flaschen, die eine fünf, die andern je acht Maß haltend, vor zwo Stunden in meinen Garten gesetzt habe und meinem Geist befohlen, einen ungarischen, italiänischen und spanischen Wein zu holen. Desgleichen hab ich fünfzehn Schüsseln nacheinander auch in meinen Garten gesetzt, die allbereits mit allerlei Speis versehen sind, die ich wiederum warm machen muß. Und sollt mir glauben, daß es keine Verblendung sei: daß ihr meinet, ihr esset und sei doch nicht natürlich. Als er nun seine Rede zu Ende geführet, befiehlt er seinem Famulo, dem Wagner, einen neuen Tisch zu bereiten. Das tät er und trug hernach fünfmal Speis auf, allemal drei Gäng auf einmal, die waren von allerlei Wildbret, Gebackenem und dergleichen. Zum Tischwein brachte er köstlichen Welschwein, ungarischen und spanischen. Und als

sie nun alle voll und toll waren, jedoch noch viel Speis überblieb, fingen sie letzlich an zu singen und zu springen und gingen erst gegen Tag zu Haus. Morgens aber wurden sie auf die rechte Fastnacht geladen.

Am Aschermittwoch, der rechten Fastnacht.

Am Aschermittwoch, der rechten Fastnacht, kamen die Studenten als geladene Gäste wiederum in Doktor Fausti Haus, da er ihnen ein herrlich Mahl gab, und sie tapfer sangen, sprangen und alle Kurzweil trieben. Als nun die hohen Gläser und Becher herumgingen, hebt Doktor Faustus sein Gaukelspiel an, also daß sie in der Stuben allerlei Saitenspiel hörten und doch nicht wissen konnten, woher es kam. Denn sobald ein Instrument aufhörte, kam ein anderes. Da eine Orgel, dort eine Lauten, Geigen, Harfen, Krummhörner, Posaunen, Flöten, Querpfeifen: in Summa allerlei Instrumenta waren vorhanden. Indem huben die Gläser und Becher an zu hüpfen. Darnach nahm Doktor Faustus so an die zehn Hafen und stellte die mitten in die Stuben. Die huben alle an zu tanzen und aneinander zu stoßen, daß sie sich alle zertrümmerten und untereinander zerschmetterten, welches ein groß Gelächter am Tisch gab. Darnach ließ er einen Gockel im Hof fangen, den stellte er auf den Tisch, und als er ihm zu trinken gab, hub er an natürlich zu pfeifen. Als er nun solche Kurzweil trieb bis in die Nacht hinein, bat er die Studenten, sie möchten bei ihm bleiben und mit ihm zur Nacht essen, er wolle ihnen ein Vogeless geben und hernach mit ihnen in die Mummerei gehen, welches sie ihm auch leichtlich bewilligten. Da nahm Doktor Faustus eine Stange und reckte die vor das Fenster hinaus. Alsbald kamen allerlei Vögel daher geflogen, und welche auf die Stange saßen, die mußten bleiben. Da er nun einen guten Teil der Vögel gefangen hatte, halfen die Studenten ihm dieselbigen würgen und rupfen. Das waren Lerchen, Krammetsvögel und vier Wildenten. Als sie nun abermals tapfer gezecht, sind sie miteinander in die Mummerei gangen. Doktor Faustus befahl, daß ein jeder ein weiß Hemd anziehen sollte und ihn

alsdann machen lassen. Solches geschah. Als nun die Studenten einander ansahen, deuchte einen jeglichen, er hätte keinen Kopf. Gingen also in etliche Häuser, darob die Leut sehr erschraken. Als sie nun mit den Herren, bei welchen sie die Fastenküchlein geholet, zu Tisch saßen, hatten sie ihr rechtes Aussehn wiederum und kannte man sie darauf alsbald. Bald darnach veränderten sie sich wiederum und hatten natürliche Eselsköpf und Ohren. Das trieben sie bis in die Mitternacht hinein und zogen alsdann ein jeder wieder in sein Haus, machten auf diesen Tag ein End mit der Fastnacht und gingen schlafen.

Von der vierten Fastnacht am Donnerstag.

Die letzte Fastnacht war am Donnerstag, an dem ein großer Schnee gefallen war. Doktor Faustus war zu den Studiosis geladen, die ihm eine stattliche Mahlzeit hielten. Da fing er seine Abenteuer wieder an und zauberte dreizehn Affen in die Stuben. Die gaukelten so wunderbarlich, daß dergleichen nie gesehen worden, denn sie sprangen aufeinander, wie die Affen, die man abrichtet, nahmen einander bei den Füßen und tanzten einen ganzen Reigen um den Tisch herum, darnach zum Fenster hinaus und verschwanden. Sie setzten dem Fausto einen gebratenen Kalbskopf für und als ihn nun der Studenten einer zerlegen wollte, fing der Kalbskopf an, menschlich zu schreien: Mordio, helfio, o weh, was ziehest du mich, daß sie darob erschraken und dann wieder anfingen zu lachen. Verzehrten darnach den Kalbskopf, und ging Doktor Faustus noch zeitig am Tage zu Haus, mit dem Versprechen, wieder zu erscheinen. Alsbald rüstete er sich mit Zauberei einen Schlitten zu. Der hatte eine Gestalt wie ein Drache, und auf dem Haupt saß Doktor Faustus und mitten innen die Studenten. So waren vier verzauberte Affen auf dem Schwanz, die gaukelten aufeinander ganz lustig. Der eine blies auf der Schalmeien, und lief der Schlitten von selbst, wohin sie wollten. Das währte bis in die Mitternacht hinein, mit solchem Klappern, daß keiner den andern hören konnte, und deuchte die Studenten, sie wären durch die Luft gefahren.

Am weißen Sonntag, von der verzauberten Helena.

Am weißen Sonntag kamen die Studenten unversehens wieder in Doktor Fausti Behausung zum Nachtessen und brachten ihr Essen und Trank mit sich, was angenehme Gäste sind. Als nun der Wein zu End ging, wurde am Tisch von schönen Weibsbildern geredet. Da fing einer unter ihnen an, daß er kein Weibsbild lieber sehen wollte denn die schöne Helena aus Griechenland, derowegen die schöne Stadt Troja zugrund gegangen wäre. Sie müßte schön gewesen sein, dieweil sie ihrem Mann geraubet worden, und dagegen solche Empörung entstanden wäre. Doktor Faustus antwortete: Dieweil ihr denn so begierig seid, die schöne Gestalt der Königin Helena, Menelai Hausfrau, welche die Schönste in Griechenland gewesen sein soll, zu sehen, will ich euch dieselbige fürstellen, damit ihr persönlich ihren Geist in Form und Gestalt, wie sie im Leben gewesen, sehet; dergleichen ich auch Kaiser Karl dem Fünften auf sein Begehren mit Fürstellung Kaiser Alexander des Großen und seiner Gemahlin willfahret habe. Darauf verbot Doktor Faustus, daß keiner nichts reden sollte, noch vom Tisch aufstehen oder sie zu empfahen sich anmaßen, und geht zur Stuben hinaus. Als er wieder hineingeht, folgte ihm die Königin Helena auf dem Fuß nach, so wunderschön, daß die Studenten nicht wußten, ob sie bei sich selbst wären oder nicht, so verwirrt und inbrünstig waren sie. Diese Helena erschien in einem köstlichen, schwarzen Purpurkleid. Ihr Haar hatte sie herabhangen, das schön, herrlich wie goldfarben schien, auch so lang, daß es ihr bis in die Kniebiegen hinab ging. Sie hatte schöne kohlschwarze Augen, ein lieblich Angesicht, mit einem runden Köpflein, ihre Lippen rot wie Kirschen, mit einem kleinen Mündlein, einen Hals wie ein weißer Schwan, rote Bäcklein wie ein Röslein, ein überaus schön gleißend Angesicht, eine längliche, aufrechte, gerade Person: in Summa, es war an ihr kein Untädlein zu finden. Sie sah sich allenthalben in der Stuben um, mit gar frechem und bübischem Gesicht, daß die Studenten gegen sie in Liebe entzündet wurden. Weil sie es aber für einen Geist achteten, verging ihnen solche Brunst leichtlich, und ging also Helena mit Doktor Fausto wiederum zur Stuben hinaus. Als die

Studenten solches alles gesehen, baten sie Doktor Faustum, er sollte ihnen so viel zu Gefallen tun und sie morgen wiederum fürstellen, so wollten sie einen Maler mit sich bringen, der sollte sie abkonterfeien, welches ihnen aber Doktor Faustus abschlug und sagte, daß er ihren Geist nicht allezeit erwecken könnte; er wollte ihnen aber ein Konterfei davon zukommen lassen, welches sich die Studenten möchten abzeichnen lassen, welches denn auch geschah, und die Maler hernach weit hin und wider schickten; denn es war eine sehr herrliche Gestalt eines Weibsbilds. Wer aber solches Gemäld dem Fausto gemacht, hat man nicht erfahren können.

Die Studenten aber, als sie zu Bett gegangen, haben vor der Gestalt und Form, so sie sichtbarlich gesehen, nicht schlafen können. Hieraus denn zu sehen ist, daß der Teufel oft die Menschen in Lieb entzündt und verblendt, daß man ins Hurenleben gerät und hernach nicht leichtlich wiederum herauszubringen ist.

Wie einem Bauern vier Räder vom Wagen in die Luft hingesprungen.

Doktor Faustus ward gen Braunschweig in die Stadt zu einem Marschall, der die Schwindsucht hatte, ihm zu helfen, berufen und gefordert. Nun hatte aber Doktor Faustus diesen Gebrauch, daß er niemals weder ritt noch fuhr, sondern ging, wohin er berufen wurde. Als er nun nahe zu der Stadt kam und die Stadt vor sich sah, begegnet ihm ein Bauer mit vier Pferden und einem leeren Wagen. Diesen Bauern sprach Doktor Faustus gütlich an, daß er ihn aufsitzen lasse und vollends bis zu dem Stadttor führen wolle, welches ihm aber der Tölpel verweigerte und abschlug, sagend, er würde ohnedas genug herauszuführen haben. Doktor Fausto war solch Begehren nicht ernst gewesen, sondern er hatte den Bauern nur versuchen wollen, ob auch eine Gütigkeit bei ihm zu finden wäre. Aber solche Liebloſigkeit, deren viel bei den Bauern ist, bezahlte Doktor Faustus wieder mit gleicher Münze und sprach zu ihm: Du Tölpel und nichtswürdiger Unflat, dieweil du solche Liebloſigkeit mir beweiſest, dergleichen du gewiß auch andern tust und schon getan haben

wirst, soll dir dafür gelohnet werden und sollst deine vier Räder, bei jeglichem Tor eins finden. Darauf sprangen die Räder in die Luft hinweg, daß sich ein jegliches Rad bei einem besondern Tor hat finden lassen, doch ohne daß es sonst jemand wahrgenommen. Es fielen auch des Bauern Pferde darnieder, als ob sie tot wären, darob der Bauer sehr erschrak und sich solches für eine besondere Straf Gottes zumaß. Auch war er ganz bekümmert, weinte und bat den Faustum mit aufgereckten Händen und Neigung der Knie um Verzeihung und bekannte, daß er solcher Straf wohl würdig wäre und sollte es ihm auf ein andermal eine Erinnerung sein. Faustum erbarmte die Demut und antwortete er ihm, er solle es keinem andern mehr tun; denn kein schändlicher Ding wäre als Lieblosigkeit, dazu der Stolz, so mit unterläuft. So solle er nun hie Erdreich nehmen und auf die Gäul werfen, davon würden sie sich wiederum aufrichten und zum Leben kommen, welches auch geschah. Darnach sagte er dem Bauern: Deine Härte kann nicht gar ungestraft abgehen, sondern muß mit gleichem Maß bezahlt werden, dieweil es dich eine so große Müh gedeucht hat, einen nur auf einen leeren Wagen zu setzen. So siehe, deine vier Räder sind vor der Stadt bei vier Toren, da du sie finden wirst. Der Bauer ging hin und fands, wie Doktor Faustus ihm gesagt hatte, mit großer Mühe, Arbeit und Versäumung seines Geschäfts, das er verrichten sollte.

Von vier Zauberern, so einander die Köpf abgehauen und wiederum aufgesetzt hatten, dabei auch Doktor Faustus das Seine tät.

Doktor Faustus kam in der Fastenzeit gen Frankfurt auf die Messe. Da berichtete ihm sein Geist Mephostophiles, wie in einem Wirtshaus bei der Judengassen vier Zauberer wären, die einander die Köpf abhieben und zum Barbier schickten, sie zu barbieren, dabei viel Leut zusähen. Das verdroß den Faustum, der meinte, er wäre allein des Teufels Hahn im Korb, und ging er dahin, solches auch zu besehen, da sie, die Zauberer, schon beisammen waren, die Köpfe abzuhauen; auch war der Barbier bei ihnen, der sie putzen und waschen sollte.

Auf dem Tisch aber hatten sie einen Glashafen mit destilliertem Wasser, und war einer unter ihnen der fürnehmste Zauberer, der war ihr Nachrichter und zauberte dem ersten eine Lilie in den Hafen, die grünete daher und nannte sie Wurzel des Lebens. Darauf richtete er den ersten hin, ließ den Kopf barbieren und setzte ihm denselben hernach wieder auf. Alsbald verschwand die Lilie, und hatte er seinen Kopf wieder ganz. Das tät er auch dem andern und dritten gleicher Gestalt, so ihre Lilien im Wasser hatten, darauf die Köpfe barbiert und ihnen wieder aufgesetzt wurden. Als es nun am obersten Zauberer und Nachrichter war, und seine Lilie im Wasser auch daher blühete und grünete, wurde ihm der Kopf abgeschmissen. Und da es an dem war, daß man ihn wusch und barbierte in Fausti Gegenwärtigkeit, dem solche Büberei in die Augen stach und der Hochmut des Prinzipalzauberers verdroß, wie er so frech mit Gottesläſtern und lachendem Mund sich ließ den Kopf herabhauen, geht Doktor Faustus zum Tisch, da der Hafen und Lilie stunden, nimmt ein Messer, haut auf die Blume dar und schlitzet den Blumenstengel voneinander, dessen niemand gewahr worden. Als nun die Zauberer den Schaden sahen, ward ihre Kunst zunicht, und konnten ihrem Gesellen den Kopf nicht mehr ansetzen. Mußte also der böse Mensch in Sünden sterben und verderben, wie denn der Teufel allen seinen Dienern letzlich solchen Lohn gibt und sie also abfertigt. Der Zauberer aber keiner wußte, wie es mit dem geschlitzten Stengel zugegangen war, meineten auch nicht, daß es Doktor Faustus getan hätte.

Doktor Faustus schenket den Studenten zu Leipzig ein Faß Weins.

Es hatten etliche fremde Studenten aus Ungarn, Polen, Kärnten und Österreich, so zu Wittenberg mit Doktor Fausto viel umgingen, eine Bitt an ihn gestellt, als die Leipziger Meß angegangen, er sollte mit ihnen dahin reisen, denn sie möchten wohl sehen, was da für ein Gewerb wäre und für Handelsleute zusammenkämen; so hatten ihrer auch etliche Vertröstung, Geld allda zu empfahen. Doktor Faustus willigte ein und leistete Gesellschaft. Als sie nun zu Leipzig hin und

wieder spazierten, die Universität samt der Stadt und Meß besahen, gingen sie von ohngefähr vor einem Weinkeller vorüber. Da waren etliche Schröter über einem großen Weinfasse, ungefähr von sechzehn oder achtzehn Eimern, und wolltens aus dem Keller schroten, konntens aber nicht heraus bringen. Das sah Doktor Faustus und sprach: Wie stellet ihr euch so läppisch und sind eurer so viel. Könnt doch wohl einer allein dies Faß herausbringen, wenn er sich recht dazu zu schicken wüßte. Die Schröter wurden unwillig solcher Rede halben und warfen mit unnützen Worten um sich, weil sie ihn nicht kannten, wie denn dies Gesindlein zu tun pflegt. Als aber der Weinherr vernahm, worum der Zank war, sprach er zu Fausto und seinen Gesellen: Wohlan, welcher unter euch das Faß allein wird herausbringen, dem soll es sein. Faustus war nicht faul, ging alsbald in den Keller, setzte sich aufs Faß, wie auf ein Pferd, und ritt es also schnell aus dem Keller, darüber sich jedermann verwunderte. Des erschrak der Weinherr, vermeinte nicht, daß solches wäre möglich gewesen, mußte aber doch seine Zusage halten und Fausto das Faß mit Wein ausfolgen lassen. Der gab es seinen Wandersgesellen zum besten, die luden andere gute Freunde dazu und hatten etliche Tage lang einen guten Schlampamp davon und wußten vom Glück zu Leipzig zu sagen.

Wie Doktor Faustus zu Erfurt den Homerum gelesen und die griechischen Helden seinen Zuhörern gezeigt und vorgestellt hat.

Es hat sich auch Doktor Faustus viele Jahre zu Erfurt aufgehalten und in der hohen Schul daselbst gelesen und viel Abenteuer in dieser Stadt angerichtet, wie etliche Personen, die noch beim Leben und ihn wohl gekannt haben, solche Abenteuer von ihm gesehen, auch mit ihm gegessen und getrunken haben. Als er nun seinen Zuhörern einmal den griechischen fürtrefflichen Poeten Homerum gelesen, welcher unter andern Historien auch den zehnjährigen Krieg von Troja, der sich der schönen Helena wegen unter den griechischen Fürsten erhoben hatte, beschreibet, und da vielmals der tapfern Helden Menelai, Achillis, Hectoris, Priami, Alexandri, Ulissis, Ajacis, Agamem-

nonis und anderer gedacht wird, hat er derselben Personen Gestalt und Gesicht den Studenten dermaßen beschrieben, daß sie ein groß Verlangen bekommen und oft gewünscht, wo es ihr Präzeptor zuwege bringen könnte, dieselbigen zu sehen; haben ihn auch mit Bitten darum angegangen. Faustus hat ihnen solches bewilligt und zugesagt, in der nächsten Lektion, alle, die sie zu sehen begehrten, vor Augen zu stellen, derwegen ein großer Zulauf von Studenten worden; wie denn die Jugend allzeit mehr zu Affenwerk und Gaukelspiel, denn zu dem Guten Lust und Zuneigung hat. Als nun die Stunde gekommen und Doktor Faustus in seiner Lektion fortgefahren, auch gesehen, daß wegen seiner getanen Zusag, mehr Zuhörer vorhanden denn sonsten, hat er fast mitten in der Lektion angefangen und gesagt: Ihr lieben Studenten, weil euch gelüstet, die griechischen berühmten Kriegsfürsten, welcher der Poet allhier neben vielen anderen Skribenten gedenkt, in Person, wie sie damals gelebt und einhergegangen sind, anzuschauen, soll euch dieses jetzt begegnen; und sind auf solche Worte alsbald oberwähnte Helden in ihrer damals gebräuchlich gewesenen Rüstung in den Hörsaal nacheinander hineingetreten, sich frisch umgesehen, und gleich, als wenn sie ergrimmet wären, die Köpfe geschüttelt. Zuletzt nachgefolgt ist ihnen der greuliche Riese Polyphemus, so nur ein Aug im Kopfe mitten in der Stirn gehabt hat und einen langen zottigen, feuerroten Bart; hat einen Kerl, den er gefressen, mit den Schenkeln noch zum Maul herauszotteln gehabt und so gräßlich ausgesehen, daß ihnen alle Haar zu Berg gestanden und sie vor Schrecken und Zittern schier nicht gewußt haben, wo sie naus sollten. Darüber aber Faustus sehr gelacht und ihnen einen nach dem andern bei Namen genannt hat, und wie er sie gerufen, also auch ordentlich geheißen, wieder hinauszugehen, welches sie auch getan; allein der einäugige Kyklop oder Polyphemus hat sich gestellt, als wollte er nicht weichen, sondern noch einen oder zween fressen, darüber sich dann die Studenten noch mehr entsetzt, sonderlich weil er mit seinem großen, dicken Spieße, das lauter Eisen und einem Weberbaum gleich war, wider den Erdboden stieß, daß sich das ganze Kollegium bewegte und erschütterte. Aber

Faustus winkte ihm mit einem Finger, da fand er auch die Tür, und beschloß also der Doktor seine Lektion, des die Studenten alle wohl zufrieden waren; begehrten fortan keine solche Gesichte von ihm, weil sie erfahren, was für Gefahr hiebei zu fürchten.

Eine andere Historia, wie Doktor Faustus unversehens in eine Gasterei kommt.

In der Schlossergassen zu Erfurt ist ein Haus, zum Anker genannt. Darinnen hat damals ein Stadtjunker gewohnet, des Namen etlicher Ursachen halben allhie nicht gesetzt worden, bei welchem sich Doktor Faustus die ganze Zeit über, so er zu Erfurt gewesen, am meisten aufgehalten, auch viel wunderlicher Possen und Kurzweil, sonderlich wenn er etwan Gesellschaft bei sich gehabt und lustig sein wollen, verübet und angerichtet hat. Nun hat sich zugetragen, daß gemeldter Faustus auf eine Zeit, als derselbe Junker viel guter Freunde zur Abendmahlzeit zu sich geladen, nicht einheimisch, sondern zu Prag beim Kaiser gewesen ist. Als aber die Junker bei ihrem Freunde sehr lustig gewesen und Doktor Faustum oft gewünscht und begehret haben, hat ihnen ihr Wirt berichtet, daß er jetzt nicht zu haben sei, weil er weit von dannen, nämlich zu Prag wäre. Dabei ließen sie es wohl eine Weil bleiben, aber bald hernach fingen sie wieder an, ihn zu sich zu wünschen; hat ihn auch einer scherzweise mit Namen gerufen und gebeten, er wolle zu ihnen kommen und die gute Gesellschaft nicht allein lassen. Indem klopft eins an der Haustür stark an. Der Hausknecht läuft ans Fenster und fragt oben naus, wer da sei. Stehet Doktor Faustus vor der Tür, hat sein Roß beim Zügel, wie einer, der eben abgesessen und spricht zum Hausknecht, ob er ihn nicht kenne, er seis, dem gerufen worden. Der Hausknecht läuft alsbald hinein zum Herrn, ehe er auftut, und zeiget an, Doktor Faustus sei vor der Tür und habe angeklopft. Der Junker im Hause spricht, er werde Tauben im Kopf haben oder nicht wohl sehen, er wisse wohl, wo Faustus sei, werde vor seiner Tür jetzt nicht stehen. Der Knecht beharret auf seinen Worten. Indem klopft Faustus noch einmal an, und als der Herr selbst neben dem

Knechte hinaus siehet, ists Doktor Faustus, darum man ihm die Tür öffnet und ihn schön empfängt. Des Junkern Sohn bittet, er möge mit dem Vater alsbald hinein zu den Gästen gehen, nimmt ihm seinen Gaul ab und verheißt ihm Futter genug zu geben; kanns aber nicht halten, wie hernach folgen wird. Als nun Doktor Faustus hinein zu den Gästen kommt, herrlich empfangen und zu Tisch gesetzt wird, und der Herr im Hause fraget, wie er so bald sei wiedergekommen, antwortet er: Da ist mein Pferd gut zu. Weil mich die Herrn Gäste so sehr begehrt und mir gerufen, hab ich ihnen willfahret und bei ihnen allhier erscheinen wollen, wiewohl ich nicht lang bleiben kann, sondern noch vor dem Morgen wieder zu Prag sein muß. Darauf legten sie ihm vor zu essen und tranken ihm weidlich zu, bis er einen guten Rausch bekam. Da fing er an, seine Possen mit ihnen zu üben und fragte, ob sie nicht möchten auch einen fremden Wein oder zween versuchen. Antworteten sie: Ja. Darauf er weiter fragte, obs ein Malvasier, ein spanischer oder französischer Wein sein sollte. Gab einer lachend zur Antwort, sie seien alle gut. Alsbald fordert Faustus einen Bohrer und fängt an, an die Ränder der Tischplatte vier Löcher nacheinander zu bohren, stopft Pflöcklein für, wie man die Zapfen oder Hähne vor die Fässer zu stecken pfleget, und heißt, ihm ein paar frische Gläser bringen. Als dies geschehen, zeucht er ein Pflöcklein nach dem andern und läßt einem jeden aus dürrer Tischplatte, gleich als aus vier Fässern, was für Wein er fordert, unter den obgenannten. Des lachten die Gäste und waren guter Dinge. Indes kommt des Junkern Sohn und spricht: Herr Doktor, euer Pferd frißt, wie wenns toll wäre. Wollte lieber sonst zehn oder zwanzig Gäule futtern, denn diesen einzigen. Hat mir allbereits etliche Scheffel Haber verschluckt und steht stets und siehet sich um, wo mehr sei. Des lachte nicht allein Faustus, sondern auch alle, die es hörten. Als des Junkern Sohn aber sagte: Ich will meiner Zusag genug tun und ihm Futter satt geben, sollt ich auch etliche Malter an ihn wagen, gibt ihm Faustus zur Antwort, er sollts bleiben lassen, es habe heut genug Futter bekommen. Sonst fresse es ihm wohl allen Haber vom Boden, ehe es voll würde. Es war

aber sein Geist Mephostophiles, der, wie oben gesagt, sich zuweilen in ein Pferd mit Flügeln, wie der Poeten Pegasus, verwandelte, wenn Faustus eilends verreisen wollte.

Mit solchen und dergleichen kurzweiligen Possen brachten sie den Abend hin bis zur Mitternacht. Da tät Fausti Pferd einen hellen Schrei, daß man es über das ganze Haus hören konnte. Nun muß ich fort, sprach Faustus, und wollte gute Nacht sagen, aber sie hielten ihn und baten, daß er noch eine Weil verharren wollte. Da knüpfte er einen Knoten in seinen Gürtel und sagte ihnen noch ein Stündlein zu. Wie das aus war, tät sein Pferd abermals einen lauten Schrei. Da wollte er wieder fort, ließ sich jedoch von der Gesellschaft bewegen und blieb noch eine Stunde und machte noch einen Knoten in den Gürtel. Wie aber die auch verlaufen war und sein Gaul den dritten Schrei tät, da wollt er gar nicht länger bleiben, noch sich aufhalten lassen, nahm seinen Abschied von ihnen, sprach, er müßte nun fort. Da gaben sie ihm das Geleit bis zur Haustür hinaus, ließen ihm seinen Gaul vorziehen, darauf saß er und ritt wieder dahin, die Schlossergasse hinauf. Er war aber kaum an drei oder vier Häusern vorüber, da schwang sich sein Pferd mit ihm in die Luft, daß, die ihm nachsahen, ihn bald nicht mehr sehen konnten. Kam also wieder vor dem Morgen gen Prag, verrichtete daselbst sein Geschäft und brachte über etliche Wochen hernach viel Schriften und neue Zeitungen von des Kaisers Hofe mit sich, als er wieder zu Haus kam.

Ein Mönch will Doktor Faustum bekehren.

Das Gerücht von Doktor Fausto und seinen seltsamen Abenteuern erscholl bald, nicht allein in der Stadt Erfurt, da er obgemeldte und dergleichen Possen viel angerichtet, sondern auch auf dem Lande. Darum fanden sich viel Adelspersonen und junge Ritter von der benachbarten Fürsten und Grafen Höfen bei ihm zu Erfurt ein und machten Bekanntschaft mit ihm, damit sie etwas Wunderliches von ihm sehen oder hören möchten, davon sie heute oder morgen zu sagen wüßten. Und weil solch Zulaufen so groß, war zu besorgen, es möchte die zarte Jugend dadurch geärgert und etliche verführet werden,

daß sie auch zu dergleichen Schwarzkünstlerei Lust bekämen, weil sie es nur für einen Scherz und Geschwindigkeit hielten und nicht vermeineten, daß der Seelen Gefahr darauf stünde; so ward von etlichen Verständigen ein berühmter Barfüßermönch, Doktor Klinge genannt, welcher auch mit Doktor Luthern und Doktor Langen wohl bekannt war, darum angesprochen, weil ihm Faustus auch bekannt, er solle ihn ernstlich fürnehmen und um solche Leichtfertigkeit strafen und versuchen, ob er ihn aus des Teufels Rachen erretten könnte. Der Mönch nahm dies auf sich, ging zum Fausto, redete zuerst freundlich, darnach auch hart mit ihm, erklärte ihm Gottes Zorn und ewige Verdammnis, so ihm auf solchem Wesen stünde und sagte, er wäre ein hochgelehrter Mann, könnte sich sonst wohl mit Gott und Ehren nähren, sollte solche Leichtfertigkeit, dazu er sich vielleicht in der Jugend durch den Teufel, der ein Lügner und Mörder, bereden hätte lassen, abtun, Gott seine Sünde abbitten, so könnte er noch Vergebung erlangen, weil Gottes Gnade niemals verschlossen usw. Doktor Faustus hörte mit Fleiß zu, bis er gar ausgeredet hatte, da sprach er: Mein lieber Herr, ich erkenne, daß ihrs gern gut mit mir sehen möchtet, weiß auch das alles wohl, was ihr mir jetzt vorgesagt. Ich habe mich aber zu hoch verstiegen und mit meinem eigenen Blute dem leidigen Teufel verschrieben, daß ich mit Leib und Seel ewig sein sein wolle. Wie kann ich denn nun zurück oder wie vermag mir geholfen zu werden. Der Mönch antwortete: Das kann wohl geschehen. Wenn ihr Gott um seine Gnade und Barmherzigkeit fleißig anrufet, wahre Reu und Buße tut und eure Sünde Gott abbittet und davon gänzlich abstehet, auch euch hinfort solcher Zauberei und Gemeinschaft mit den Teufeln enthaltet und niemand mehr ärgert noch verführt, so wollen wir Meß für euch halten in unserm Kloster, daß ihr wohl sollt des Teufels los werden. Meß hin, Meß her, spricht Doktor Faustus, meine Zusag bindet mich zu hart. So hab ich Gott mutwillig veracht und bin meineidig und treulos an ihm worden. Hab dem Teufel mehr geglaubt und vertraut denn ihm, darum ich nicht wieder zu ihm kommen oder mich seiner Gnade, die ich verscherzet, getrösten kann. Zudem wäre es nicht ehrlich, noch

mir rühmlich nachzusagen, wenn ich meinem Brief und Siegel, das doch mit meinem Blut ausgestellet, zuwiderhandeln wollte. Hat mir doch der Teufel auch redlich gehalten, was er mir zugesagt, darum will ich ihm wieder redlich halten, was ich ihm zugesagt und verschrieben. Da solches der Mönch hörte, ward er zornig und sprach: So fahr immer hin, du verfluchtes Teufelskind, wenn du dir nicht willst helfen lassen und es nicht anders haben willst; und ging wieder von ihm und zeigte solches dem Rektor in der Universität an und einem ehrbaren Rate. Da ward die Verfügung getan, daß Doktor Faustus seinen Stab fürder setzen mußte. Also kam er von Erfurt hinweg.

Von zwo Personen, so Doktor Faustus zusammenkuppelt.

Zu Wittenberg war ein Studiosus von Adel, N. N. genannt, der hatte sein Herz und Augen zu einer, die auch eines guten adeligen Geschlechts und ein überaus schön Weibsbild war, gewandt. Die hatte viel, und unter denselbigen auch einen jungen Freiherrn zum Werber. Denen allen aber schlug sies ab, und hatte sonderlich obgedachter Edelmann unter diesen allen den wenigsten Platz bei ihr. Derselbige kannte Doktor Faustum wohl, hatte auch oft in seinem Haus mit ihm gegessen und getrunken, und ficht ihn die Lieb zu der vom Adel so sehr an, daß er am Leib abnahm und darüber in eine Krankheit fiel. Das erfuhr Doktor Faustus und fragte derwegen seinen Geist Mephostophilem, was ihm doch wäre? Der zeigte ihm alle Ursach an. Darauf Doktor Faustus den Edelmann heimsuchte und ihm die Ursach seiner Krankheit eröffnete, der sich darüber verwunderte. Doktor Faustus tröstete ihn, er sollte nicht so sehr bekümmert sein, er wolle ihm behülflich sein, daß dieses Weibsbild keinem andern, denn ihm zuteil werden müßte, wie auch geschah. Denn Doktor Faustus verwirrte der Jungfrauen Herz so gar mit seiner Zauberei, daß sie keines andern Manns noch jungen Gesellens mehr achtete, da sie doch Fürnehme und Reiche von Adel zu Werbern hatte. Bald darnach befiehlt er diesem Edelmann, er solle sich stattlich kleiden, so wolle er mit ihm zu der Jung-

frau gehen, die in einem Garten bei andern Jungfrauen säße. Da würde man einen Tanz anfangen und solle er mit ihr tanzen, und gab ihm einen Ring, den sollte er an seinen Finger stecken, und sobald er mit ihr tanze und sie alsdann mit dem Finger berühre, würde sie ihr Herz zu ihm wenden und sonst zu keinem andern. Er sollte sie aber um die Ehe nicht ansprechen, denn sie würde ihn selbst darum anreden. Nahm darauf ein destillierts Wasser und wusch den Edelmann damit, welcher alsbald ein überaus schön Angesicht davon bekam. Also gingen sie miteinander in den Garten. Der Edelmann tät wie ihm Doktor Faustus befohlen hatte, tanzte mit der Jungfrau und rührte sie an, und von der Stund an wandte sie ihr Herz und Lieb zu ihm. Die gute Jungfrau war mit Cupidos Pfeilen durchschossen; denn sie hatte die ganze Nacht keine Ruh im Bett, so oft gedachte sie an ihn. Früh am Morgen schickte sie nach ihm, eröffnete ihm Herz und Lieb und begehrte seiner zur Ehe, der ihr aus inbrünstiger Liebe solches gern zusagte. Hatten alsbald Hochzeit miteinander, und ward auch dem Doktor Fausto eine gute Verehrung davon.

Von Doktor Fausti Buhlschaften.

Als Doktor Faustus sah, daß die Jahre seiner Verschreibung von Tag zu Tag zu Ende liefen, hub er an, ein säuisch und epikurisch Leben zu führen und berief sich sieben teufelische Weiber, die er alle beschlief; davon eine anders denn die andere gestaltet war, auch so trefflich schön, daß es nicht zu sagen. Dann fuhr er in viel Königreiche mit seinem Geist, damit er alle Weibsbilder sehen möchte, deren er sieben mitbrachte: zwo Niederländerinnen, eine Ungarin, eine Engelländerin, zwo Schwäbinnen und eine Fränkin, die ein Ausbund des Landes waren. Mit denselbigen teufelischen Weibern trieb er Unkeuschheit bis an sein Ende.

Von einem Schatz, so Doktor Faustus gefunden.

Damit der Teufel seinen Erben, den Faustum, gar keinen Mangel leiden lasse, wies der Geist Mephostophiles Doktor

Fauſtum in eine alte Kapellen, ſo eingefallen war und eine halbe Meile Wegs von Wittenberg gelegen iſt. Allda hatte es einen vergrabenen Keller. Da ſollte Doktor Fauſtus graben, ſo würde er einen großen Schatz finden. Dem ging Doktor Fauſtus treulich nach. Wie er nun hinabkam, fand er einen greulichen, großen Wurm auf dem Schatz liegen, der Schatz aber erſchien wie ein angezündet Licht. Doktor Fauſtus beſchwor ihn, daß er in ein Loch kroch. Als er nun den Schatz grub, fand er nichts als Kohlen darinnen; hörte und ſah auch daneben viel Geſpenſter. Alſo brachte Doktor Fauſtus die Kohlen zu Haus, die alsbald in Silber und Gold verwandelt wurden, welches, wie ſein Famulus gemeldet hat, etliche tauſend Gulden wert geſchätzt worden iſt.

Von der Helena aus Griechenland, ſo dem Fauſto Beiwohnung getan in ſeinem letzten Jahre.

Damit nun der elende Fauſtus ſeines Fleiſches Lüſten genugſam Raum gäbe, fällt ihm in dem dreiundzwanzigſten Jahre ſeiner Verſchreibung um Mitternacht, als er erwachte, die Helena aus Griechenland, ſo er vormals den Studenten am weißen Sonntag erweckt hatte, in den Sinn; derhalben er morgens ſeinen Geiſt ermahnte, er möge ihm die Helenam herbeibringen, die ſeine Konkubina ſein ſolle, welches auch geſchah. Und dieſe Helena war ebenmäßiger Geſtalt, wie er ſie den Studenten erweckt hatte, mit lieblichem und holdſeligem Antlitz. Als nun Doktor Fauſtus ſolches ſah, hat ſie ihm ſein Herz dermaßen gefangen, daß er mit ihr anhub zu buhlen und als ſein Schlafweib bei ſich behielt und ſie ſo lieb gewann, daß er ſchier keinen Augenblick von ihr ſein konnte. Ward alſo in dem letzten Jahr ſchwangern Leibs von ihm und gebar ihm einen Sohn, deſſen ſich Fauſtus heftig freute und ihn Juſtum Fauſtum nannte. Dies Kind erzählte Doktor Fauſto viel zukünftige Ding, ſo in allen Ländern geſchehen ſollten. Als er aber hernach um ſein Leben kam, verſchwanden zugleich mit ihm Mutter und Kind.

Folget nun, was Doktor Faustus in seinem letzten Jahr mit seinem Geist und andern gehandelt, welches das 24. und letzte Jahr seiner Verschreibung war.

Von Doktor Fausti Testament, darinnen er seinen Diener Wagner zu einem Erben eingesetzt.

Doktor Faustus hatte diese Zeit hero bis in dies 24. und letzte Jahr seiner Verschreibung einen jungen Knaben auferzogen, so zu Wittenberg wohl studierte. Der sah alle Abenteuer, Zauberei und teufelische Kunst seines Herrn, Doktor Fausti, war sonst ein böser verlotterter Bube, der anfangs zu Wittenberg betteln gegangen und den, seiner bösen Art halben, niemand aufnehmen wollte. Dieser Wagner ward nun des Doktor Fausti Famulus, hielt sich wohl bei ihm, daß ihn Doktor Faustus hernach seinen Sohn nannte. Wo er auch hin kam, schlemmte und demmte er mit. Als sich nun die Zeit mit Doktor Fausto enden wollte, berief er einen Notar zu sich, daneben etliche Magister, so oft bei ihnen gewesen, und vermachte seinem Famulo das Haus samt dem Garten, neben des Gansers und Veit Rodingers Haus gelegen, bei dem eisernen Tor, in der Schergassen, an der Ringmauer. Item vermachte er ihm 1600 Gulden an Zinsgeld, ein Bauerngut, achthundert Gulden wert, sechshundert Gulden an barem Geld, eine güldene Ketten, dreihundert Kronen wert, Silbergeschirr, was er von Höfen mitgebracht hatte, sonderlich von des Papstes und Türken Hof, bis in die tausend Gulden wert. Sonsten war nicht viel Besonderes da an Hausrat, da er nicht viel daheim gewohnet, sondern bei Wirten und Studenten Tag und Nacht gefressen und gesoffen. Also ward sein Testament aufgerichtet und konstituieret.

Doktor Faustus bespricht sich mit seinem Diener des Testaments halben.

Als nun das Testament gemacht war, berief er seinen Diener zu sich und hielt ihm für, wie er ihn im Testament bedacht habe, weil er sich die Zeit seines Lebens bei ihm wohl gehalten und seine Heimlichkeit nicht offenbaret hätte. Derhalben solle

er auch von ihm noch was bitten, das wolle er ihm gewähren. Da begehrte der Famulus seine Geschicklichkeit. Darauf antwortete ihm Faustus: Meine Bücher anlangend, sind dir dieselbigen schon vermacht. Jedoch sollst du sie nicht an den Tag kommen lassen, sondern deinen Nutzen damit schaffen und fleißig darinnen studieren. Zum andern begehrest du meine Geschicklichkeit, die du ja bekommen wirst, wenn du meine Bücher lieb hast, dich an niemand kehrest, sondern dabei bleibest. Dieweil aber mein Geist Mephostophiles mir weiter zu dienen nicht schuldig, derhalben ich dir ihn nicht vermachen kann, will ich dir doch einen andern Geist, so du es begehrest, verordnen.

Bald hernach, am dritten Tage, berief er seinen Famulum wieder und fragte ihn, ob er noch einen Geist wolle und in was Gestalt er ihm erscheinen solle. Er antwortete: Mein Herr und Vater, in Gestalt eines Affen, auch in solcher Größe und Form. Darauf erschien ihm ein Geist, in Gestalt und Form eines Affen, der in die Stuben sprang. Doktor Faustus sprach: Siehe, jetzt siehest du ihn, doch wird er dir nicht zu Willen werden vor meinem Tode; und wenn mein Geist Mephostophiles von mir genommen und du ihn nicht mehr sehen wirst und dein Versprechen, das bei dir stehet, leistest, so sollst du ihn nennen den Auerhahn, denn also heißt er. Daneben bitte ich, daß du meine Kunst, Taten und was ich getrieben habe, nicht offenbarest, bis ich tot bin; alsdann wolltest du es aufzeichnen, zusammenschreiben und in eine Historia bringen, dazu dir dein Geist und Auerhahn helfen wird. Was du vergessen hast, daran wird er dich wieder erinnern, denn man wird solche meine Geschichte von dir haben wollen.

Wie sich Doktor Faustus zu der Zeit, da er nur einen Monat noch vor sich hatte, so übel gehub, stets jammerte und seufzte über sein teufelisch Wesen.

Dem Fausto lief die Stunde herbei, wie in einem Stundenglas. Hatte nur noch einen Monat vor sich, darinnen seine 24 Jahr zu Ende liefen, in welchen er sich dem Teufel ergeben hatte mit Leib und Seel, wie hievorn angezeigt worden. Da

ward Faustus erst zahm, und war ihm wie einem gefangenen Mörder oder Räuber, so das Urteil im Gefängnis empfangen hat und der Strafe des Todes gewärtig sein muß. Denn er ward geängstet, weinte und redete immer mit sich selbst, phantasierte mit den Händen, ächzte und seufzte, nahm an Leib ab und ließ sich forthin selten oder gar nicht sehen, wollte auch den Geist nicht mehr bei sich sehen oder leiden.

Doktor Fausti Wehklag, daß er noch in gutem Leben und jungen Tagen sterben müßte.

Diese Traurigkeit bewegte Doktor Faustum, daß er seine Wehklagen aufzeichnete, damit ers nicht vergessen möchte, und ist dies seiner geschriebenen Klagen eine:

Ach, ach, ach, ich elender Mensch; o du betrübter, unseliger Fauste, du bist wohl in dem Haufen der Unseligen, da ich den übermäßigen Schmerz des Todes erwarten muß, ja einen viel erbärmlicheren, denn jemals eine schmerzhafte Kreatur erduldet hat. Ach, ach, Vernunft, Mutwill, Vermessenheit und freier Will. O du verfluchtes und unbeständiges Leben. O du Blinder und Unachtsamer, der du deine Glieder, Leib und Seel, so blind macheſt als du bist. O zeitliche Wollust, in welche Mühseligkeit hast du mich geführet, daß du mir meine Augen so gar verblendet und verdunkelt hast. Ach mein schwaches Gemüt, du meine betrübte Seel, wo ist deine Erkenntnis? O erbärmliche Mühseligkeit, o verzweifelte Hoffnung, so deiner nimmermehr gedacht wird. Ach Leid über Leid, Jammer über Jammer, Ach und Wehe, wer wird mich erlösen? Wo soll ich mich verbergen? Wohin soll ich mich verkriechen oder fliehen? Ja, ich sei, wo ich wolle, so bin ich gefangen. Darauf sich der arme Faustus bekümmerte, daß er nichts mehr reden konnte.

Wie der böse Geist dem betrübten Fausto mit seltsamen, spöttischen Scherzreden und Sprichwörtern zusetzt.

Auf solche obgehörte Wehklag erschien Fausto sein Geist Mephostophiles, trat zu ihm und sprach: Dieweil du aus der Heiligen Schrift wohl gewußt hast, daß du Gott allein anbeten, ihm dienen und keine anderen Götter, weder zur Linken

noch zur Rechten, neben ihm haben sollst, dasselbige aber nicht getan, sondern deinen Gott versucht, von ihm abgefallen, ihn verleugnet und dich hieher versprochen, mit Leib und Seel, so mußt du diese deine Versprechung leisten, und merke meine Reimen:

Weißt du was, so schweig,
Ist dir wohl, so bleib.
Hast du was, so behalt,
Unglück kommt bald.

Drum schweig, leid, meid und vertrag,
Dein Unglück keinem Menschen klag.
Es ist zu spat, an Gott verzag.
Dein Unglück läuft herein all Tag.

Darum, mein Fauste, ists nicht gut, mit großen Herren und dem Teufel Kirschen essen, sie werfen einem die Stiel ins Angesicht, wie du nun siehest. Derhalben: wärest du weit von dannen gangen, wäre gut gegen die Schüß gewesen. Dein hoffärtig Rößlein aber hat dich geschlagen und hast die Kunst, so dir Gott gegeben, veracht, dich nicht genügen lassen, sondern den Teufel zu Gast geladen, und hast die 24 Jahr hero gemeinet, es sei alles Gold, was gleißet. Siehe, du wareſt eine schön erschaffene Kreatur; aber die Rose, so man lang in Händen trägt und daran riecht, die bleibt nicht. Des Brot du gessen hast, des Liedlein mußt du singen. Verziehe bis auf den Karfreitag, so wirds bald Ostern werden. Was du verheißen hast, ist nicht ohn Ursach geschehen. Eine gebratene Wurst hat zween Zipfel. Auf des Teufels Eis ist nicht gut gehen. Du hast eine böse Art gehabt, darum läßt Art von Art nicht, also läßt die Katz das Mausen nicht. Allzu scharf macht schartig. Weil der Löffel neu ist, braucht ihn der Koch; darnach, wenn er alt wird, so scheißt er drein, dann iß mit ihm aus. Ist es nicht auch also mit dir, der du ein neuer Kochlöffel des Teufels wareſt? Nun nützet er dir nichts mehr; denn der Markt hätt dich sollen lehren kaufen. Daneben hast du dich mit wenig Vorrat nicht begnügt, den dir Gott bescheret hat. Noch mehr, mein Fauste; was hast du für einen großen Übermut gebrauchet.

In allem deinem Tun und Wandel hast du dich des Teufels Schwager genannt, derhalben schürz dich nun, denn Gott ist HERR, der Teufel ist nur Abt oder Mönch. Hoffart tat nie gut. Wollteſt Hans in allen Gassen sein, so soll man Narren mit Kolben lausen. Wer zu viel will haben, dem wird zu wenig; darnach einer kegelt, darnach muß er aufſetzen. So laß dir nun meine Lehr und Erinnerung zu Herzen gehn, die gleichwohl schier verloren ist. Du solltest dem Teufel nicht so wohl vertraut haben, dieweil er Gottes Aff, auch ein Lügner und Mörder ist. Darum solltest du klüger gewesen sein. Den Teufel zu beherbergen, braucht einen klugen Wirt. Es gehört mehr zum Tanz, denn ein rot Paar Schuh. Hättest du Gott vor Augen gehabt und dich an den Gaben, so er dir verliehen, genügen lassen, so dürftest du diesen Reihen nicht tanzen und solltest dem Teufel nicht so leichtlich zu Willen worden sein und geglaubt haben. Denn wer leichtlich glaubt, wird bald betrogen. Jetzt wischt der Teufel das Maul und gehet davon. Du hast dich zum Bürgen gesetzt mit deinem eigenen Blut, so soll man Bürgen würgen. Hast es zu einem Ohr lassen eingehen, zum andern wieder aus.

Als nun der Geist Fausto den armen Judas genugsam gesungen, ist er wiederum verschwunden und hat den Faustum allein, ganz melancholisch und verwirrt, gelassen.

Doktor Fausti Wehklag von der Höllen und ihrer unaussprechlichen Pein und Qual.

O ich armer Verdammter, warum bin ich nicht ein Vieh, so ohne Seel stirbet, damit mir nichts weiters widerfahren dürfte. Nun nimmt der Teufel Leib und Seel von mir und setzt mich in eine unaussprechliche Finsternis der Qual. Denn gleichwie die Seelen an sich haben Schönheit und Freud, also muß ich Armer mit den Verdammten einen unerforschlichen Greuel, Gestank, Schmach, Zittern, Zagen, Schmerzen, Trübsal, Heulen, Weinen und Zähneklappern haben. Und sind alle Kreaturen und Geschöpfe Gottes wider uns und müssen wir von den Heiligen ewige Schmach tragen. Ich weiß mich noch zu erinnern, wie ich den Geist auf eine Zeit nach der Verdammnis gefragt

habe und er zu mir sagte, es sei ein großer Unterschied unter den Verdammten, denn die Sünden sind ungleich, und sprach ferner: Gleich wie Spreu, Holz und Eisen von dem Feuer verbrannt werden, doch eins leichter als das andere, also auch die Verdammten in der Glut der Höllen. Ach du ewige Verdammnis, so du vom Zorn Gottes also inflammiert, von Feuer und Hitze bist, so keines Schürens in Ewigkeit bedarf. Ach, welcher Trauer, Trübsal und Schmerzen muß man da gewärtig sein, mit Weinen der Augen, Knirschen der Zähne, Jammer der Stimm, Erschreckung der Ohren, Stank in der Nasen und Zittern der Hände und Füß. Ach ich wollte gern des Himmels entbehren, wenn ich nur der ewigen Strafe entfliehen könnte. Ach, wer wird mich denn aus dem unaussprechlichen Feuer der Verdammten erretten? Da keine Hülf sein wird, da kein Beweinen der Sünden nutz ist, da weder Tag noch Nacht Ruhe ist, wer will mich Elenden erretten? Wo ist meine Zuflucht? Wo ist mein Schutz, Hülf und Aufenthalt? Wo ist meine feste Burg? Wessen darf ich mich trösten? Der Seligen Gottes nicht, denn ich schäme mich, sie anzusprechen; mir würde keine Antwort werden, sondern ich muß mein Angesicht vor ihnen verhüllen, daß ich die Freude der Auserwählten nicht sehen mag. Ach, was klage ich, da keine Hülfe kommt, da ich keinen Trost auf meine Klagen weiß. Amen, Amen. Ich habs also haben wollen, nun muß ich den Spott zum Schaden haben.

Folget nun von Doktor Fausti greulichem und erschrecklichem Ende, bei welchem sich jeder Christenmensch genugsam zu spiegeln und davor zu hüten hat.

Die 24 Jahr des Doktor Fausti gingen zu Ende, und in der letzten Woche erschien ihm der Geist, wies ihm seinen Brief oder Verschreibung und zeigte ihm daneben an, daß der Teufel auf die andre Nacht seinen Leib holen werde, dessen sollte er sich versehen. Doktor Faustus klagte und weinte die ganze Nacht, also daß ihm der Geist in dieser Nacht wieder erschien und ihm zusprach: Mein Fauste, sei doch nicht so kleinmütig. Ob du schon deinen Leib verliereſt, so ist doch noch lang hin,

bis dein Gericht wird. Du mußt doch zuletzt sterben, wenn du gleich viel hundert Jahr lebtest. Müssen doch die Türken, Juden und andere unchristliche Kaiser auch sterben und in gleicher Verdammnis sein. Weißt du doch noch nicht, was dir aufgesetzt ist. Sei beherzt und verzage nicht so gar. Hat dir doch der Teufel verheißen, er wolle dir einen stählern Leib und Seel geben und solltest nicht leiden, wie andere Verdammte. Solchen und noch mehr Trosts gab er ihm, doch falsch und der Heiligen Schrift zuwider. Doktor Faustus, der nicht anders wußte, denn daß er die Versprechung oder Verschreibung müsse mit der Haut bezahlen, ging eben an diesem Tage, da ihm der Geist angesagt, daß der Teufel ihn holen werde, zu seinen vertrauten Gesellen, Magistris, Bakkalaureis und andern Studenten mehr, die ihn zuvor oft besucht hatten, und bittet die, sie möchten mit ihm in das Dorf Rimlich, eine halbe Meil Wegs von Wittenberg gelegen, spazieren und allda mit ihm eine Mahlzeit halten, was sie ihm zusagten. Gehen also miteinander dahin und essen ein Morgenmahl, mit vielen köstlichen Gerichten an Speise und Wein, so der Wirt auftrug. Doktor Faustus war mit ihnen fröhlich, doch nicht recht von Herzen, und bat sie alle wiederum, sie möchten ihm zu Gefallen zur Nacht mit ihm essen und diese Nacht vollends bei ihm bleiben, er müßte ihnen was Wichtiges sagen, welches sie ihm abermals zusagten. Nahmen also die Mahlzeit ein, und als der Schlaftrunk getan war, bezahlte Doktor Faustus den Wirt und bat die Studenten, mit ihm in eine andre Stuben zu gehen, er wolle ihnen etwas sagen. Das geschah. Doktor Faustus sagte zu ihnen also: Meine lieben Vertrauten und ganz günstigen Herren. Warum ich euch berufen hab, ist dies, daß euch viel Jahr her bekannt, was ich für ein Mann war, in vielen Künsten und Zauberei erfahren, welche aber nirgends anders denn vom Teufel herkommen. Zu welcher teufelischen Lust mich auch niemand gebracht, als die böse Gesellschaft, so mit dergleichen Stücken umgingen; darnach mein nichtswürdiges Fleisch und Blut, mein halsstarriger und gottloser Willen und fliegende teufelische Gedanken, welche ich mir fürgesetzt. Daher ich mich dem Teufel versprechen müssen, nämlich in 24 Jahren mein

Leib und Seel. Nun sind solche Jahr bis auf diese Nacht zu Ende gelaufen, und stehet mir das Stundenglas vor Augen, daß ich gewärtig sein muß, wann es ausläuft, er mich diese Nacht holen wird. Darum habe ich euch freundliche, günstige, liebe Herren vor meinem Ende zu mir berufen und mit euch einen Johannistrunk zum Abschied tun wollen und euch mein Hinscheiden nicht verbergen. Bitt euch hierauf, günstige, liebe Brüder und Herrn, ihr wollet alle die Meinen und die meiner im Guten gedenken, von meinetwegen brüderlich und freundlich grüßen, daneben mir nichts für übel halten, und wo ich euch jemals beleidigt, mir solches herzlich verzeihen. Was aber die Abenteuer anlangt, so ich in solchen 24 Jahren getrieben habe, werdet ihr alles nach mir aufgeschrieben finden, und laßt euch mein greulich End euer Lebtag ein Fürbild und Erinnerung sein, daß ihr wollet Gott vor Augen haben, ihn bitten, daß er euch vor des Teufels Trug und List behüten und nicht in Versuchung führen wolle, dagegen ihm anhangen, nicht so gar von ihm abfallen, wie ich gottloser und verdammter Mensch, der ich veracht und abgesagt habe der Taufe, dem Sakrament Christi, Gott selbst, allem himmlischen Heer und den Menschen, einem solchen Gott, der nicht begehrt, daß einer sollt verloren werden. Laßt euch auch durch die böse Gesellschaft nicht verführen, wie es mir begegnet ist. Besucht fleißig und emsig die Kirchen, sieget und streitet allezeit wider den Teufel mit einem guten Glauben an Christum und gottseligem Wandel.

Endlich nun und zum Beschluß ist meine freundliche Bitte, ihr wollet euch zu Bett begeben, mit Ruhe schlafen und euch nichts anfechten lassen; auch so ihr ein Gepolter und Ungestüm im Haus höret, wollet ihr drob mit nichten erschrecken, es soll euch kein Leid widerfahren, wollet auch vom Bett nicht aufstehen, und so ihr meinen Leib tot findet, ihn zur Erden bestatten lassen. Denn ich sterbe als ein böser und guter Christ: ein guter Christ, darum, daß ich eine herzliche Reue habe und im Herzen immer um Gnade bitte, damit meine Seele errettet möchte werden, ein böser Christ, daß ich weiß, daß der Teufel den Leib haben will. Den will ich ihm aber gerne lassen, er laß mir nur die Seele zufrieden. Hierauf bitt ich euch, ihr

wollet euch zu Bette verfügen, und wünsche euch eine gute Nacht, mir aber eine ärgerliche, böse und erschreckliche.

Diese Deklaration und Erzählung tät Doktor Faustus mit beherztem Gemüt, damit er sie nicht verzagt, erschrocken und kleinmütig machte. Die Studenten aber verwunderten sich aufs höchste, daß er so verwegen gewesen, sich nur um Schelmerei, Fürwitz und Zauberei willen in eine solche Gefahr an Leib und Seel begeben hatte; war ihnen herzlich leid, denn sie hatten ihn lieb und sprachen: Ach, mein Herr Fauste, wes habt ihr euch geziehen und habt so lang still geschwiegen und uns solches nicht offenbaret. Wir wollten euch durch gelehrte Theologen aus dem Netz des Teufels errettet und gerissen haben, nun aber ist es zu spat und euerm Leib und Seel schädlich. Doktor Faustus antwortete, er hätte es nicht tun dürfen, ob er schon oft Willens gewesen, sich zu gottseligen Leuten zu tun, Rat und Hülf zu suchen. Als sie solches von Doktor Fausto vernahmen, sagten sie zu ihm, dieweil nun nichts andres zu erwarten sei, solle er Gott anrufen, ihn um seines lieben Sohnes Jesu Christi willen um Verzeihung bitten und sprechen: Ach Gott, sei mir armen Sünder gnädig und gehe nicht mit mir ins Gericht, denn ich vor dir nicht bestehen kann, und wiewohl ich dem Teufel den Leib muß lassen, wolleſt du doch die Seel erhalten; vielleicht, daß Gott etwas täte. Das sagte er ihnen zu, daß er beten wolle. Es wollte ihm aber nicht eingehen, wie dem Kain, der auch sagte, seine Sünden wären größer, denn daß sie ihm möchten verziehen werden. Also dachte er auch immerdar, er hätte es mit seiner Verschreibung zu grob gemacht. Diese Studenten und guten Herren, als sie Faustum segneten, weinten sie und umfingen einander. Doktor Faustus aber blieb in der Stuben. Und da die Herren sich zu Bette begeben hatten, konnte keiner recht schlafen, denn sie wollten den Ausgang hören. Es geschah aber zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht, daß gegen das Haus her ein großer, ungestümer Wind ging, so das Haus an allen Orten umgab, als ob er alles zugrunde richten und das Haus zu Boden reißen wollte. Darob vermeinten die Studenten zu verzagen, sprangen aus dem Bett und huben an, einander zu trösten und wollten nicht

aus der Kammer. Der Wirt aber lief aus seinem in ein andres Haus. Die Studenten lagen nahe bei der Stuben, da Doktor Faustus innen war. Sie hörten ein greuliches Pfeifen und Zischen, als ob das Haus voller Schlangen, Nattern und anderer schädlicher Würmer wäre. Indem geht in der Stuben Doktor Fausti Tür auf und hub er an um Hülf und Mordio zu schreien, aber kaum mit halber Stimm. Bald hernach hört man ihn nicht mehr.

Als es nun Tag ward und die Studenten die ganze Nacht nicht geschlafen hatten, sind sie in die Stuben gegangen, darinnen Doktor Faustus gewesen war. Sie sahen aber keinen Faustum mehr und nichts, denn die Stuben voller Bluts gespritzt. Das Hirn klebte an der Wand, weil ihn der Teufel von einer Wand zur andern geschlagen hatte. Es lagen auch seine Augen und etliche Zähne allda, ein greulich und erschrecklich Schauspiel. Da huben die Studenten an, ihn zu beklagen und zu beweinen und suchten ihn allenthalben. Letzlich aber fanden sie seinen Leib heraußen bei dem Mist liegen, welcher greulich anzusehen war, denn ihm der Kopf und alle Glieder schlotterten.

Diese gemeldten Magister und Studenten, so bei des Fausti Tod gewesen, haben soviel erlangt, daß man ihn in diesem Dorf begraben hat. Darnach sind sie wiederum hinein gen Wittenberg und in Doktor Fausti Behausung gegangen, allda sie seinen Famulum, den Wagner, gefunden, der sich seines Herrn halben übel gehub. Sie fanden auch diese des Fausti Historie aufgezeichnet und von ihm beschrieben, wie hievor gemeldt, alles ohne sein Ende, welches von obgemeldten Magistern und Studenten hinzugetan worden, desgleichen was sein Famulus aufgezeichnet, von dem auch ein neues Buch ausgehet. Eben am selbigen Tage ist auch die verzauberte Helena samt ihrem Sohn nicht mehr vorhanden gewesen, sondern verschwunden. Es war auch forthin in seinem Haus so unheimlich, daß niemand darinnen wohnen konnte. Doktor Faustus erschien auch seinem Famulo leibhaftig bei Nacht und offenbarte ihm viel heimlicher Dinge. So hat ihn auch bei der Nacht zum Fenster hinaus gucken sehen, wer vorübergegangen ist.

Also endet sich die ganze, wahrhaftige Historia und Zauberei Doktor Fausti, daraus jeder Christ zu lernen, sonderlich aber, die eines hoffärtigen, stolzen, fürwitzigen und trotzigen Sinnes und Kopfs sind: Gott zu fürchten, Zauberei, Beschwörung und andere Teufelswerke zu fliehen, so Gott ernstlich verboten hat, und den Teufel nicht zu Gast zu laden, noch ihm Raum zu geben, wie Faustus getan hat. Denn uns hie ein erschrecklich Exempel seiner Verschreibung und Ends fürgebildet ist. Desselben müßig zu gehen und Gott allein zu lieben und vor Augen zu haben, allein anzubeten, zu dienen und zu lieben, von ganzem Herzen und ganzer Seele und von allen Kräften, und dagegen dem Teufel und allem seinem Anhang abzusagen und mit Christo endlich ewig selig zu werden. Amen, Amen. Das wünsche ich einem jeden vom Grunde meines Herzens, AMEN.

I. Petri V.

Seid nüchtern und wachet; denn euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge; dem widerstehet fest im Glauben.

Die Hiſtorie von einer Frau,
genannt

Meluſine,

die eine Meerfei und dazu eine
geborene Königin geweſen.

1456

Da diese Historie noch nicht in deutscher Sprache vorhanden ist, so hab ich, Thüring von Ringoltingen, sie mit Gottes Hilf am Donnerstag nach St. Vincentiustag vollendet in dem Jahre, da man zählt von Christi Geburt tausendvierhundertsechsundfünfzig, und hab ich es, so gut ich konnte, gemacht; denn solche Dinge von einer Sprache in die andere zu übertragen, ich kein Meister bin. Darum bitte ich meinen gnädigen Herrn, den Markgrafen zu Röteln, gar demütiglich, dieweil er die Sprach besser kann denn ich, auch jeden andern, der es besser weiß, daß er reformieren und korrigieren wolle, wo es not ist.

Nun habe ich einen Grafen von Erlach gekannt, der da in viel Schlössern, die Melusine erbaut hat, gewesen ist, und habe ich viel schöner Historien und Bücher gelesen: als von des Königs Artus Hof und seiner Tafelrunde, von Herrn Iwein, Herrn Lanzelot, Herrn Tristan und Herrn Parzival, deren jeder seine besondere Historie hat. Keine von ihnen aber dünkt mich seltsamer und abenteuerlicher denn diese Historie von der Melusine, und scheint es mir die wahrhaftigste zu sein, und halte ich davon mehr denn von den andern, dieweil die vorgemeldeten großen Geschlechter alle daher kommen. Auch sind die Grafen von St. Paul in Frankreich desselben Stammes gewesen und haben in ihrem Wappen Melusine, die Meerfei, geführt, in der Gestalt, die sie alle Samstag angenommen hat.

Wie Herr Johann von Partenach seinem Kaplan befahl, dieses Buch in französischer Sprach zu machen.

Es ist vor Zeiten in Frankreich ein Graf von Poitiers gewesen, der war Herr zu Partenach; und der begehrte von einem seiner Kapläne, daß er in aller seiner Vorfahren Chroniken nachforsche, wie oder durch wen das Schloß oder Stadt Lusignan, in Frankreich gelegen, gebauet und gestiftet wär und von welchem Geschlecht der Graf und seine Vorfahren wären; und hieß ihn daraus ein Buch mit Reimen machen. Derselbe fand Bücher in frankreichischer Sprach, die waren aus der lateinischen übertragen; und aus denselbigen Büchern machte er dieses Buch und ist der Sinn der Historien zu Deutsch also:

Zu der Zeit des Königs Otto von Frankreich war zu Poitiers ein edler Graf, genannt Emmerich; der war ein wohlgelehrter Herr, besonders in der Astronomie; also daß er viel von des Himmels Lauf und künftigen Dingen wußte. Er war an Gut gar reich und hatte einen Sohn und eine Tochter, die ihm gar lieb waren. Der Sohn hieß Bertram und die Tochter Blanchette und war eine schöne und züchtige Jungfrau.

Nun waren in dem Lande zu Poitiers viel große Wälder und hieß einer der Kürbisforst. In demselben saß ein Graf, der war genannt der Graf vom Forst. Er war an zeitlichem Gut arm und beladen mit viel Kindern; war aber ein redlicher Herr und lebte gar weislich und in guter Ordnung und brachte sich ehrlich durch mit wenig Gut, darum er von männiglich geehrt und wohl gehalten ward. Derselbe war des vorgenannten Grafen von Poitiers rechter Oheim.

Nun betrachtete der Graf Emmerich von Poitiers, wie arm sein Oheim wär und gedachte, ihm seiner Kinder eines abzunehmen, daß er seine zeitliche Nahrung desto leichter haben möchte und seine andern Kinder desto besser ausstatten und versorgen.

Hierin halten sie ein Gastmahl und trinken und essen miteinander gar freundlich.

Der Graf hieß darauf zu Poitiers ein Gastmahl zurichten und seinen Oheim und seine Vettern, die Grafen vom Forst,

dazu laden, wie er es zuvor mit seinen Lehensmannen beraten hatte. Und kam der Graf vom Forst mit seinen drei Söhnen in gar weidlicher Zucht und Ordnung. Bei diesem Gastmahl ehrte Graf Emmerich seinen Oheim und dessen Söhne und begann, die Jünglinge zu beschauen. Unter den dreien gefiel ihm der jüngste, Reimund genannt, sehr wohl; darum sprach er zu seinem Oheim: Lieber Oheim, ich sehe wohl, daß ihr mit Kindern sehr beladen seid; darum begehr ich von euch, daß ihr mir eurer Söhne einen gebet; den will ich erziehen als mein eigen Kind und ihn versorgen, und dürft ihr mir darin wohl vertrauen. Da antwortete ihm sein Oheim und sprach: Lieber Herr, welchen ihr da haben wollt unter den dreien, der sei euer. Also forderte er den jüngsten, Reimund. Des dankte ihm der Graf vom Forst herzlich und gab ihm den Reimund, der ein gar adeliger Jüngling und sehr wohlgestalt war.

Wie Graf Emmerich mit Reimund auf die Jagd ritt.

Als nun das Gastmahl drei Tage gewährt hatte, nahm der Graf vom Forst Urlaub mit seinen Söhnen und schied von Reimund, der darüber etwas betrübt war. Doch hatte ihn Graf Emmerich gar lieb und ehrte ihn; denn er diente ihm gar fleißig.

Da nun einstmals Graf Emmerich nach seiner Gewohnheit auf der Jagd war und die Seinen ein wildes Schwein jagten, eilte das Schwein also schnell vor den Hunden hin und zog die ganze Jagd nach, daß Graf Emmerich alle seine Diener verlor, ausgenommen Reimund, der bei ihm war. Der sprach zu ihm: Herr, wir sind nun zur Nacht von allen unsern Leuten abkommen; doch laßt uns nicht zurück reiten in die Nacht hinein; denn wir können die Jäger nicht finden. Ich rat vielmehr, daß wir etwa hie in der Nähe sehen, wo wir diese Nacht Herberg finden mögen. Der Graf antwortete und sprach zu ihm: Du redest recht und rateſt wohl; denn die Sterne stehn am Himmel und scheint der Mond gar hell. Also fingen sie an zu reiten quer durch den Wald und fanden zuletzt nach vieler Mühe einen schönen Weg. Da sprach Reimund: Herr, ich glaub, daß dieser Weg gen Poitiers führt; also laßt uns eilen. Vielleicht finden wir etliche unserer Leute, die den Weg besser

kennen denn wir, so kommen wir auch nicht so spat und läßt man uns zu Poitiers noch ein. Der Graf sprach: Ich folge gern deinem Rat.

Wie Graf Emmerich in dem Gestirn Wunder sah und das dem Reimund zeigte und sagte.

Da sie nun ritten und der Graf das Gestirn des Himmels und der Planeten zu betrachten begann; denn er war ein guter Astronomus und wußte sich über künftige Dinge zu unterrichten, sieht er unter andern Sternen einen Stern. Da er den sah, seufzte er sehr tief und sprach: Ach Gott, wie sind deine Wunder so groß und so mannigfaltig; oder wie mag doch die Natur einen Mann werden lassen, der durch sein Übeltun und seine Missetat soll zu großen Ehren erhöht werden, da es doch unziemlich ist, daß durch Übeltun jemand aufkomme, gelobt und geehrt werde; und sprach zu Reimund: Lieber Vetter, komm herzu, ich zeige dir groß Wunder und seltsame Abenteuer, dergleichen du nie vernommen hast. Reimund fragte seinen Herrn, was das wäre. Antwortete ihm Graf Emmerich und sprach: Da sehe ich, daß zu dieser Stund jetzund einer seinen Herren tötet und mächtiger, glückhaftiger und reicher denn seiner Freunde einer wird. Reimund redete nicht ein Wort und fand ein Feuerlein, das hatten die Hirten in dem Holz gelassen. Und er saß ab von dem Roß, klaubte kleines Holz zusammen und machte ein Feuer; denn es war kalt. Der Graf stieg auch ab, sich zum Schaden, und wärmten sich beide bei dem Feuer. Indem hörten sie durch das Holz etwas herbrechen. Reimund ergriff schnell sein Schwert, desgleichen der Graf seinen Spieß, als schon ein großes Schwein daher kam, mit seinen Zähnen klappte und feindselig schäumte. Reimund schrie: O Herr, erhaltet euer Leben und steiget schnell auf einen Baum. Der Graf antwortete: Solches ist mir nie widerfahren und soll mir auch, so Gott will, niemals vorgeworfen werden, daß ich um eines Schweines willen so schändlich geflohen sei. Das war Reimund sehr leid. Der Graf zückte den Spieß, lief das Schwein an und gab ihm einen Stich; traf es aber nicht recht, also daß ihm das Schwein den Spieß aus der Hand schlug und ihn auf die Erde niederwarf.

Reimund zückte seines Herrn Spieß und wollt das Schwein treffen; zu großem Unglück aber fehlte er und stieß den Spieß seinem Herrn tief in den Leib. Er zückte wiederum, traf das Schwein und fällte es; und kehrte sich um und kam zu seinem Vetter und fand ihn in Todesnöten liegen und verscheiden.

Wie Reimund um seinen Vetter klagte, daß er ihn getötet hatte.

Da Reimund das große Unglück sah, das ihm geschehen war, braucht man nicht fragen, ob er es beklagt habe. Ja, er schrie und klagte also jämmerlich und bitterlich, daß es nicht auszudenken: Ach Glück, niemand soll sich auf dich verlassen, denn viel Leids und Jammers kannst du dem zufügen, dem du es gönnest. Und kannst machen aus einem Armen einen Reichen und aus dem Reichen einen Armen. Dem einen hilfst du auf, dem andern nieder; einem bist du süß, dem andern bitter. Ach Glück, wes hast du mich jungen, armen Toren geziehen, daß du mich also an Leib und Seel, an Ehre und Gut verderbt und in große Not und Elend bracht hast? Ach, wollte Gott, daß ich nun auch stürbe und mit meinem liebsten Herrn begraben würde; denn ich bin zeitlichen Trostes ganz beraubt und mag mein Leben lang aus dem Argwohn nicht kommen, daß ich den Stich an meinem allerliebsten Vetter mit Willen getan

und ihn ermordet hab. Verflucht sei die Stund, in der ich empfangen und geboren ward; denn nimmer vermag ich diese Tat zu büßen. Also trieb Reimund solche Klagen mehr denn eine Stunde. Darnach saß er wieder auf sein Roß in großem Jammer, wand seine Händ und ließ sein Pferd gehen ohne Führung und rührte den Zaum nicht an vor großem Herzeleid.

Wie Reimund irre ritt und zu dem Durstbrunnen kam, wo Melusine ihn tröstete und ihm alles sagte, was ihm widerfahren sollte.

Reimund kam in dieser großen Klag zu einem Brunnen, genannt der Durstbrunnen. Bei demselben stunden drei gar schöne Jungfrauen von edler Gestalt, die er nun vor Leid und Jammer ganz übersehen und ihrer nicht acht gehabt hatte. Da ging die jüngste und schönste zu ihm und sprach: Ich hab nie einen Edelmann so ohne Zucht gesehen, daß er an Frauenbildern vorüber ging und ihnen keine Ehr erbot. Reimund antwortete ihr nichts und trieb sein Klagen weiter, bis sie ihn bei dem Zaum fing und zu ihm sprach:

Sicherlich, du beweisest nicht, daß du von Adel geboren bist, darum, daß du also schweigend vorüberreiten wolltest. Da Reimund die schöne Jungfrau erblickte, erschrak er und wußte nicht, ob das ein Gespenst oder eine Frau wäre. Also sah die Jungfrau wohl,

daß er tödlich bleich war vor Leid und vor Schrecken; fing aber dennoch an und beschuldigte ihn großer Zuchtlosigkeit. Da begann er die unsägliche Schönheit ihres Leibes anzuschauen und sprang schnell von seinem Pferde und sprach: Ach, allerschönste Jungfrau, ich bitt euch, daß ihr mir meine große Zuchtlosigkeit verzeihen wollet; denn sicherlich, ich bin in Leid und Jammer gewesen eines großen Unglücks wegen, so mir widerfahren ist; also daß ich nicht wußte, was ich tat oder wo ich war. Die Jungfrau antwortete gar gütig und sprach: Reimund, lieber Freund, deine Not und Klag sind mir in Trauer leid. Da Reimund hörte, daß sie ihn mit Namen nannte, nahm ihn das sehr wunder und sprach er: Ach, edle und schöne Jungfrau, mich kann nicht genug wundern, daß ihr meinen Namen wisset; denn mich dünkt, ich hab euch nie gesehn. Doch erkenn ich wohl ein unsäglich schön Angesicht und Gestalt und große Zucht an euch und sagt mir mein Herze, ich soll in meinem großen Leid noch einen Trost von euch empfangen, dadurch mir mein großer Kummer etwas erleichtert würde. Die Jungfrau sprach: Reimund, ich weiß deine Not und das Unglück, so dir in dieser Stund widerfahren ist. So du aber nun meinem Rate folgen willst, soll es dir an Gut und Ehren, Glück und Segen niemals gebrechen; sondern du sollst glückhaftiger, mächtiger und reicher werden denn einer deiner Blutsfreunde oder Vorfahren. Reimund gewann Trost und Freud aus den freundlichen Worten der schönen Jungfrau. Sie aber hub wiederum an: Lieber Reimund, was dir dein Herr und Vetter geweisagt hat, das muß an dir geschehen mit der Hilf Gottes, der alle Ding vermag. Da nun Reimund hörte, daß sie von Gott redete, dachte er in seinem Herzen: Nun mag ich getrost sein, daß die Jungfrau kein Gespenst, sondern von christlichem Blut und nicht ungläubig ist; und sprach zu ihr: Schöne, edle Jungfrau, ich will mein Herz und Gemüt richten, euch zu hören und euern Willen zu vollbringen; aber sagt, wie das kommt, daß ihr meinen Namen wisset und wie euch das große Leid und Unglück kund geworden, das mir widerfahren ist. Die Jungfrau sprach zu ihm: Reimund, verzag nicht; dein Glück will sich erheben, wie dir dein Herr und Vetter das vorausgesagt hat. Und ich

bin die, durch die du das alles erhalten wirst. Doch zweifle nicht, daß ich von Gottes Gnaden und ein gut Christenmensch sei; denn ich glaub alles, das ein Christenmensch halten oder glauben soll: Daß Gott von einer keuschen Magd geboren ist und für uns arme Sünder gelitten hat; Gott und Mensch auferstanden ist und gen Himmel gefahren. Und alle Artikel des Christenglaubens konnte sie ihm gar ordentlich erzählen. Darnach sprach sie abermals zu ihm: Reimund, du wirst zu solchen Ehren kommen, daß nie einer deines Geschlechts je höher kam. Reimund antwortete: Allerliebste, edle Jungfrau, ich bin bereit, alles, was ihr mir ratet, zu tun mit ganzer Liebe und nach allem Vermögen. Die Jungfrau sprach: Reimund, so sollst du mir zu dem ersten schwören bei Gott und seinem Leichnam, daß du mich zu einem ehelichen Gemahl nehmen und an keinem Samstag mir nachfragen, noch mich suchen willst, wo ich sei, was ich tu oder schaffe; und mich den ganzen Samstag frei und unbekümmert lassen. So will ich dir hinwieder schwören, daß ich alle meine Zeit und Tage, besonders an jenem Tage nichts tun will, was dir schädlich oder unehrenvoll sei. Dies alles gelobte ihr Reimund und die Jungfrau sprach zu ihm: Wisse, so du mir nicht hältst, was du mir geschworen hast, so sollst du mich wahrlich verlieren und nimmermehr sehen; darnach aber mit deinen Kindern und Erben Unglück haben und abnehmen an Land und Leuten, an Ehren und an Gut. Reimund schwur ihr abermals, er wolle sich darin niemals vergessen, sondern ihr sein Gelübde getreulich halten. Da sprach die Jungfrau: Nun reite hin gen Poitiers; und so man dich fraget, wo dein Herr sei, magst du antworten: Ich hab ihn in dem Wald verloren. Das gleiche werden viele andere sagen. Darum wird man ihn suchen und ihn zuletzt finden und mit großer Klag gen Poitiers führen und begraben. Besonders die Frau und ihre Kinder werden groß Herzeleid haben. Du aber sollst sie trösten und ihnen freundlich dienen. So er dann bestattet ist, werden die Edlen alle kommen und ihre Lehen von ihrem Herrn empfangen. Alsdann sollst du ihn bitten, daß er dir für die getreuen Dienste, die du dem Grafen getan, eine Gabe überweisen wolle: nämlich bei diesem Brunnen, da wir jetzund sind, soviel

Erdreichs, Feldes und Waldes, als du mit eines Hirschen Haut umfangen mögest. Solches wird er dir nicht versagen. Alsdann sollst du darauf denken, daß dir desselbigen Tages noch gut versiegelte Briefe werden, darin enthalten sei, was die Gabe und warum sie dir ward; darnach sollst du von dannen gehn. Alsbald wirst du einen Mann finden, der eine Hirschhaut feil trägt; selbige kaufe, sie koste, was sie wolle. Daraus sollst du einen gar schmalen Riemen schneiden lassen, so dünn, als es sein mag; den ziehe um den Brunnen herum. Und hieß ihn also wegreiten und auf einen bestimmten Tag wieder zu ihr an die Stätte kommen.

Wie Reimund von der Jungfrau Melusine schied und hinweg ritt.

Reimund nahm also Urlaub von Melusine und verhieß ihr, alles das zu tun, was sie ihm geraten hatte. Ritt also hinweg und kam gen Poitiers am Morgen früh; und da er hineinkam, sprachen sie alle: Reimund, warum kommst du ohne deinen Herrn? Wo ist er? Reimund antwortete ihnen: Ich hab ihn seit gestern abend nimmer gesehen; denn er entritt mir in dem Walde der Jagd nach, daß ich ihn nicht einholen konnte und ihn also verloren hab. Also fragte man ihn nicht weiter; denn niemand hätte gemeint, daß dem Reimund solches widerfahren wär, wiewohl er gar schwermütig war und gar sehr seufzte. Doch hielt er sich weislich, wie ihm sein Gemahl zu tun geraten hatte.

Nun kamen des Grafen Diener alle zurück von der Jagd, bis auf zween. Ihrer keiner aber konnte sagen, an welchem Ende der Graf zuletzt gewesen war. Dadurch sich nun große Klag zu Hof erhub, insonders von der Gräfin und ihren Kindern. Und als sie also klagten, kamen die letzten zween Diener auch und trugen den Grafen und erzählten, wie sie ihn bei dem Schwein tot gefunden hätten. Da erhub sich ein jämmerliches Klagen und besonders erkannten die Gräfin und ihre Kinder erst die rechte Wahrheit. Und also ward der Graf köstlich und ehrenvoll bestattet und beweinten ihn Edel und Gemein, Jung und Alt,

Mann und Frau, Geistlich und Weltlich über die Maßen. Und besonders erhob Reimund solch große Klage, daß er darum geehrt wurde und männiglich ihn desto besser hielt.

Wie Reimund vom Grafen Bertram sein Lehen empfing.

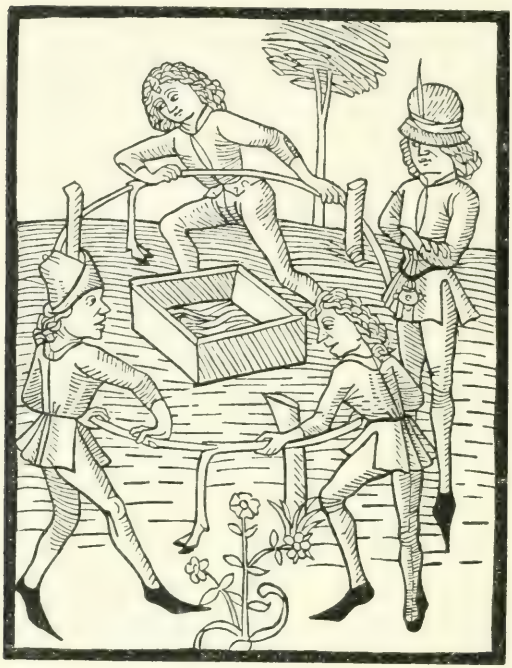
Da nun der Graf bestattet war, kamen die Edlen alle zu seinem Sohn, dem Grafen Bertram, und empfingen ihre Lehen, als man das gewohnt ist, bei einem neuen Herrn zu tun. Reimund trat auch herfür, tat seine Bitte und sprach also: Gnädiger Herr, ich bitt euer Gnaden, für die getreuen Dienste, die ich meinem seligen Oheim getan hab, daß ihr mir geben wollt bei dem Durstbrunnen so viel Erdreichs an Äckern und Wiesen, als ich mit einer Hirschhaut zu umfangen vermag. Ich begehre nicht mehr und mich dünket, meine Bitte ist so gering, daß ihr sie mir nicht versagen werdet. Der Herr antwortete ihm gar gütig: Ich will dir deine Bitt gewähren, es werde mir denn von meinen Räten widerraten. Die Herren aber sprachen: Herr, ihr sollt dem Reimund das nicht versagen; denn er hat solches und Größeres um unsern seligen Herrn verdient. Also versprach ihm Graf Bertram die Gabe nach seinem Begehren und gab ihm einen Brief mit allen seinen und der andern Herren und Ritter Insiegeln, und ward auch das Datum des Jahres und Tages darein gesetzt.

Des andern Morgens fand Reimund einen Mann, der trug eine Hirschhaut feil, gar schön und wohl gegerbt; die kaufte er zur Stund und ließ sich daraus gar schmale und dünne Riemlein schneiden. Darnach kam er wieder zu dem Grafen und bat, daß man ihm sein Lehen freundlich übergeben wolle.

Wie Reimund das Lehen ausgefolget ward.

Der Graf befahl seinen Dienern und etlichen seiner Räte, daß sie mit Reimund reiten und ihm seine Gabe überweisen sollten. Da sie nun zu dem Brunnen kamen und sahen, daß Reimund die Hirschhaut in so schmale Riemen geschnitten hatte, nahm sie das alle sehr wunder und wußten nicht, was sie tun sollten; denn es deuchte sie, es würde gar viel an Land umfangen. Da

kamen zween unbekannte Männer, nahmen die zerschnittene Hirschhaut und knüpften sie zusammen; steckten einen Pfahl in die Erde und banden Riemen daran und umzogen den Felsen, den Durstbrunnen und eine große Weite des Tales an dem Bach hin, der da floß. Hatten also zur Stund gar viel Lands umfangen, dessen sich die Boten sehr verwunderten; denn sie hatten gemeint, daß man kaum den halben Teil soviel damit umschließen möge. Doch was ihm versprochen worden, hielten sie ihm redlich und ritten in die nahe Karthause und von da wieder gen Poitiers und brachten ihrem Herrn Kunde von dem Geschehenen. Da sprach der Graf: Dies ist eine seltsame Sach; es mag wohl ein Gespenst gewesen sein; denn ich hab oft sagen hören, daß Wunder und Abenteuer bei dem Brunnen gesehen wurden. Desgleichen mag auch Reimund etwas Fremdes da widerfahren sein; doch wolle Gott, daß es gut und zu seinem Glück sei; denn es ist billig, meinem Freund und Vetter alles Gute wohl zu gönnen. Indes kam Reimund gar wohlgemut und dankte dem Grafen sehr für seine Gabe und sprach: Ich weiß nicht, was mir von dieser Gabe entstehen mag; aber ich hoffe, mir soll viel Gutes davon werden.



Wie Reimund der Jungfrau Meluſine Hofgeſinde in der Kapelle beſchauet.

Des Morgens früh ſtund Reimund auf und ritt wieder zu dem Durſtbrunnen. Da fand er ſein Gemahl, die ihn ſchön empfing und zu ihm ſprach: Reimund, ſei mir willkommen; denn du biſt weiſe und haſt nichts vergeſſen, ſondern alles ganz nach meinem Willen vollbracht. Darnach gingen ſie in eine Kapelle. Da ſah er ſoviel ſchönen Volks, Frauen, Ritter und Knecht, Prälaten und Prieſter, und ſo reich gekleidet, daß er ſich ſehr verwunderte und ſich nicht enthalten konnte, zu fragen: Wer oder von wannen ſind dieſe Leute alle? Sie antwortete ihm: Es ſoll dich nicht wunder nehmen; denn ſie ſind alle dein. Und damit kehrte ſie ſich zu dem Volk und gebot ihnen allen, daß ſie dem Reimund gehorſam wären als ihrem rechten Herrn und Gebieter. Das taten ſie zur Stund und erboten ihm große Ehr. Reimund dachte heimlich: Das iſt eine ſeltſame Gehorſamkeit und gebe Gott, daß es ein gutes End gewinne. Meluſine ſah, daß er in Gedanken war. Darum hub ſie an: Reimund, ich will dir ſagen, daß du mein Stand und Weſen eigentlich nicht erkennen kannſt, bis du mich nicht zu einem ehelichen Weib gemacht haſt. Da ſprach er zu ihr: Fraue, ich bin bereit zu allen Zeiten, allein euern Willen zu tun. Sie antwortete ihm: Lieber Reimund, es muß eine rechte Geſtalt haben, und du mußt Fleiß brauchen und Leut zu deiner Hochzeit mit dir bringen, die da wiſſen, mit Ehren Hochzeit zu halten. Und glaube mir, daß es denen, die mit dir herkommen, an nichts gebrechen wird, deſſen man zu Hochzeiten bedarf. Siehe aber, daß du mit den Deinen ohne Verzug am künftigen Montag früh zur Meſſe hier ſeieſt.

Darnach ritt Reimund wieder gen Poitiers zu ſeinem Herrn, grüßte ihn und ſprach: Gnädiger Herr, ich bin euer Diener, und darum iſt es billig, daß ich euch keine meiner Heimlichkeiten verſchweige. Alſo geb ich euch zu wiſſen, daß ich mir eine Frau zur Eh genommen, die mächtig und edel iſt; und will nun auf künftigen Montag Hochzeit haben bei dem Durſtbrunnen. Darum bitt ich euch gar demütiglich, daß eure Gnaden ſelber dabei ſein und mir ſolche Ehr antun wollen; desgleichen meine gnädige Frau, euere Mutter. Da antwortete ihm der Graf:

Lieber Vetter, ich will gern dir zuliebe kommen und hoffe auch, daß meine Mutter desgleichen tue. Doch eins muß ich dich fragen: Wer ist die Frau, die du da nimmst? Achte, daß du nicht mißfahrest. Auch sag mir, von welcher Gegend oder welchen Geschlechts sie ist und ob sie wohl- und hochgeboren, wenn ich dir zulieb dahin kommen soll. Reimund antwortete: Herr, es kann nicht sein, daß ihr etwas vernehmet, wer oder von wannen sie sei. Lasset euch daran genügen, daß ihr sie und ihren Stand sehen sollt. Der Graf sprach: Mich wundert nicht wenig, Vetter, daß du ein Weib nimmst und nicht weißt, wer sie ist. Da antwortete ihm Reimund: Herr, wahrlich, sie ist also wohlgestalt und mit löblichen Sitten gezieret, als ob sie eines Königs Tochter wär; und ich hab auch nicht gefragt, ob sie eines Herzogs oder Markgrafen Tochter sei. Sie ist ganz nach meinem Gefallen, und ich will sie haben. Da der Graf diese Rede hörte, dünkte ihn, daß der Handel mehr denn halb gemacht wär und ließ er sein Fragen sein und versprach, mit seiner Mutter selber zu kommen. Dessen dankte ihm Reimund gar sehr.

Wie Graf Bertram und seine Mutter von Reimund, Melusine und ihrem Volke ehrenvoll empfangen wurden.

Am Montag darnach machte sich am Morgen früh der Graf auf mit seiner Mutter, mit allem seinem Hofgesinde und viel Rittern und Knechten, seinem Vetter zu Ehren. Doch besorgte er, daß er und die Seinen bei dem Brunnen keine vollkommene Herberg finden möchten, schwieg aber und fragte nicht weiter. Es war aber eine törichte Sorg; denn als sie durch den Wald ritten, sahen sie unter dem Felsen zwischen den Bäumen gar viel schöner Zelte aufgerichtet. Und allenthalben sahen sie großen Rauch aufgehen und dabei viel Volks, Öfen, Kuchel und Köche. Indem sie noch dachten, dies alles sei ein Gespenst, ritten ihnen sechzig Ritter entgegen, stolz und wohl gewappnet, und empfingen den Grafen und die Gräfin mit großen Ehren, grüßten Reimund besonders als ihren Herrn und empfingen männiglich, Jung und Alt, jedermann nach seinem Stand, gleicherweis, als ob sie all ihr Tag bei ihnen gewesen wären. Darnach dankten sie dem Grafen von Melusinens wegen und gaben ihm

gute Herberg und schöne Zelte; und waren darin für die Pferde schon Krippen und Raufen gemacht. Die Gräfin aber und all die Ihren wurden von Frauen und Jungfrauen lieblich empfangen. Alle verwunderten sich sehr der herrlichen Dinge, die da bereit waren. Die Kapelle aber war gar reichlich mit köstlichen Kleinoden geschmückt; und als man darnach zur Messe läutete, führte man die Braut Melusine zur Kapelle. Sie war über die Maßen schön und glich eher einem Engel, denn einem sterblichen Menschen und war mit unsäglich köstlichen Kleidern und Kleinoden angetan. Also ging ihr der Graf von Poitiers entgegen und empfing sie nach allen Ehren; desgleichen grüßte ihn Melusine mit Scham und löblicher Gebärde, und gingen sie zur Messe unter Getön von süßem Saitenspiel, von Pfeifen und Posaunen. Denn da waren Spielleute ohne Zahl, so daß alle sprachen: Das ist eine unsäglich schöne Hochzeit, desgleichen wir noch nie gesehen haben.

Wie Melusine und Reimund in der Kapelle vermählt wurden.

Nach der Messe nun wurden sie vermählt, und führte der Graf zu einer Seiten die Braut von der Kapelle zu den Zelten, zu der andern ein Fürst aus der Gegend. Und da man das Handwasser genommen, wurde die Braut zu Tisch gesetzt und mit ihr der Graf, dann die Gräfin und darnach ein mächtiger Herr aus dem Land. Graf Bertram und die Seinen sahen eine solche gute Ordnung, daß sie meinten, acht haben zu müssen, wie diese Hochzeit gehalten würde, daß sie sich ein andermal darnach zu richten vermöchten.

Wie sie zu Tische saßen und darnach stachen.

Bei Tische diente Reimund mit den Rittern; die Edlen und die Dienstleut aber trugen die Speis zu den Tischen, und zwar so unsäglich viel und köstlich, als es nicht auszudenken. Daneben war gar viel und mancherlei Wein von Damens, Rochelle, Tonars, Byane, Klaret und Hypocras, und auch aus Deutschland und manch andrem Ort. In allen Zelten war Wein und Speis im Überfluß, und war der Wein über die Maßen gut.

Nach dem Imbiß begann ein schönes Stechen, und kamen auf

die Bahn der Melusine Leute und auch die Gäste, gar schön und reichlich gekleidet. Die schönen Frauen aber schauten fleißig zu; denn da ward sehr wohl gestochen. Reimund insonderheit stach gar ritterlich. Das währte bis auf die Vesperzeit; alsdann deckte man die Tische und aß zur Nacht, unter Kurzweil und hübschen Reden. Darnach hub der Tanz an und währte auch eine Zeit.

Wie Reimund und Melusine zusammengelegt wurden und sie der Bischof segnete.

Zuletzt, da es sie deuchte, daß es Zeit wäre, kam der Melusine Gefolge und führte die Braut in ihr Zelt. Dasselbe war köstlich von Seiden gemacht und mit mancherlei Vögeln bestickt, und ihr Bette war schön geziert und mit Lilien bedeckt. Darein legte man die Braut, und Reimund legte sich zu ihr. Zuletzt kam ein Bischof, der sie segnete und schöne Gebete las. Da nahm der Graf von Poitiers und die Gräfin, seine Mutter, Urlaub und schieden von dannen und männiglich suchte seine Herberg; denn es war spat. Etliche blieben auch wach, tanzten und sprangen die lange Nacht und sangen schöne Lieder und Gedichte.

Nun laß ich dieses alles stehn und sag euch, was Reimund und Melusine miteinander gesprochen. Sie hub an: Liebster Freund und Gemahl, Glück hat uns zusammengefüget, also daß wir nun ehelich Gemahl sind und bleiben sollen, bis uns der Tod scheidet. Und bin ich in deinem Willen, so du mir halteſt, was du mir gelobt und geschworen haſt. Denn ich weiß gar wohl, wie du zu dem Grafen von Poitiers kameſt und ihn zu deiner Hochzeit ludeſt und er dich gar eifrig fragte, wer oder wes Geschlechts ich wäre; aber du gabeſt ihm gar eine gute Antwort.

Darum, so wisse und hab keinen Zweifel daran: so du mir hältſt, was du mir gelobt und geschworen haſt, soll es dir an Glück, Segen und Ehren nimmer gebrechen; und sollſt glückhaftiger werden denn einer deines Geschlechts je geweſen. Vergißt du aber dein Gelübde, so wirſt du große Not leiden und Kummer gewinnen und fast ganz um Land und Leute kommen und mich verlieren und nicht mehr finden.

Reimund gelobte ihr in ihre Hand und schwor ihr hoch und teuer, daß er ihr seinen Eid getreulich halten und nimmer dawider tun wolle. Also sprach sie: Lieber Reimund, so du das tuſt, so biſt du zu einer guten Stund geboren.

Und daß ich nun die Materie kurz mache: so lebten die zwei so freundlich zusammen, daß Melusine selbige Nacht eines Sohnes schwanger ward. Derselbe ward genannt Uriens und kam zu großen Ehren, als ihr hernach wohl hören werdet.

Die Hochzeit aber währte vierzehn Tage, und lebten sie in großen Freuden und Kurzweil. Und nach den vierzehn Tagen begabte Melusine die Gräfin und alle die Frauen, die mit ihr auf die Hochzeit kommen waren, gar reichlich, daß männiglich sprach: Ach Gott, was mag dies Wunder sein. Dem Reimund iſt wahrlich ein großes Glück widerfahren.

Zuletzt, da man von dannen scheiden wollte, tat Melusine einen elfenbeinern Schrein auf und gab daraus der Gräfin ein köſtlich Kleinod, von Perlen, Golde und edlem Geſtein gemacht, desgleichen nie geſehen worden.

Wie Graf Bertram, seine Frau Mutter und alle Gäste von dannen schieden.

Der Graf Bertram und die Seinen nahmen Urlaub von Melusine und schieden von dannen, und Reimund begleitete sie bis vor den Wald mit einem großen Gefolge. Nun hätte der Graf den Reimund, seinen Vetter, über die Maßen gern gefragt, wer Melusine oder von wannen sie sei; doch besorgte er, Reimunden dadurch zu erzürnen und ließ es also anstehen. Reimund aber dankte ihm und auch der Gräfin der Ehren, die sie ihm getan hatten und daß sie zu seiner Hochzeit kommen waren. Also schieden sie da voneinander.

Wie das Schloß Lusinien erbauet ward und Melusine ihren ersten Sohn gebar.

Reimund kam wiederum zu Melusinen, küßte sie zärtlich und sprach: Allerliebstes Gemahl, wie wollen wir nun unsere Zeit vertreiben? Melusine antwortete: Ich hoff, daß Gott uns mit allem versehen wird, des wir bedürfen.

Nach acht Tagen kamen Werkleute mancherlei Handwerks und fällten das Holz innerhalb der Pfähle, die mit dem Hirschriemen umfangen waren und schlugen es zu kleinen Trümmern, ausgenommen jenes, das zu Bauholz gut und nütz war, und machten um den hohen Felsen gar tiefe, feindliche Gräben. Dies alles ersann Melusine und bezahlte ihre Werkleute alle Tag mit bereitem Geld, darum sie auch desto williger waren, ihr Werk zu vollbringen. Sie machten ein gar tiefes und starkes Fundament und setzten das erste Stockwerk auf den harten Felsen. In kurzer Zeit hatten sie großmächtige Türme und dabei eine hohe, starke Ringmauer gebaut. Darnach machten sie zwei starke und gute Schlösser über dem untersten Schloß und darum einen hohen und starken Zwinger. Und da die Leute des Landes sahen, daß so ein unsäglich großes Werk in so kurzer Zeit vollbracht ward, konnten sie sich nicht genug verwundern.

Als nun das Schloß vollendet war, nannte es Melusine zum Teil nach ihrem Taufnamen und sprach: Dies Schloß soll Lusinien heißen. Denselben Namen noch viel Volks auf dem Erdreich als Losung und Geschrei im Streite braucht und be-

sonders die Könige von Zypern das Feldgeschrei Lusinien haben, aus einer Ursach, so ihr hernach hören werdet.

Da nun das Schloß gebauet war, nahte die Zeit, daß Melusine mit einem Kinde niederkommen sollte, und genas sie eines Sohnes, den nannte sie Uriens, der zu großen Ehren kam, als ihr hernach hören werdet. Doch war sein Angesicht nicht schön, sondern von einer seltsamen Form und Gestalt; denn es war gar breit und flach unter den Augen, und war das eine Aug rot und das andere grün. Er hatte auch einen großen, weiten Mund und lange und große Ohren, sonst aber war er gerad und von edler Gestalt.

Darnach ließ Melusine das Schloß innen ausbauen und die Gäng, die Erker und alles unter ein Dach zusammenziehen und besetzte es mit wehrhaften Leuten, also daß es nicht zu gewinnen noch zu stürmen war. Und ob den Toren waren Überschützen und ein starker Schloßturm gemacht, darein sie heimliche Späher legen hieß, die des Schlosses Tagewächter waren und die ankommenden Gäste verkündeten.

Wie Melusine den Gedes und darnach noch mehr Söhne gebar, die alle ungestalt waren von Angesicht, aber sonst vollkommen.

Desselben Jahres gebar Melusine noch einen Sohn, der ward genannt Gedes und hatte eine so brennende Röte in seinem Angesicht, daß sie einen roten Widerschein gab. Doch war er sonst sehr schön und von Leib wohlgestalt. Darnach baute sie wieder ein Schloß, genannt Melles, und zu Ehren der reinen Magd und Mutter Gottes ein gar schönes Kloster, genannt Malliers. Zuletzt baute sie das Schloß und die Stadt Partenach.

Nachdem gebar sie einen Sohn, der ein gar über die Maßen schönes Kind war, ausgenommen, daß ihm das eine Aug um ein kleines höher stund denn das andere. Derselbe ward genannt Gyot.

Desselben Jahres baute Melusine ein Schloß, genannt Laroschelle, und gebar darnach einen Sohn, genannt Antoni. Derselbe brachte einen Löwengriff an seinem Backen mit auf die Welt und war auch rauh von Haaren, hatte lange und scharfe Nägel an seinen Fingern und war so grauslich gestalt, daß ihn keiner

ohne Furcht sehen konnte. Diese Kinder erzog Melusine schön und lieblich, bis daß sie erwachsen waren. Und da es Gott fügte, gebar sie abermals einen Sohn und nannte ihn Reinhard. Derselbe hatte nicht mehr denn ein Aug, und stund ihm das mitten in der Stirn, und sah er viel besser mit dem einen Aug denn mit zweien.

Darnach bracht sie abermals einen Sohn zur Welt, der ward genannt Geoffroy und hatte einen Zahn, der ihm wie ein Eberzahn weit aus dem Munde ging. Derselbe war aus der Maßen stark und von wunderlichem, wildem Sinn.

Der siebte Sohn, den Melusine gebar, hieß Freimund, der war von Leib und Gestalt gar schön, hatte aber auf der Nase einen haarigen Flecken, gleich als ob es Wolfshaar wär. Nicht lang darnach gebar sie einen achten Sohn. Derselbe hatte drei Augen, deren eines ihm auf der Stirnen stund und ward genannt Horribel. Dieser ward böser Sitten und all sein Gemüt und Herz stund nur auf Arges. Darnach gebar sie noch Dietrich und zuletzt den zehnten Sohn, genannt Reimund.

Wie Uriens und sein Bruder Gyot übers Meer gen Zypern kamen und da mit den Heiden stritten.

Nun laß ich das alles sein und komm wieder zu dem ältesten Sohn, Uriens genannt. Derselbe war nun erwachsen und mannlicher Gestalt worden und stund ihm sein Herz und Mut nach hohen Ehren. Also ließ er sich ein Meerschiff zu Laroschelle zurichten und bestellte zu seiner Fahrt viel Volkes, sonderlich die Besten aus seines Vaters und seiner Mutter Lande.

Nun begehrte sein jüngster Bruder, Gyot genannt, mit ihm zu fahren, und wiewohl er viel jünger war denn Uriens, wollte ihn doch Uriens lieber mitführen, denn einen andern seiner Brüder. Melusine freute sich ihres Fürnehmens und hoffte, daß es ihnen glücklich und nach Ehren ginge und begabte sie mit Gold und Silber reichlich. Sie stießen vom Lande und zogen ihre Segel mit Freuden auf und kamen in kurzer Zeit in das Königreich Zypern.

Daselbst fanden sie ritterliche Abenteuer; denn der König von Zypern ward in seiner Stadt Famagusta von dem mächtigen

heidnischen König Sultan mit mehr denn hunderttausend Heiden belagert. Da war nun also großer Hunger in der Stadt, daß sich der König und jedermann nichts anderen versah, als daß sie den Heiden untertänig sein und den Christenglauben verlieren müßten, was sie ein großer Jammer deuchte. Davor nun bewahrte sie die Kraft Gottes, der die Seinen nicht in ihren Nöten lassen will.

Uriens vernahm die Mär gar bald und richtete sich gen die Stadt hin und warf da sein Panier auf, das von Seiden köstlich gemacht war. Die Heiden wurden der Gäste Ankunft gewahr; desgleichen vernahmen die in der Stadt, daß ein fremdes Volk käme; sie konnten aber nicht wissen, ob es Christen oder Heiden wären.

Da aber der Sultan die Christen so mannlich und ritterlich von den Schiffen an das Land kommen sah, begann er sein Volk zu sammeln. Da vermeinte der König von Zypern, die Heiden wollten vor den Christen die Flucht ergreifen; darum hieß er in der Stadt männiglich sich zum Streit bereiten und warf sein Panier auf und hieß den Trompeter fröhlich aufblasen und die Tor aufschließen und zog hin gegen die Heiden und ließ die schöne Hermine, seine Tochter, in der Stadt.

Da erhob sich ein feindlicher Streit und wurden gar viel frommer Christen erschlagen und verwundet. Der König von Zypern aber ward leider von einem Heiden mit einem vergifteten Geschoß sehr verwundet, also daß er sah, er werde nicht mit dem Leben davonkommen. Da mußten die Zyprionen vor der großen Stärke der Heiden wieder in die Stadt flüchten, das doch nicht ohne Schaden abging. Da erhob sich große Klag der Toten und Wunden wegen, und besonders klagte Hermine, des Königs Tochter, um ihren liebsten Vater, denn sie sah wohl, daß er sterben und von dieser Zeit scheiden müßte.

Wie Uriens und Gyot den König Sultan vor der Stadt Famagusta erschlugen.

Nun sagen wir von Uriens, dem edlen und wackern Mann. Der kam mit seinem Bruder Gyot und seinem Volk und griff die Heiden an mit ritterlicher Hand und vollbrachte da große

Taten; denn er erschlug soviel der Heiden, daß sie großen Schrecken davon empfingen. Auch sein Bruder Gyot stritt gar mannlich und erschlug und verwundete viele. Der Sultan von Babylon aber, der mächtige, heidnische König, stritt auch ritterlich und brachte einen Christen um. Das ersah Uriens und drang auf ihn ein und gab ihm einen feindlichen Schlag mit seinem Schwert, daß er ihm sein Haupt bis auf die Zähne zerspaltete. Da fiel der heidnische König tot nieder auf den Sand. Da erschraken die Heiden zumal sehr und ergriffen die Flucht; aber Uriens und Gyot eilten ihnen mit ihrem Volke nach und erschlugen der Heiden ohne Zahl und ohn Erbarmen unsäglich viel.

Da nun der Streit vorüber war, herbergten Uriens und sein Bruder Gyot und all ihr Volk in den Zelten der Heiden und ruhten da nach der großen Arbeit, die sie gehabt hatten.

Wie Uriens und Gyot zu dem König von Zypern kamen, der auf einem Bette lag, bis auf den Tod verwundet.

Der König entbot Uriens durch einen mächtigen Landesherren und etliche seiner Räte, daß er zu ihm kommen möchte in die Stadt und an seinen Hof und es nicht übel verstehen wolle, wenn er nicht selbst zu ihm käme; denn er wär gar sehr verwundet und läge davon in großer Krankheit. Uriens antwortete dem Boten, daß er gern zu dem König kommen und sein Wort vernehmen wolle. Also gingen er und Gyot zur Stund hinauf an des Königs Hof.

Da ward Uriens von dem zyprionischen Volke gar sehr beschauet wegen der Seltsamkeit seines Angesichtes, und sprachen alle: Kein so mannliches, noch so seltsames Angesicht haben wir je gesehen. Er hat wohl die Gestalt, viel Land und Leut zu überwinden.

Sie kamen in des Königs Palast und fanden den König auf einem Bette liegen, gar krank und ohnmächtig von der Wunde. Da grüßte Uriens den König züchtiglich und beklagte ihn sehr seiner Krankheit wegen. Der König sprach: Lieber Freund, du hast mir und der ganzen Christenheit gar adelig und schön gedient und mit deiner ritterlichen Hand große Ehr errungen,

also daß dir billig Lob, Preis und Ehre gebührt. Doch begehre ich eines von dir zu wissen, wer oder von wannen du bist. Antwortete Uriens: Herr Uriens bin ich genannt, von Lusinien geboren. Da antwortete der König und sprach: Von deinem Geschlechte hab ich viel vernommen und hoff ich, daß du meines Willens sein und mir zu Gefallen tun wollest, darum ich dich bitt. Es ist da meine Tochter Hermine, mein einziges Kind, und fällt mein Reich gar bald an sie; denn ich bin von einem vergifteten Geschoß also schwer verwundet, daß ich mit dem Leben nicht davonkommen kann. Nun bedarf mein Reich eines kühnen Ritters; denn es ist den Heiden gar nahe gelegen; darum bitt und begehre ich von dir, daß du meine Tochter und mein Reich zusammen nehmen wollest; denn ich weiß auf diese Zeit keinen so wackern Ritter als dich.

Uriens erschrak vor Freuden, antwortete aber gar weise und dankte dem König der großen Ehren, die er ihm unverdient tät; denn er bekannte, daß er einer so hochgeborenen adeligen und schönen Jungfrau an Geburt, Leib und Gut ungleich wäre. Doch so seine Gnaden solches im Ernste meinten, so wolle er ihm gehorsam sein und die schöne Jungfrau nehmen. Des ward der König von Herzen froh und sprach: Nun lob ich Gott im Himmel, daß ich noch vor meinem Tod meine Tochter und mein Reich nach meinem Gefallen versorgen kann; und gebot zur Stund, daß man all seine Diener und auch die Tochter kommen hieße und sprach zu den Seinen: Sehet, ich hab mein Reich mit wehrhafter Hand gegen die Heiden bisher beschirmet; aber ich fühle nun, daß mein Leben gar bald ein Ende hat. Nun seid ihr eines wackern Ritters als Herren sehr bedürftig; denn ihr seid den Ungläubigen, besonders den Heiden, gar nahe gelegen. Es fällt aber mein Reich an meine Tochter Hermine; also bitt ich euch und begehre, daß ihr euer Lehen aus meiner Tochter Hand empfanget und ihr huldigt und schwöret als eurer Herrin. Das taten sie alsbald, wiewohl sie ob des Königs Krankheit sehr betrübt waren. Da das geschehen, sprach der König abermals: Sehet, nun ist es nicht möglich, daß eine Frau ein solches Königreich beschirmen kann; ich weiß aber auf diese Stund keinen so tapfern Ritter als Uriens von Lusinien, der uns von der

Heiden Not mit seiner ritterlichen Hand erlöset hat und den Sultan und sein Volk erschlagen hat. Darum hab ich gedacht, ihm mein einziges Kind Hermine zu vermählen und ihm das Reich zu übergeben, und hoff ich, daß ihr mit der Hilf Gottes, dieweil er lebt, vor den Heiden sicher sein mögt. Wollet ihn also bitten, daß er meine Tochter und mein Königreich annehme. Die Landesherren taten das gern und baten Uriens, daß er sich der schönen Jungfrau Hermine vermählen ließe, so wollten sie ihm zur Stund schwören und ihn zu einem König krönen lassen. Uriens antwortete, daß er gern nach ihrem und des Königs Willen tun wolle. Das sagten sie dem König.

Da sandte der König nach Uriens und sprach zu ihm vor all den Seinen: Nun höre, lieber Uriens, das Deine begehre und will ich nicht, sondern ich gebe dir zu Herminen, meiner lieben und einzigen Tochter, mein ganzes Königreich als Aussteuer. Des freute sich alles Volk von Zypern, denn Uriens gefiel ihnen allen wohl. Uriens aber sprach zu dem König: Gott möge euchs danken, und wär eures Lebens noch eine Hoffnung, wollt ich diese Gabe nicht annehmen.

Wie Uriens und des Königs von Zypern Tochter vermählt wurden und der König starb.

Zur Stund wurden sie zusammen vermählt vor des Königs Angesicht, und ward die Messe daselbst vor dem König gelesen. Und als der Priester das Sakrament aufhob, da verschied der König von Zypern und gab seine Seele auf. Da wurde die Hochzeit schlicht und zum Teil mit Leid und Jammer begangen, und ward der König gar herrlich bestattet. Tanzen und Saitenspiel aber ward da vermieden. Da nun der Tag vergangen und es Nacht ward, legte man die schöne Jungfrau Hermine nieder und zu ihr den Uriens, ihren Gemahl, und lebten sie so lieblich dieselbe Nacht miteinander, daß Hermine eines Sohnes schwanger ward; der ward genannt Greif. Dieser Greif ward so mannlich und kühn, daß er viel Landes und auch das güldene Vließ gewann, als ihr hernach wohl hören werdet.

Uriens aber ward nun löblich und mit Ehren zum König von Zypern gekrönt.

Wie Gyot gen Armenien kam und zum König gekrönt und ihm Florie, des Königs Tochter, vermählt ward.

Nun war der König von Armenien Hermines rechter Oheim; denn er war des toten Königs von Zypern leiblicher Bruder gewesen. Derselbe König ward nun sehr krank und mußte von dieser Welt scheiden und von allen seinen zeitlichen Gütern. Da geschah groß Klagen und Weinen um ihn und ward er darnach mit großen Ehren bestattet. Nun hatte auch er gleich seinem Bruder eine schöne Tochter, die hieß Florie und war sein einziges Kind und noch unversorgt mit einem Gemahl. Da gingen die Landesherren zusammen zu Rat und betrachteten, was da zu tun wäre und wurden mit der Tochter eins, eine Botschaft zu dem König von Zypern zu tun und ihn zu bitten, da die letzten zween Könige von Zypern und Armenien Brüder gewesen wären, daß er seinen Bruder Gyot zu ihnen schicke, und so er die schöne Jungfrau und Königin Florie zu einem Gemahl nehmen wolle, wollten sie ihm schwören und huldigen. Das bedachte Uriens mit den Seinen und rieten ihm alle, er solle seinen Bruder hinschicken und sich dem nicht entziehen.

Das tat er also und fuhr Gyot gar schnell dahin und kam gen Armenien, da die schöne Florie war. Als er ans Land stieß, ritt man ihm entgegen und empfing ihn gar schön und krönte ihn zum König mit großen Ehren.

Die zwei Königreiche von Zypern und von Armenien stunden also in zweier Brüder Händen, und kamen sie beide zu großen Ehren, und hat das Glück nicht vergessen, an ihre Tafel zu sitzen. Sie regierten auch gar gewaltiglich und taten dem heidnischen Volk starken Widerstand und großen Schaden und kamen dem würdigen Orden Sankt Johannis zu Rhodus gar viel zustatten in seinen Nöten. Die zween Brüder zeugten viel schöner Söhne, die bei ihren Lebzeiten erwuchsen und den Heiden großen Schaden und Abbruch taten und wackre Ritter wurden.

Und nach der Väter Abgang hielten sie sich wohl und tapfer und unterdrückten all ihre Feinde. Doch laß ich dies nun also bleiben und kehre wieder zu ihrem Vater Reimund und ihrer Mutter Melusine, die edel und aller Ehren würdig waren.

Wie Reimunden und Melusinen Botschaft gen Lusinien kam von ihren zween Söhnen Uriens und Gyot.

Reimunden und Melusine, seinem Gemahl, kam Botschaft von ihren beiden Söhnen, und vernahmen sie das große Glück und die Ehre, die ihnen widerfahren war und daß sie zu großmächtigen Königen gekrönt worden. Darüber empfanden sie zumal große Freude und taten doch, als die Weisen tun, und bekannten, daß ihnen Gott großes Glück gegeben und sie es nicht von sich hatten. Darum dankten sie Gott mit Herz und Mund und beteten andächtiglich viel Psalmen, und baute Melusine eine schöne Kirche, genannt zu unsrer lieben Frauen zu Partenach. Und sie verheirateten da ihren Sohn Gedes und gaben ihm des Grafen von der Mark Tochter.

Aber Reinhard, ihr Sohn, der da nicht mehr denn ein Aug hatte, ward gar frisch, groß und stark und schied derselbe mit seinem Bruder Antoni auch von Lusinien, und zogen sie mit großem Volk gen Britannien und von dannen gen Lützelburg. Dasselbe belagerte der König von Elsaß mit starker Macht und hätt es auch ohne Zweifel eingenommen, wär ihnen nicht Hilf kommen.

Nun wußte männiglich wohl, daß der König all das tat wegen der Jungfrau von Lützelburg, die eine arme Waise war und Hilf und Trost von niemandem hatte. Sie war des Herzogs nachgelassene und einzige Tochter, und wollte sie der König von Elsaß zum Weib haben, oder aber das Schloß mit Gewalt gewinnen.

Wie die Parteninger und die Elsässer miteinander stritten, und der König von Elsaß gefangen ward.

Zur Stund, da die zween Gebrüder von Lusinien diese Mär vernahmen, sandten sie durch ihre Herolde ihre Absagung dem genannten König von Elsaß, warfen ihr Panier auf und zogen gegen das Lager. Da sahen sie gar viel Paniere und Volks mit langen Messern und Hellebarden. Also machten die Brüder von Lusinien ihre Ordnung und zogen gegen den Feind mit ritterlichem Mut und unverzagt und griffen mannlich an. Desgleichen taten die Elsässer gegen die von Lusinien, genannt die Parte-

ninger, und ward der Streit und das Gefecht aus der Maßen heftig, und hielten sich die Parteninger gar ritterlich und schrieen allweg Lusinien, das war ihr Feldgeschrei, und schlugen der Elsässer gar viel nieder.

Die zween Brüder aber vollbrachten große Taten mit ihrem tapferen Mut, also daß sich ein groß Erschrecken unter dem rheinischen Volk erhob und es begann, sieglos zu werden. Antoni von Lusinien aber kam an den König von Elsaß und focht mit ihm so stark und also ritterlich, daß der König sich ihm gefangen gab und sein Schwert willig bot; denn so er das nicht alsbald getan hätt, wär er von des Antoni Hand tot gelegen.

Da nun die Elsässer ihren Herrn und König gefangen sahen, ergriffen sie die Flucht. Die Parteninger aber eilten ihnen nach, und tat ihnen Reinhard von Lusinien gar großen Schaden. Da nun der Streit ein Ende genommen hatte, schickten die zween Brüder den König von Elsaß, ihren Gefangenen, gen Lützelburg in die Stadt und ließen ihn durch sechs ihrer Ritter der hochgeborenen, edlen Fürstin und Jungfrau überantworten.

Wie der gefangene König von Elsaß der Herzogin von Lützelburg überantwortet ward.

Da die schöne Jungfrau ein so herrliches Präsent sah und den König gefangen, der ihr so manchen großen Kummer zugefügt hatte, sprach sie zu den Rittern: Liebe Freunde, wer sind die edlen Herren, die mir so große Hilf und Ehre durch ihre teure Ritterschaft unverdient getan und mich arme Waise von großem Frevel und schweren Nöten erlöset haben?

Da antwortete ein alter Ritter und sprach zu ihr: Hochgeborne Fürstin und gnädige Jungfrau, euch soll ihr Namen und Herkommen nicht verschwiegen werden. Sie sind Grafen von Lusinien aus Frankreich und zween Gebrüder, und heißet der eine Antoni, der andre Reinhard; und ist auch ihre Losung und Geschrei in dem Felde: Lusinien.

Die Jungfrau antwortete gar züchtiglich und sprach: Ich lob und dank Gott und seiner lieben Mutter, die sie mir zum Trost hergesandt haben. Nun ich durch sie sieghaft und meiner Feinde gewaltig worden bin, will ich fürbaß alle meine Geschäfte und

Sachen mit ihrem Willen und Rat beschließen. Und was ich hab und mir Gott gegeben hat, soll ihnen ganz untertänig sein.

Zur Stund kamen die Ritter in des Königs Zelt, da die zween Brüder herbergten, und sagten ihnen, wie sie von der Fürstin so schön empfangen worden und was sie ihnen geantwortet hätte.

Die Fürstin aber schickte eine ehrenvolle Botschaft zu den zween Brüdern und ließ sie bitten, daß sie der bessern Ruhe wegen mit einem Teil ihres Volkes in die Stadt kommen und da Herberg nehmen wollten. Die Gebrüder antworteten, daß sie gern mit fünfhundert Rittern kommen wollten.

Wie Antoni und Reinhard in die Stadt ritten und schön empfangen wurden.

Also machten sich die zween Brüder auf den Weg und ritten in die Stadt mit fünfhundert ihres Volks und wurden empfangen mit süßem Getön des Saitenspiels und gar wohl und fröhlich von allem Volke, das ihnen Dank sagte für ihre Erlösung. Darnach kamen zween Landesherren, die führten sie in die Burg und Veste, da sie die schöne und hochgeborene Fürstin nach allen Ehren mit viel schönen Frauen und Jungfrauen, Großen, Freien, Rittern und Knechten empfing.

Das Mahl war nun bereit, und man goß Wasser an die Hände. Die Gäste wurden alle gesetzt, besonders der gefangene König von Elsaß zu oberst; Antoni und Reinhard von Lusinien an die Mitte des Tisches; darnach drei geborene Landesherren und auch fremde Gäste. Die Herzogin aber ward den zweien Herren von Lusinien gegenübergesetzt am Tische, da es nun nach fürstlichen Ehren reichlich zugerichtet war. Sie aßen und lebten alle mit Freuden, ausgenommen der König von Elsaß, der seines großen Verlustes an Leuten und Gut nicht vergessen konnte. Nach dem Essen ward der Tisch aufgehoben und Gott für seine Gnade gedankt. Da hub der König von Elsaß an und sprach zu den Herren von Lusinien: Liebe Freunde, heut bin ich euer Gefangener worden; darum begehr ich, daß ihr ohne Verzug eine Schatzung bestimmt, die ich zu leisten vermag. Antoni von Lusinien antwortete und sprach: Frommer Ritter, ihr seid nicht unser Gefangener, sondern der edlen Fürstin, der ihr soviel

Kummer zugefügt habt. Ob dieser Antwort erschrak der König und fürchtete der Fürstin Ungnade, denn er hatte ihr unverschuldet viel Leids getan. Die Fürstin antwortete schnell und ohne Bedenken, denn sie war weise, und sprach züchtiglich: Liebe und getreue Freunde, ich danke euch sehr aller der Ehren, die ihr mir tut und der freundlichen und getreuen Hilfe, die ihr mir erzeigt habet und die ich euch nimmer vergelten kann. Doch nehm ich den Gefangenen nicht an, noch soll er mein sein, sondern ihr möget die Schatzung bestimmen, die ihr mich mit eurer adeligen Ritterschaft auf diesen Tag von großer Not erlöset habt.

Da die zween Brüder, Reinhard und Antoni, der Fürstin weise Antwort hörten, sprachen sie einhelliglich zu ihr: Gnädige, hochgeborne Fürstin und Jungfrau, da nun euer fürstliche Gnaden will, daß die Schatzung des gefangenen Königs uns zustehe, so sprechen wir ihn jetzt aller Schatzung ganz frei, ledig, quitt und los, doch also, daß er vor euer fürstlichen Gnaden auf seine Knie falle und euch bitte, daß ihr ihm seine Gewalttaten, die er euch unbillig zugefügt hat, gnädiglich verzeihen wollet; dazu soll er euch geloben und schwören bei seiner königlichen Ehre und auch gewisse Bürgschaft und Sicherheit geben, daß er euch und die Euren hinfüro nimmermehr bekümmern, noch ihnen Schaden zufügen wolle. Die Fürstin antwortete und sprach: Liebste Freunde, was ihr darin verordnet und euer Gefallen ist, das soll auch mein ganzer Wille sein. Der König ward dieser Rede zumal froh und fiel nieder auf seine Knie vor der Fürstin und bat sie um Gnade.

Wie der gefangene König von Elsaß durch versiegelte Briefe Frieden verbürgt.

Da nun der König der Fürstin mit Eiden und Gelübden in versiegelten Briefen Frieden verbürgt hatte, stund er auf und gedacht bei sich selber: Diese Herren von Lusinien sind doch solch fromme Ritter an dir gewesen, daß sie aller Ehre wohl würdig sind und haben dir soviel Gutes, Treu und Freundschaft erwiesen, daß du ihnen wohl dankbar sein mußt. Hub also an und sprach öffentlich vor allem Volke: Wollte Gott, daß solch mannliche Ritter, als die zween Brüder von Lusinien sind,

Herren dieses Fürstentums wären; das deuchte mich für dieses Land und alle Untertanen ein großes Glück und eine große Ehre; auch wollte ich dazu in guten Treuen raten, daß die schöne Fürstin und ihre Landesherren sich weislich bedächten, zwischen der Fürstin und Antoni von Lusinien eine Freundschaft und ehelich Gemahlschaft zu machen; zumal ich nicht weiß, wie sie einen mannlicheren Ritter bekommen, noch besser und ehrenvoller beraten werden möchte; also bitte ich euch, lieber Antoni, daß ihr hierzu euern Willen gebet. Die Landesherren von Lützelburg und auch etliche der Fürstin Räte und Verwandte sprachen einhellig, daß dieses ein weiser, redlicher Antrag wär, und sollte sich die Fürstin die Nacht bis an den Morgen mit ihren Räten bedenken. Die Fürstin, die Christina genannt war, bedacht sich nun die Nacht und schickte des Morgens früh nach ihren Freunden und Räten und begehrte, daß sie ihr in Treuen rieten, was darinnen zu tun oder zu lassen wär. Die rieten alle einhellig, sie sollte des Königs weisem Rat folgen; denn sie wäre eines frommen und mannlichen Ritters zumal bedürftig, desgleichen auch ihr Land, wie sie ihn jetzund durch Gottes Schickung gefunden hätte.

Wie Antoni und die Jungfrau Christina vermählt wurden.

Die edle Fürstin bedachte sich und folgte zuletzt dem Rate ihrer Landesherren und ließ sich dem Antoni von Lusinien vermählen. Also wurden sie zusammen gegeben mit gar großen Freuden. Da ward die Hochzeit mit Ehren vollbracht und ward da ritterlich gestochen und getanzt und viel Kurzweil getrieben. Der König von Elsaß stach zumal wohl und währte diese Hochzeit acht Tage.

Wie dem König von Elsaß Botschaft kam, daß die Türken seinen Bruder, den König von Böhmen, in der Stadt Prag belagerten.

Als nun die acht Tage vorüber waren, und man von Hof scheiden wollte, kam ein Bot aus Böhmen gar schnell geritten und fragte nach dem König von Elsaß. Er ward alsobald eingelassen und brachte dem König Briefe. Als nun der König

die Briefe gelesen hatte, da erschrak er gar sehr und erzählte ihnen allen, daß ihm sein Bruder, der König von Böhmen, geschrieben, daß der großmächtige Kaiser aus der Türkei ihn in der Stadt Prag mit gar großer Macht belagert hätte, und er von niemandem Entsatz noch Hilf zu haben wüßte, denn von ihm, und daß er ihn in brüderlicher Treue um Hilfe anriefe. Darum bat der König von Elsaß zur Stund die zween Brüder gar ernstlich und demütiglich, daß sie um der ganzen Christenheit und um seines Bruders willen dazu helfen wollten, daß das heidnische und türkische Volk aus dem Lande Böhmen geschlagen und sein Bruder entsetzt würde. Da antwortete ihm Antoni und sprach: Lieber Herr, seid unbesorgt; denn mein Bruder Reinhard soll mit euch und manchem mannlichen Ritter dahin fahren und mit der Hilfe dessen, der alle Dinge vermag, dazutun, daß die Heiden geschlagen und vertrieben werden. Da dankte ihm der König und sprach: So es uns gelingt, als ich zu Gott hoffe, so hat mein Bruder auch eine einzige Tochter, die ihm sehr lieb ist, und verspreche ich euch bei meiner Ehre, daß ich die Reinhard zu einem ehelichen Gemahl geben und dazutun will, daß er nach meines Bruders Tod, so er es erlebt, ein mächtiger und gewaltiger König zu Böhmen wird· denn mein Bruder hat sonst keine Kinder. Reinhard und Antoni dankten ihm seines guten Willens und erboten sich alsbald, ihm behilflich zu sein. Antoni war der Verheißung, die seinem Bruder gemacht worden, froh und riet dem König, gar schnell an den Rhein und gen Elsaß zu reiten und Volks zu werben und ihm in vierzehn Tagen gewisse Botschaft zu tun. Der König rüstete sich so mächtig, als er vermochte und brachte ein sehr großes Heer zusammen.

Wie die beiden Brüder von Lusinien mit dem König von Elsaß gen Böhmen zogen.

Inzwischen hatten sich die zween Brüder von Lusinien mit ihren und allen streitbaren Leuten aus dem Fürstentum Lützelburg gesammelt, also daß sie bei dreißigtausend Mann zusammenbrachten. Und als nun Antoni und Reinhard auffitzen und also von der schönen Fürstin Christina Urlaub nehmen wollten, da

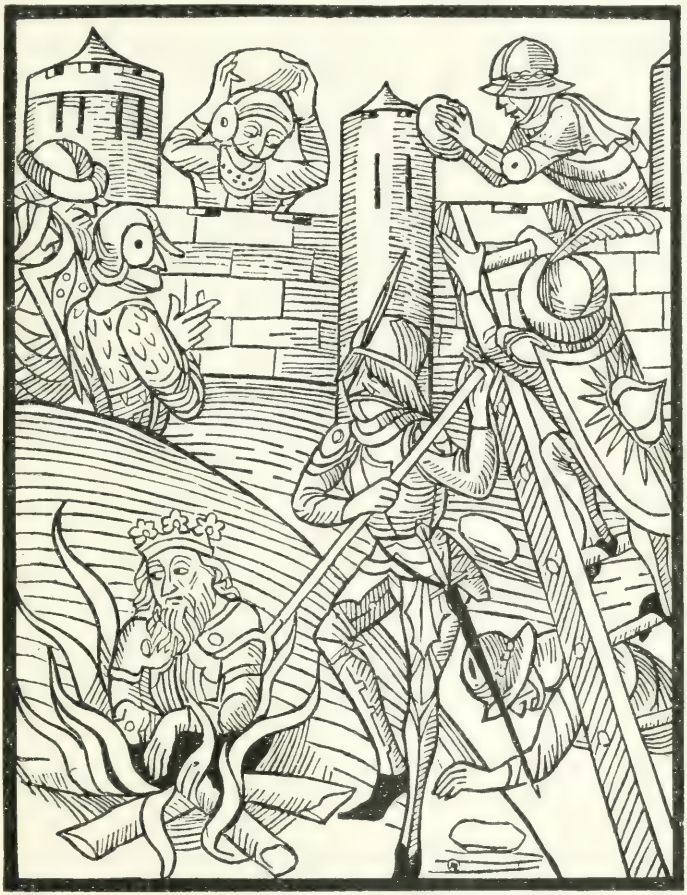
wünschte sie ihnen viel Glück auf ihrer Fahrt und sprach zu ihrem Gemahl: Antoni, mein liebster Gemahl, noch habe ich eine Bitte an euch. Antoni antwortete ihr freundlich und sprach: Es ist nicht möglich, daß ich euch eine billige Bitte versage. Da sprach sie: So bitt ich euch treulich, als mein Herr und Gemahl, mir zulieb und zu Ehren meines seligen Herrn Vaters, des Erbe ihr seid, seinen Schild, Helm und Wappenkleid zu führen. Darauf antwortete Antoni und sprach zu ihr: Meines Vaters und aller meiner Vorfahren Wappen gebühret mir nicht zu lassen, aber ich hab ein Wahrzeichen auf diese Welt gebracht, den Löwengriff an meinem Backen, darum mich mancher Mensch als ein Wunder angeschaut hat. Deshalb will ich auf meinem Helm einen Löwen führen und will euch um soviel zu Willen sein, da ihr in euerm Wappen auch den Löwen führet. Da dankte ihm die Herzogin und sprach: Euer und mein Wappen führet ihr billig beide, denn da ist kein Unterschied. Antoni nahm das Wappen und nahm also Urlaub von seiner Hausfrau Christina. Und saßen auf und zogen mit starker Macht über den Rhein in die deutschen Lande ohn alle Hindernis. Da kam dem König von Elsaß Botschaft, daß die zween Brüder gekommen wären mit großer Macht. Da wurden sie mit vielen Ehren und Freuden empfangen. Darnach zogen sie durch die deutschen Lande bis gen Böhmen.

Eben zu der Zeit rannte der türkische Kaiser mit offenem Panier wider die köstliche Stadt Prag. Da ließ sich der König Friedrich von Böhmen wappnen, hieß die Tor aufschließen und zog hinaus wider die Türken mit seinen Leuten und erschlug ihrer viel. Doch war die Macht des Kaisers so groß, daß ihm die Böhmen auf die Dauer nicht Widerstand zu leisten vermochten, sondern sich zurückziehen mußten. Der König aber wollte nicht abziehen und focht gar ritterlich und tötete gar manchen Heiden. Zuletzt aber wurde er durch den Leib geschossen und also tödlich verwundet, daß er sterben mußte. Da die Böhmen sahen, daß ihr Herr tot war, beweinten sie ihn gar kläglich. Die Heiden aber taten, als der König von Böhmen umkommen und erschlagen war, den Christen zumal großen Schaden und freuten sich ihres Sieges. Diese Freude aber ward

ihnen bald darnach in Leid verkehrt, denn die Gnade Gottes verläßt die Seinen nicht. Als dann gewöhnlich dieser Welt Freud und Lust mit Leid und Jammer ein Ende nimmt.

Wie die Türken die Stadt Prag stürmten und den erschlagenen König von Böhmen verbrannten.

Nun eilten die Türken den Böhmen nach bis an die Tore der Stadt und erschlugen ihrer gar viel. Also kam ein Gerücht vor



des Königs Tochter, Esglantina genannt, daß der König, ihr Vater, leider umkommen und erschlagen wäre. Darob ward sie und all ihr Volk über die Maßen sehr betrübt, und führten sie große Klag; denn sie fürchteten sich sehr vor der großen Macht der Türken, die gar nahe bei dem Stadttor ein großes Feuer gemacht, des edlen Königs Leichnam auf das Holz geworfen und vor der Böhmen Augen verbrannt hatten.

Obwohl die Böhmen nun großen Jammer darob hatten, konnten sie das nicht ändern; und insonders klagte Esglantine, die betrübte Jungfrau und Königin, Gott im Himmel ihr großes Herzeleid und sprach mit betrübtem und traurigem Herzen: Ach ich arme und elende Waise, welchen Trost mag ich noch finden, da ich doch weder Vater noch Mutter mehr hab, und die Heiden mein Königreich zerstört und verderbt haben. Ach Gott, nun müssen vielleicht ich und die Meinen vom christlichen Glauben lassen und heidnisch werden. So weinte sie ohn Aufhören; denn die Heiden begannen jetzt die Stadt mit großer Macht zu stürmen, und hofften, sie mit Gewalt zu gewinnen, als es auch geschehen wäre, so es Gott nicht gewendet hätte, der die Seinen nicht läßt und alle Dinge vermag; denn in dieser Not kam ein heimlicher Bote hinein gen Prag in die Stadt, der schrie überlaut: Ich bring gute Mär. Seid alle fröhlich und danket Gott von Herzen und seid tapfer und unerschrocken, denn euch kommt große Hilf und Entsatz. Der König von Elsaß und der Herzog von Lützelburg und Reinhard, sein Bruder, ziehen daher mit einer über die Maßen großen Macht, euch zu Hilf zu kommen. Da nun die Landesherren und alles Volk die Mär hörten, wurden sie zumal froh und faßten sich wieder ein Herz und hielten sich so tapfer, daß sich die Türken verwunderten und sprachen: Daß die Böhmen sich so mannlich halten, das bedeutet ohn Zweifel, daß ihnen Hilf zugesagt worden ist.

Wie die Elsässer und Parteninger mit den Heiden vor der Stadt Prag stritten und der türkische Kaiser von Reinhard erschlagen ward.

Zur Stund kam aus den Zelten der Heiden einer gar schnell gerannt und rief mit lauter Stimme den Türken zu: Kehret

schnell zu euren Zelten und lasset das Scharmützeln sein; es kommen dort her viel Haufen von christlichem Volk, die diese Stadt entsetzen wollen. Die Heiden erschraken ob dieser Mär und ließen vom Fechten und Stürmen ab und zogen sich gar schnell in ihre Zelte zurück und hießen ihre Trompeter aufblasen und ordneten sich, um wider die Christen zu streiten.

Aber die Christen hatten ihre Ordnung schon gemacht, und bliesen ihre Trompeter auch auf, und griffen sie gar zumal tapfer an, also daß die Heiden darob sehr erschraken; doch wehrten sie sich mannlich. Da ward gar mancher Schild durchrannt und viel Helme zerschlagen, und besonders schlug Reinhard von Lusinien, der ein starker Ritter und unverzagt war, der Heiden gar viel zu Tod und spaltete gar manchem seinen Helm mit seiner ritterlichen Hand.

Also fielen die Heiden von seiner und seines Bruders Antoni großer Kühnheit und ihres Volkes Tapferkeit. Das sah der türkische Kaiser und begann vor Zorn gar sehr zu wüten und erhob seinen Schild und zückte sein Schwert und schlug einen Christen also hart, daß er tot auf die Erde fiel. Das sah Reinhard, schlug zu und traf des Kaisers Pferd und zog sein Schwert wieder aus dem Pferd und gab dem türkischen Kaiser einen so ungefügen Hieb, daß er ihm seinen Helm und dazu seinen Kopf spaltete bis auf die Zähne, daß er tot vom Pferde fiel. Da nun die Heiden ihres Herrn Tod sahen, ergriffen sie die Flucht; die Christen aber eilten ihnen nach, erschlugen ihrer gar viele und verwundeten ihrer ohne Zahl.

Da nun der Streit ein Ende genommen und der König von Elsaß gehört hatte, daß der türkische Kaiser seinen seligen Bruder, den König von Böhmen, hatte verbrennen lassen, ließ er große Haufen Holz sammeln, alles auf einen Ort zusammentragen und den türkischen Kaiser und alle Heiden daraufiegen und verbrennen.

Wie die Königin Esglantine von Böhmen Reinhard von Lusinien vermählt ward.

Da nun das alles geschehen war, zogen die zween Brüder Antoni und Reinhard zusammen und nahmen Herberg in den

Zelten der Heiden. Der König von Elsaß aber zog in die Stadt Prag und kam mit mehr denn hundert Rittern zu seines Bruders Tochter. Die Königin ging ihm entgegen und empfing ihn gar ehrenvoll, obwohl sie ihres Vaters wegen noch sehr bekümmert und traurig war. Der König tröstete sie und sprach zu ihr: Liebe Nichte, sei getrost; wenn du auch deinen Vater verloren hast, so ist sein Tod nun durch die Gnade und Hilfe Gottes des Allmächtigen gerochen; denn wie dein Vater, mein seliger Bruder, von dem türkischen Kaiser nach seinem Tod verbrannt worden ist, gleicherweis hab ich ihn und die Seinen auch verbrannt. Die Königin antwortete gar züchtiglich und sprach: Ach, liebster Herr und Oheim; dennoch muß mein Herz immer traurig sein um meinen allerliebsten Vater. Der König sprach: War er doch mein Bruder und ich muß ihn fahren lassen; desgleichen mußt auch du tun; aber wir wollen Gott für seine Seele getreulich bitten und sein Begräbnis mit Ernst begehen.

Da ward das Begräbnis köstlich und schön begangen und waren die zween Brüder von Lusinien auch dabei; die beschaute das Volk und sprachen sie, daß Antoni den Löwengriff bei der Geburt mit auf die Welt gebracht hätte, das wär eine gar wunderliche Geschicht und deuchte sie Reinhard ein gar mannlicher Ritter, dem wohl möglich sei, viel Land und Leute in seine Gewalt zu bringen.

Nach dem Begräbnis aber berief der König von Elsaß den ganzen böhmischen Adel und sprach zu ihnen also: Es ist not, daß ihr bedenket, wer nun König werde, da es doch unziemlich ist, daß ein Weibsbild regiere; mein Bruder aber, dem Gott barmherzig sei, hat nur eine Tochter hinterlassen. Die Herren antworteten: Gnädiger Herr, die Sache steht bei euch. Darum bitten wir, daß ihr uns helfet einen erkiesen, der der Königin Esglantine würdig und dem Königreich nützlich ist. Der König antwortete: Es ist nun Zeit, daß meine Nichte versorgt und einem Manne vermählt werde; und weiß ich einen frommen, tugendreichen Mann, der aller Ehre würdig ist und dazu aus Fürstengeschlecht geboren; den möchte ich der jungen Königin Esglantine zu einem Gemahl und euch zu einem König geben.

Die Landesherren, Fürsten und Ritter sprachen: Gnädiger Fürst und Herr, wollen euere königlichen Gnaden uns denselben zu erkennen geben. Der König antwortete: Wisset, es ist einer von den zween Brüdern von Lusinien, die aus so fernen Landen euch zu Trost und Hilf hergezogen sind und euch von dem türkischen Volke befreit haben und ist sein Name Reinhard.

Alsbald rief der König den Reinhard von Lusinien zu sich und sprach: Kommet her, ihr tapferer und kühner Ritter, ich will euch halten, was ich euch versprochen hab; denn es stünd mir nicht wohl an, so ich es nicht tun wollte. Darum geb ich euch meine Nichte zu einem ehelichen Gemahl und das Königreich Böhmen zur Aussteuer; also nehmet hin die Jungfrau Esglantine und beschirmt das Königreich.

Da Antoni, der edle Herzog von Lützelburg, diese Rede hörte, dankte er um seinet und seines Bruders willen dem König und sprach: Reinhard soll die Jungfrau Esglantine nehmen und das Reich beschirmen mit der Hilf Gottes. Reinhard dankte dem König auch und erbot sich, ihm demütiglich gehorsam zu sein. Alle Landesherren und das ganze Böhmerland lobte Gott und dankte dem König, und deuchte sie alle, daß Reinhard wohl so geschickt und tapfer wär, daß er das Königreich wider die Ungläubigen zu beschirmen vermöchte. Der König ließ die schöne Jungfrau mit köstlichen Kleidern und anderen Dingen ausstatten, wie es einer Königin wohl geziemet. Desgleichen tat auch Reinhard und ließ sich köstliche Kleider machen mit Geschmeide und anderm, das dazu gehört, wie es einem König gebührt.

Also wurden die zwei miteinander vermählt durch das heilige Sakrament der Ehe. Die Hochzeit währte vierzehn Tage und ward da wohl gestochen. Doch Reinhard, der neue König, gewann die Ehre und stach gar ritterlich und tat das Beste, also daß das Volk sprach: Selig sei unser neuer König und Herr; denn er ist, wie wir hoffen, zu einer glückhaftigen Stund herkommen, und ist uns Gott gnädig gewesen.

Reinhard aber war ein gar tapferer Fürst; denn er gewann in Friesland Ottenpleg, darnach das Königreich Dänemark und regierte es gewaltiglich mit viel Glück und Ehren.

Wie Geoffroy von dem Lande schied und sein Bruder Freimund inzwischen ein Mönch ward zu Malliers.

Dies lassen wir nun also bleiben und sagen weiter von Antoni, dem Herzog und Fürsten von Lützelburg. Als nun die Hochzeit ein End genommen, zog der König von Elsaß durch Lützelburg wieder gen Elsaß; doch schickte er sein Volk einen näheren Weg wieder heim. Antoni aber blieb zu Lützelburg bei seinem lieben Gemahl, die er erst genommen hatte und wurden ihm von ihr zween Söhne geboren und hieß der eine Bertram, der andere Loyers.

Nun sagen wir weiter von Reimund und Melusine. Reimund bezwang mit seiner ritterlichen Hand gar viel Länder und besonders eroberte er das ganze Land bis an die Bretagne.

Geoffroy mit dem Zahn aber ward stark, tapfer und sehr groß; und da vom Lande Garanda die Mär kam, daß daselbst ein grauslicher und ungeheuerer Riese, den niemand zu bestehen wage, das ganze Land bis gen Roschelle, das Melusine gebaut hatte, verwüste, und Geoffroy dies vernahm, schwur er, er wolle diesen Riesen bestehen und mit der Hilf Gottes überwinden. Darob erschrak sein Vater gar sehr; denn er fürchtete, der Riese wäre ihm zu stark. Bedachte sich also, wie er Geoffroy zurückhalten und seinen Willen brechen möchte. Geoffroy aber war so kühn, daß ihm sein Fürnehmen niemand benehmen konnte. Rüstete sich also zur Stund und ritt eilends hinweg mit allen seinen Dienern in das Land Garanda zu dem ungeheuren Riesen, der dem Lande so großen Schaden tat, und hoffte, den Preis und Sieg zu gewinnen.

Nun lassen wir dieses und sagen weiter von Melusinen. Sie hatte noch bei sich Freimund, ihren jüngsten Sohn; der war weise und wohlgelehrt und wanderte gar oft in das Kloster zu Malliers und gewann es so lieb, daß er ein Mönch werden und ein geistlich Leben führen wollte. Diese Bitte trug er seinem Herrn und Vater und auch seiner Mutter Melusine vor. Der Vater antwortete und sprach zu ihm: Freimund, du siehst, daß Antoni und alle deine Brüder kühne und tapfere Ritter sind und Lob, Ehr und Preis an manchem Orte erworben haben; und da sollt ich einen Pfaffen aus dir machen oder einen Mönch;

das tu ich nicht gern. Ich will dich zum Ritter schlagen lassen und will, daß auch du um die Ehre der Ritterschaft wirbst, wie deine Brüder. Freimund antwortete seinem Vater und sprach: Ritter will ich nimmer werden, noch je einen Harnisch führen, sondern ich will Gott bitten für euch, meine Mutter und meine Brüder. Und ich bitt euch demütiglich und um Gottes willen, daß ihr mich wollet geistlich werden lassen; denn mir ist nichts lieber, als ein Mönch zu sein im Kloster Malliers. Da will ich mit Gottes Hilf mein Leben beschließen und dem Allmächtigen dienen. Reimund sah die große Begier, die sein Sohn hatte und schickte einen Boten zu Melusine, der ihr sagte von seiner Bitte, und so ihr das gefiele, sollte sie es ihn wissen lassen. Melusine entbot ihm hinwiderum, er solle darin tun, was ihn gut dünke, und was er täte, das würde auch ihr gefallen. Reimund rief seinem Sohn und sprach: Freimund, ich habe deine Mutter gefragt, ob es ihr recht sei, so du ein Mönch zu Malliers werdest. Sie hat aber das ganz mir anheimgestellt. Drum prüfe, was dir das Liebste ist. Willst du lieber zu Malliers ein Mönch werden, da sie eine gar strenge und harte Regel haben, oder zu Marmostier, das da ein gar schönes Kloster ist, oder zu Gottsburg; oder willst du lieber zu Poitiers ein Domherr sein, oder zu Thuris in Thoran. Auch hab ich es um unsern allerheiligsten Vater, den Papst, wohl verdient, und hoffe, dir wohl ein Bistum

zu erwerben, es sei zu Paris, zu Beaume, oder zu Arras. Freimund antwortete und sprach: Lieber Herr, ich begehre nichts anderes, denn zu Malliers ein Mönch zu werden. Also folgte der Vater seinem Willen und machte ihn zu einem Mönch und ließ ihn in dem Orden Profeß tun. Des freuten sich die Mönche gar sehr.

Nun waren Melusine und auch Reimund zu Jovent und es wollt Melusine ihres Gemahls Kleider an die Luft hängen. Da kam ein Bote geritten, der brachte Briefe und die gute Mär, daß Antoni und Reinhard also gestritten hatten vor Lützelburg und darnach vor Prag, und daß Antoni Herzog zu Lützelburg, Reinhard aber gekrönter König zu Böhmen worden. Des waren beide über die Maßen froh und dankten Gott, daß ihnen ein so großes Glück zuteil geworden und drei ihrer Söhne also zu hohen Ehren kommen und zu Königen gekrönt worden wären. Diese Mär erscholl durchs ganze Land und freute sich männiglich mit Reimund und Melusine.

Nun laß ich dies alles sein und muß anfahen und sagen von dem Ende, so diese Freud nahm denn gewöhnlich nimmt die Glückseligkeit dieses Jammertales mit Leiden und mit Kummer ein Ende.

Nun geschah es an einem Samstag, daß Melusine wie an allen andern Samstagen nicht bei Reimund war; doch hatte er ihr nie nachgefragt und seine Gelübde und Eide gehalten; hatte auch nichts, denn Gutes, von ihr gedacht. In dieser Zeit aber war der Graf vom Forst, Reimunds Vater, gestorben; darum kam sein älterer Sohn gen Lusinien zu seinem Bruder, der ihn gar schön und ehrenvoll empfing, und war es bei einem Feste, da die Grafen und Landesherren zu Reimund, ihrem Herrn, geritten waren. Da sprach der Graf vom Forst zu seinem Bruder: Lieber Bruder, heißet doch euer Gemahl herfürkommen und die Gäste mit Ehren empfangen, als es sich wohl gebühret. Reimund antwortete und sprach: Lieber Bruder, verlanget dies heut nicht, morgen sollt ihr sie sehen. Nach dem Mahl aber nahm der Graf vom Forst seinen Bruder, führte ihn abseits und sprach: Reimund, ich fürchte, ihr seid bezaubert; es geht solche Red im ganzen Land und spricht männiglich, daß ihr nicht dürft

nachfragen, wo sie sich an den Samstagen aufhält. Und muß ich euch sagen, ihr habt davon große Unehre und viel Nachrede; denn etliche meinen, sie treibe Büberei und habe andere Leut lieber denn euch. Etliche sprechen, es sei ein Gespenst und nicht geheuer um sie. Dies sag ich euch als meinem lieben Bruder und rat euch, zu erforschen, was sie treibt, auf daß ihr nicht zu einem Toren gemacht und von ihr geäfft werdet. Da Reimund diese Rede hörte, ward er rot vor Zorn und darnach bleich, ging gar schnell in großem Grimm und nahm sein Schwert und lief an die Kammer, die er Melusine, seiner lieben Hausfrau, zu ihrer Heimlichkeit gebaut hatte, und darein er zuvor nie gekommen war und kam an eine eiserne Tür. Da stund er und dachte, was zu tun wäre; und seines Bruders Wort kam ihm in den Sinn und er dachte, daß sein Weib ihm untreu wäre und jetzund vielleicht Büberei, Schand und Laster treibe. Also zog er sein Schwert aus der Scheide und suchte, ob er möchte irgendwo ein Loch finden, damit er seines Gemahls Treiben sehen könnte, wodurch er dann der Wahrheit inne würde. Und machte also mit seinem Schwerte ein Loch in die Tür. Ach, wie groß Übel, Angst und Not schuf er sich selber da!

Wie Reimund Melusine im Bad sah und er in großem Zorn seinen Bruder von sich schickte.

Reimund blickte nun durch das Loch hinein und sah, daß sein Gemahl in einem Bad nackt saß; und war sie von dem Nabel aufwärts ein über die Maßen schönes Weibsbild, unter dem Nabel aber war sie ein großer, ungeheuerer Wurmesschwanz von blauer Farbe mit silbernen Tröpflein darunter, als eine Schlange gemeiniglich gestaltet ist. Da Reimund dieses grausliche und fremde Wesen an seinem Gemahl sah, ward er gar bekümmert und erschrak sehr ob dieses Anblicks und stund also in großen Sorgen, daß ihm der Schweiß vor Angst ausging. Doch besann er sich und vermachte das Löchlein, so er mit dem Schwert gebohrt hatte, wieder mit einem Tüchlein und Wachs und glaubte nicht, daß sein Gemahl gemerkt hätte, was er getan; und kehrte also stillschweigend wieder um und ging zu seinem Bruder in großem Grimm. Da sein Bruder ihn kommen sah,

deuchte ihn derſelbe ſehr erzürnt zu ſein und er glaubte, daß er an ſeinem Weib Meluſine Ungetreues und Unehrbares gefunden hätte; hub alſo an und ſprach: Bruder, ich verſah es mich, daß euch zur Stund euer Gemahl nicht treu geweſen iſt. Reimund ſchrie: Ihr lügt durch euer Maul und Zähne. Ihr ſeid ein ſchändlicher Mann und zu einer unſeligen Stunde in mein Haus kommen. Saget mir von meinem Gemahl nichts

Arges; denn sie ist fromm und unschuldig. Und gedenket, daß ihr euch schnell von hinnen hebet; denn so ihr noch eine Weile hie verzieht, würd es euch das Leben kosten. Unselig sei die Stund, darinnen ihr herkommen seid; denn ihr habt es bewirkt, daß ich eine Sach getan hab, die mir wohl all mein Leben schaden wird. Eilet alsbald aus meinen Augen und kommet nicht mehr zu mir, dieweil wir beide leben.

Der Graf, sein Bruder, sah seinen Zorn und erschrak über die Maßen sehr und ritt schnell seinen Weg wieder heim, und war es ihm sehr leid, darum, daß er seinen Bruder so sehr erzürnet und seine Huld verloren hatte.

Also war nun Reimund in großem Jammer und Herzeleid und dachte daran, wie er Melusine genommen und ihr so hoch und teuer gelobt hatte, daß er sie an keinem Samstag suchen wolle, und so er ihr sein Gelübde nicht hielte, sollte er sie verlieren und nimmermehr sehen. Nun aber war er wortbrüchig an ihr worden und er dachte, daß sie wohl wisse, daß er an der eisernen Tür gewesen war und sie gesehen hatte; denn sie konnte wahrsagen. Und er begann gar inniglich von Grund seines Herzens zu seufzen und sprach: Ach, der elenden Stund, darin ich armer Mensch geboren ward. Soll ich nun durch meine Untreue die verlieren, die all mein Freud und Kurzweil, mein Trost und meine Zuversicht ist. Und vor Leid und Jammer zog er sich aus, legte sich auf sein Bett und weinte bitterlich und sprach: Ach, Melusine, soll ich dich verlieren, so will ich durch die Wüste fahren und mich ganz von der Welt abwenden und ein Einsiedel werden. Also klagte er den ganzen Tag und dazu die Nacht, wendete sich hin und her, stund auf und legte sich wieder nieder und gehub sich so kläglich, daß all die Seinen in großem Kummer waren; doch wußte niemand, was ihm fehlte.

Indem kam Melusine, schloß mit ihrem Schlüssel die Kammer auf, ging hinein zu Reimund und schloß wieder zu. Und sie zog sich auch nackend aus und legte sich zu Reimund und küßte und umfing ihn gar tugendlich. Sie fand aber, daß er ganz kalt und vor Leid und Unmut krank war; denn er lag bloß da. Da sprach sie zu ihm: Reimund, allerliebster Herr und Gemahl, wie gehabet ihr euch und was fehlt euch? Seid ihr krank, so

lasset mich das wissen, so will ich mit der Hilf Gottes euch gesund machen. Da Reimund diese Rede hörte, ward er froh und dachte: Sie weiß vielleicht nichts um meine Untreue. Aber sie wußte es alles wohl, wiewohl sie nicht dergleichen tat; doch tat sie es darum, weil sie wußte, daß er noch keinem Menschen etwas davon gesagt und die Sach gar sehr bereut hatte. Reimund sprach: Mich hat eine Hitze befallen, wie mir das schon mehr geschehen ist und ist nun die Hitz zu einem Frost worden. Sie antwortete ihm und sprach: Liebster Herr, das soll euch nicht bekümmern; denn ihr sollet bald genesen mit der Hilf Gottes, und umfing und küßte ihn gar lieblich. Des freute er sich sehr und ward bald gesund.

Wie Geoffroy den Riesen von Garanda erschlug und in des Riesen Horn blies, auf daß die Seinen kämen.

Nun laß ich dies stehen und sage fürbaß, wie es Geoffroy mit dem Riesen erging in dem Land Garanda. Lange ritt er hin und her und fragte männiglich, wo der Riese wäre; denn er wollte ihn im Streit bestehen. Also ward ihm der Riese gezeigt, der da seine Wohnung auf einem großen, festen Schloß hatte, und ward er genannt Gedeon. Da stieg Geoffroy ab von dem Roß, legte seinen Harnisch an und hängte seinen großen, stählernen Streitkolben an den Sattelbogen, gürtete sein Schwert um und nahm seinen Spieß in die Hand, setzte den Helm auf, nahm seinen Schild, der köstlich mit Gold geziert war und ritt so ritterlich und wohlgemut davon, daß jedermann wohl sah, daß er den Riesen nicht fürchtete. Er segnete alle die Seinen, die in großer Trauer dablieben und ihn reiten lassen mußten. Da aber etliche unter ihnen weinten, tröstete sie Geoffroy und sprach: Habet keine Sorge. Denn mit der Hilf Gottes will ich den Riesen überwinden und fröhlich und sieghaft wieder zu euch kommen. Die Seinen sprachen: Das verleihe uns und euch die göttliche Kraft.

Das Schloß, darauf der Wüterich war, lag hoch auf einem Berge; da ritt Geoffroy bis auf die Brücke und schrie mit heller Stimme: Wo bist du, schändlicher Bösewicht, der das Land so lang verwüstet und mir und den Meinen soviel Kummers angetan hat. Ich will nicht von hinnen scheiden, ich hätte mich denn

mit der Hilf Gottes an dir gerochen und dich überwunden. Der Riese war zuoberst im Schloß und fuhr mit seinem Haupt, welches größer war als eines Rindes Kopf, zum Fenster heraus. Da er Geoffroy mit dem Zahne sah, hielt er ihn für nichts, und nahm es ihn wunder, daß er allein kam; doch tat er schnell seinen Harnisch an, trat heraus vor das Schloß und brachte mit eine Sense, drei große eiserne Stangen und drei Hämmer in seinem Busen. Derselbe Riese war fünfzehn Schuh lang, und verwunderte Geoffroy sich sehr ob seiner großen Länge, aber er fürchtete sich nicht. Gedeon sprach: Wer oder von wannen bist du? Geoffroy antwortete: Ich bin Geoffroy mit dem Zahn; wehre dich, denn du mußt dein Leben lassen. Gedeon antwortete: Du unseliger Mensch, ich schlage dich mit einem Streich zu Tod; doch erbarmt mich deiner, weil du ein junger und gütiger Mensch bist; darum reite wieder unbekümmert hinweg. Geoffroy aber schrie abermals: Nun wehre dich, so dir dein Leben lieb ist; und damit ritt er zurück, erhob seinen Spieß, der sehr stark und groß war und rannte wider den Riesen, was das Pferd laufen konnte, und traf ihn auf seine Brust, und fiel der Riese so ungestüm nieder, daß das Erdreich erbebte. Der Riese stund alsbald wieder auf und war sehr erzürnt, daß er von einem einzigen Stoß eines Ritters gefallen war. Er erhob seinen stählernen Stachel, schlug gegen Geoffroy, der wiederum begierig auf ihn rannte und traf sein Pferd und schlug ihm beide Vorderbeine ab, daß es zur Erden fiel. Geoffroy sprang geschwind ab, zückte sein Schwert und gab dem Riesen einen so gewaltigen Schlag, daß ihm die Sense aus der Hand fiel. Da erhob der Riese die stählerne Stange und schlug Geoffroy so stark auf seinen Helm, daß er von dem Schall des Schlages schier betäubt ward; Geoffroy stieß sein Schwert wieder in die Scheide, sprang geschwind zu seinem Pferde, riß seinen stählernen Kolben von dem Sattelbogen und schlug damit dem Riesen die Stange aus der Hand. Da warf Gedeon der Hämmer einen, so er im Busen trug, nach Geoffroy und warf ihm damit seinen Kolben aus der Hand, und da der Riese sich nach dem Kolben bückte, zückte Geoffroy wiederum sein Schwert und schlug dem Riesen den Arm ab. Ob dieses Schlags erschrak der Riese gar sehr; er erhob seine

Stange und schlug nach Geoffroy mit der andern Hand. Der aber wich dem Streiche aus, also daß der Riese nieder auf ein Knie fiel. Da schlug ihm Geoffroy mit dem Schwert auf das andere Bein, daß er zur Erden fiel. Da schrie der Riese und rief seine Götter an, daß sie ihm zu Hilfe kämen. Geoffroy zückte wiederum sein Schwert und schlug den Riesen so stark auf seinen Helm, daß er ihm denselben samt dem Kopf zerspaltete. Also tötete Geoffroy den ungefügen Riesen auf dem Plan.

Darnach löste er ihm die Riemen auf und schlug ihm das Haupt von seinem Leibe und blies in sein Horn. Da kamen die Seinen vor dem Schloß auf die Wiese, wo der Riese mit Geoffroy gestritten hatte. Und da sie Geoffroy gesund und frisch fanden und den großen, ungeheueren Mann tot liegen sahen, wurden sie über die Maßen froh, verwunderten sich und fragten, wie er ihn überwunden hätte. Da antwortete er ihnen und sprach: Ihr könnt es wohl selber denken, wie ich ihn überwunden hab; denn ich konnte ihm nicht entweichen, da er zuerst an mich kam. Darum mußt ich mein Leben retten und hab ihn mit der Hilf Gottes überwunden, wie ihr hier mit eigenen Augen wohl sehet. Sie dankten Gott von ganzem Herzen und gingen wieder in die Feste, die gar groß und stark war. Die Mär davon aber erscholl in allen Landen, und ward zumal große Freude unter allem Volke, daß der Riese tot war und Geoffroy den Sieg errungen hatte.

Zur Stund schickten Geoffroys Diener einen Boten nach Fovent und schrieben Reimunden die große, ritterliche Tat. Da nun Reimund die Mär vernahm, ward er froh, desgleichen auch Melusine; die gab dem Boten ein reiches Botenbrot. Reimund sandte Geoffroy einen Brief durch denselben Boten und schrieb ihm unter anderm, daß Freimund, sein Bruder, in dem Kloster zu Malliers Mönch geworden wäre.

Da nun Geoffroy in dem Lande Garanda war, wo ihm Jung und Alt große Ehre bezeigten wegen seiner ritterlichen Tat, kam ein Bote dahergeritten, der ihm aus fremden Landen einen Brief brachte, dadurch er vernahm, daß in dem Land Norhem, das da in dem Königreich Norwegen liegt, ein gar großer, ungeheuerer Riese lebe, der das Land verheerte und bekriegte, und

baten ihn die Landesherren, daß er um Gottes willen ihnen gegen diesen Riesen zu Hilfe käme, wofür sie ihm huldigen und ihn für ihren Herrn halten wollten. Da nun Geoffroy die Botschaft vernommen hatte, antwortete er: Sag ihnen, daß ich um keines Gutes willen die Sach tun will, sondern aus Barmherzigkeit, auf daß die Leut nicht also verderbt werden. Darum will ich mein Leib und Leben daran setzen und mit der Hilf Gottes den Riesen bestehen. Also rüstete er sich und wollte ohne Verzug gen Norhem fahren und den Riesen bestehen; denn ihm stand sein Herz, Sinn und Mut allzeit auf hohe Ehre, auch Witwen und Waisen zu beschirmen und dazu alle Ungläubigen zu vertreiben.

Wie Geoffroy Botschaft kam, daß sein Bruder Freimund Mönch zu Malliers worden wäre, darüber er sehr zornig ward.

Und da nun Geoffroy sich rüstete und zu Schiff gehen wollte, kam der Bote mit dem Brief von seinem Vater; darin stand geschrieben, daß er und Melusine, seine liebe Frau, gesund wären, und wär Freimund, sein Bruder, in einen geistlichen Orden getreten und zu Malliers in dem Kloster ein Mönch worden. Dabei begehrte sein Vater zu wissen, was sein Fürnehmen wäre, und ob er nicht den Willen hätte, wiederum heimzukommen.

Da Geoffroy vernahm, daß Freimund ein Mönch geworden, ward er vor Zorn bleich und schäumte wie ein wildes Schwein, also daß alle, die bei ihm waren, vor Furcht schwiegen und nichts mit ihm zu reden wagten. Er aber hub an und sprach zorniglich: Die schändlichen Mönche von Malliers haben mir meinen Bruder bezaubert und mit Schmeichelworten umgarnt, daß er den ritterlichen Orden verschmäht hat und ein Mönch worden ist. Das soll ihnen nimmermehr geraten; denn ich will das Kloster und alle Mönch verderben und verbrennen.

Auch der Bote von Norhemland, der seiner wartete, fürchtete sich sehr, da er den grimmen Zorn sah und hörte, daß Geoffroy ein so großes Übel zu vollbringen vorhatte. Geoffroy aber sprach zu ihm: Bote, du sollst nicht von hinnen scheiden, sondern meiner hier warten, bis ich wiederkomme, was, wie ich hoffe, in Kürze geschehen wird. Alsdann will ich mit dir gen Norhem fahren. Da ihn der Bote so zornig gesehen, wagte er nichts

anderes zu sagen, denn: Herr, ich will nicht von hinnen scheiden, ihr wäret denn zuvor wiederkommen.

Darnach sprach Geoffroy zu seinen Dienern: Sattelt schnell die Pferde. Und saß also auf und ritt eilends hinweg und säumte nicht, bis er gen Malliers zu dem Kloster kam. Und das geschah an einem Dienstag; und kam dem Geoffroy der Abt und das ganze Konvent entgegen und waren seiner Ankunft froh. Dieselbe Freude aber nahm schnell ein Ende; denn Geoffroy war grimmen Zornes voll und sprach zu dem Abt: Ihr unseligen Mönche, warum habt ihr meinen Bruder also umschmeichelt, daß er die Ritterschaft verleugnete und ein Mönch wurde? Daran habt ihr nicht weislich getan und müßt ihr darum alle euer Leben lassen. Und er begann gar zornig zu werden und vor Grimm seine Zähne ineinander zu beißen. Der Abt und die Mönche aber begannen vor großen Sorgen zu schwitzen und zu zittern. Doch antwortete ihm der Abt und sprach: Herr, das ist nicht durch mich geschehen, sondern er hat es aus freiem Willen getan und ist von Andacht bewegt worden, in dies Kloster zu kommen. Euer Bruder steht hier gegenwärtig; den fraget selbst, ob es also sei oder nicht. Freimund hub an und sprach: Lieber Bruder, ich sage euch fürwahr und bei meinem Eid, daß ich niemandem, denn allein meinem Rat und Willen gefolgt hab, und ist es meine Schuld, daß ich hie zu einem Mönche worden bin; denn ich bin willens, hie für euch zu Gott zu beten und für meinen Vater, Mutter und alle meine Brüder, und ist es auch meines Vaters und meiner Mutter guter Wille gewesen.

Wie Geoffroy das schöne Kloster verbrennt und alle Mönche, die darinnen waren.

Geoffroy aber blieb voll grimmen Zornes und half kein Zureden, sondern stieg er ab von seinem Pferde, besetzte das Kloster allenthalben und ließ große Haufen Heu, Stroh und Holz bringen, und das alles an einem Ort des Klosters auf einen Haufen tragen und gegen den Wind anzünden. Die Mönche waren in die Kirche geflohen und verbrannten darinnen alle, Jung und Alt, also daß nicht einer am Leben blieb.

Da er nun seinen bösen Willen vollbracht hatte, begann ihn seine große Missetat sehr zu reuen und schied er von dannen in großem Leid und Zorne und ritt schier verzweifelt hinweg nach dem Lande Garanda, da er den Boten von Norhem gelassen hatte. Da der Bote Geoffroy kommen sah, ward er zumal froh, und sie stiegen zu Schiffe, fuhren auf das Meer hinaus und hatten einen glücklichen Wind und kamen hin in das Norhemerland.

Dies alles lassen wir nun bleiben und kommen wieder zu der vorigen Historie, wie es mit Reimund und Melusine gegangen ist. Reimund war zu Fovent, wo er oft und gerne weilte und war Melusine bei ihm. Als sie nun einsmals bei Tisch saßen, kam ein Bote und grüßte sie und darnach schwieg er; denn er wollte seine Botschaft nicht gern sagen, da sie nicht fröhlich, sondern erschrecklich war. Reimund fragte ihn, was er für Zeitung brächte. Der Bote schwieg, so lang er vermochte, doch zuletzt sprach er: Herr, ich tu es nicht gern, aber meine Botschaft muß ich euch sagen: Eines eurer Kinder ist leider tot. Reimund fragte: Wie kommt das, und welches ist es unter meinen

Kindern? Er antwortete und sprach: Es ist Freimund. Da fragte Reimund: Lieber Bote, sind ihm die letzten christlichen Sakramente gegeben worden? Er antwortete und sprach: Nein, Herr; denn er ist verbrannt in einem Kloster zu Malliers mit den andern Mönchen. Reimund sprach: Lieber Bote, sag mir ganz, wie die Sach hergangen ist, denn ich kann mich nicht länger gedulden. Da erzählte ihm der Bote Geoffroys Bosheit und Missetat, so er freventlich an dem Kloster begangen hatte. Da Reimund diese Mär hörte, sprach er zu dem Boten: Lieber Bote, gedenke, daß du mit der Wahrheit umgehest. Der Bote antwortete: Herr, es ist leider wahr; denn ich hab die Hofstatt des armen und elenden Klosters gesehen. Da Reimund dies hörte, erzürnte er gar sehr über Geoffroy und ward in seinem ganzen Gemüt bewegt, saß auf ohn allen Verzug und ritt selbst gen Malliers. Da hörte er allenthalben in dem Lande große Klage über Geoffroy. Er kam auf die Hofstatt und sah, daß das Kloster und alle Mönche verbrannt waren. Da drohte er, so ihm Geoffroy würde, sollte er auch eines bösen Todes sterben und ritt in großem Zorn wieder heim gen Lovent. Und nachdem er vom Pferde gestiegen, ging er in seine Kammer, schloß sich ein und klagte mit Herzeleid und Jammer über Geoffroys Missetat. Klagte auch über das Übel, so er selbst an seinem Oheim, dem Grafen von Poitiers, begangen hatte, wiewohl es wider seinen Willen geschehen war, und daß er darnach eine Meerfei zum Weib genommen und zehn Söhne mit ihr gezeugt und jetzund den einen so jämmerlich verloren hätte, und dachte: Geoffroy wird nimmer gut tun, dazu hat er nicht wohl angefangen und hat einen großen Mord begangen, und dachte in seinem Herzen: Es ist doch nicht geheuer um dieses Weib; denn sie hat sich in dem Bad gezeigt: halb Mensch und halb Wurm, was doch ein grauslicher Anblick war.

Wie Reimund aus großem Zorn über Geoffroys Missetat Melusine vor den Leuten beschämt, daß sie ein Meerwunder wär und ein Wurm.

Da nun Reimund in diesen schweren Gedanken war, schloß Melusine die Kammertür auf und ging hinein zu ihm, und kamen mit ihr Ritter und Knechte, Frauen und Jungfrauen

und fanden Reimund in seinen Kleidern auf dem Bette liegen. Melusine, die Tugendreine und Hochgeborne, hub gar weislich an: Du sollst dich nicht so übel gehaben und bekümmern um Sachen, daran du selbst nicht schuld bist; sondern sollst geduldig sein in deinem großen Leid und es Gott befehlen, der alle Dinge vollbringet nach seinem Willen. Hat Geoffroy gesündigt und Missetat getan an dem Gotteshaus, wird er es bereuen und Buße tun, wie ich es hoffe. Gottes Barmherzigkeit ist groß und begehrt er nicht des Sünders Tod, sondern daß er lebe und sich bekehre.

Wiewohl nun Melusine also wohl und weislich redete, so lag doch Reimund in so großem Grimm und Zorn da, daß alle Vernunft von ihm gewichen war und er unmöglich etwas Gutes reden konnte, wie uns das auch Seneka bezeuget, der da spricht: Der Zornige redet nichts, denn das Gott lästerlich ist. Er spricht auch ferner: Melius est iram vincere tacendo quam loquendo. Das ist zu deutsch: Es ist viel besser, den Zorn zu überwinden mit Schweigen, denn mit Reden.

Reimund, der hochgeborne Fürst und Herr, sah seine fromme Frau gar grimmig an und schwieg eine kleine Weile still; darnach hub er an vor ihnen allen: O du böse Schlange und schändlicher Wurm, dein Same und dein Geschlecht tut nimmermehr gut; sieh, welch schönen Anfang dein Sohn Geoffroy mit dem großen Zahn gemacht hat. Hat er nicht seinen Bruder und dazu hundert Mönche und das schöne Gotteshaus verbrannt und lästerlich verderbt und dazu meinen Sohn Freimund, seinen Bruder, den ich doch von Herzen lieb hatte; und hab ich das alles mit eigenen Augen gesehen.

Da Melusine diese Worte hörte, erschrak sie über die Maßen, also daß sie sich nicht mehr auf ihren Füßen halten konnte, sondern stracks nieder auf die Erde fiel. Die Herren und Diener erschraken auch sehr über diese Worte und noch viel mehr, da sie Melusine so schnell fallen und von allen Kräften kommen sahen. Sie nahmen die Frau, hoben sie auf und gossen ihr kalt Wasser ins Angesicht, daß sie zuletzt wieder zu sich selbst kam. Da hub sie gar erbärmlich an und sprach: Ach Gott, ach Gott, Reimund, weh mir, daß ich dich je mit Augen gesehen hab.

Weh mir, daß ich an deiner Schöne soviel Gefallens gefunden; das sei Gott geklagt. Weh mir, daß ich dich bei dem Brunnen gesehen, und weh mir, daß ich deinen schönen Leib je umfing. Weh mir der Stund und des Augenblicks, da ich mich dir zu eigen gab. Deine große Falschheit und deine zornige, grimmige Red hat mich in langwährende Qual und Not versetzt, darin ich sein und bleiben muß bis an den Jüngsten Tag, da Gott über die Lebendigen und Toten richten wird. Du schändlicher, ehrloser Bösewicht und Schalk, du aller Bosheit voll, du meineidiger, ungetreuer Ritter, wie hast du so lästerlich dein Gelübde und Versprechen übersehen. Ich hätte es noch gelitten, daß du mich in dem Bade gesehen hast, hättest du es nur heimlich gehalten und verschwiegen. Aber da du es nun selbst offenbar gemacht hast, so muß es dir an Leib und Gut, Glück und Freude und sonderlich an der Ehre mißraten; das kommt von deinem Meineid und deiner großen Missetat, so du an mir armen Frau begangen hast. Denn so du mir dein Gelübde aufrichtig und redlich gehalten hättest, so wär ich bei dir geblieben und als ein anderes natürliches Weib gestorben und der Erden befohlen worden, und wär meine Seel von meinem Leib gewißlich zu der ewigen Freud kommen; nun muß mein Leib und Seel von Stund an in Leiden und Pein sein und bleiben bis auf den Jüngsten Tag. Und du hast nun selbst verschuldet, daß dein Leiden und Kummer jetzund anfaht und es dir sehr übel ergehen wird. Dein Land wird nach dir geteilt und nimmermehr zusammen in eine Hand kommen. Etliche deines Geschlechts werden unglücklich werden und keinen Frieden mehr haben. Und wisse, daß ich dir hinfüro keine Gesellschaft mehr leisten kann, was mir doch sehr leid ist.

Die unglückliche Melusine führte mit traurigem Gemüte drei Landesherren zu Reimund und sprach: Reimund, für mich ist nun kein Bleibens mehr. Horribel, unsern jüngsten Sohn, sollst du nicht lebendig lassen, sondern alsbald nach meinem Hinscheiden töten; denn er hat drei Augen mit auf die Welt gebracht, und würde, so er lebendig bliebe, in dem ganzen Lande Poitiers vor dem großen Kriege kein Korn noch andere Frucht mehr wachsen, indem er es ganz und gar verwüsten und seine Brüder alle in Armut bringen, und alle, die seines Geschlechtes sind,

verderben würde. Aber wegen des Unmuts, so du hast, weil Geoffroy das Kloster und die Mönche verbrannt und verderbt hat, so sollst du wissen, daß es Gott über die Mönche verhängt hat, ihrer großen Sünde wegen, da sie keine Regel, noch Abstinenz gehalten haben und mancherlei getan, das nicht billig war; und wisse auch, daß Geoffroy das Kloster wiederum wird bauen lassen, köstlicher und besser, denn es zuvor je gewesen ist, und wird er es reichlich begaben und noch viel Gutes tun, so er alt wird. Aber eins sag ich dir noch, eh daß ich von dir scheide, das du und die, so noch viel hundert Jahr nach dir kommen, wissen sollen: wenn man mich in der Luft schweben sieht ob dem Schloß Lusinien, so sollt ihr gewiß sein, daß in demselben Jahr das Schloß einen andern Herrn bekommen wird. Und so man mich in der Luft nicht erkennen kann, so wird man mich bei dem Durstbrunnen sehen, und geschieht dies, solange das Schloß steht, dieweil ich meines Taufnamens einen Teil daran gelegt hab. Daß ich aber das Schloß lassen und davon scheiden muß, das nimmt mir meine Freude und bringt mir große Trauer; doch muß es also sein. Reimund, da wir von ungefähr zusammenkamen, fanden wir da beide nicht eins an dem andern Freude, Lust und Kurzweil? Ach Gott, nun ist unsere Freude in Traurigkeit verkehrt, unsere Stärke und Kraft in Ohnmacht, unser Wohlgefallen in Mißfallen, unser Glück in Unglück, unsere Freude in Elend, unsere Sicherheit in große Sorg und unsere Freiheit in Dienstbarkeit. Aber du bist selbst schuldig daran und deiner großen Untreue wegen hast du nun dein herzliebes Lieb verloren und bist um sie kommen. Nun aber kann ich nicht länger bleiben. Reimund, liebster Freund, Gott verzeihe dir deine große Missetat, so du an mir begangen hast; denn dadurch leid ich Pein bis an den Jüngsten Tag und wär doch sonst durch dich erlöset worden. Ach Gott, nun muß ich wieder in Leiden und in Kummer, daher ich kommen bin.

Da Reimund diese Klagen hörte und seines liebsten Gemahls Hinscheiden zu betrachten begann, da braucht wohl niemand zu fragen, ob er dadurch betrübt wurde. Ja, er ward so traurig, daß es unmöglich zu schreiben und zu sagen ist, und vermochte er vor Jammer und Herzeleid nicht ein Wort zu sprechen; denn

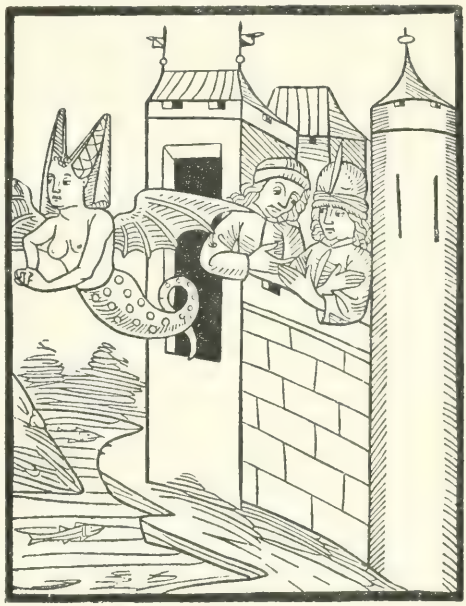
ihn deuchte, daß sein Herz alle Augenblick vor großen Schmerzen und Leid brechen würde. Er stund auf und ging zu Melusine mit gar jämmerlichen Gebärden und umfing und küßte sie mit großer Betrübnis und weinte bitterlich; und vor großem und unaussprechlichem Herzeleid, so sie des Scheidens halber hatten, fielen sie beide stracks nieder auf die Erden.

Wie Melusine Reimund und alles Volk segnet und weinend hinweg schied.

Die Landesherren aber und die Hofdiener und die edlen Frauen und Jungfrauen hoben sie beide wieder auf; und da sie wieder etwas zu sich selbst kommen waren, da weinten sie beide bitterlich und alles Volk mit ihnen. Da stund Reimund auf, fiel vor ihr nieder auf ein Knie und bat sie demütiglich, daß sie ihm verzeihen und vergeben wolle, daß er sich so schwer vergangen und sein Gelübde übersehen hätte. Melusine antwortete und sprach: Das kann nicht sein; denn Gott hat es also geordnet und muß es anders geschehen, als uns beiden recht oder lieb ist. Doch, lieber Reimund, vergiß deines Sohnes Freimund; aber deines Sohnes Reimund wollest du nicht vergessen; denn derselbe soll Graf vom Forst werden an deines Bruders Statt. Auch gedenke an Dietrich, deinen jüngsten Sohn, der noch an der Amme ist; denn der soll zu Partenach und Roschelle Herr sein und auch ein gar tapferer Ritter werden, desgleichen alle Söhne, die von ihm kommen. Lieber Freund, ich bitt dich, daß du Gott allezeit für mich bittest; denn ich will dein auch nicht vergessen. Doch sollst du mich hinfür in weiblicher Gestalt nicht mehr sehen.

Darnach sprang Melusine mit beiden Füßen auf ein Fenster und schaute hinaus und wollte doch nicht von dannen scheiden ohne Abschied; darum sprach sie zu Reimund: Gesegne dich Gott, mein Herz, mein Leib, meine wahre Freud. Gesegne dich Gott, mein zeitliches Wohlgefallen. Gesegne dich Gott, mein holdseliger, lieber Gemahl. Gesegne dich Gott, mein köstliches Kleinod, das ich so süß und so lieblich erzogen hab. Gesegne dich Gott, meine süße Kreatur. Gesegne dich Gott, mein Lieb, meine Freud und was ich in dieser Zeit lieb hatte. Gesegne dich Gott, dich

den guten, den schönen und den edlen Jüngling und meinen auserwählten, holdseligen, liebsten Gemahl, meinen liebsten Buhlen und meinen freudenreichen Mann. Gesegne dich Gott, mein lieber Herr, süßer Hort. Gesegne euch Gott, alles Volk. Gesegne dich Gott, du Schloß Lusinien, so fein und so schön, das ich gemacht und selbst gestiftet hab. Gesegne dich Gott, du süßes Saitenspiel. Gesegne dich Gott, aller Preis dieser Welt. Gesegne dich Gott, alles, das einer Frauen wohlgefallen mag. Gesegne dich Gott, mein allerliebster Freund, der mein Herz ganz besessen hat.



Da nun Melusine diese Worte alle gesagt hatte, tat sie vor ihnen allen einen Sprung und schoß also zu dem Fenster hinaus und war im Augenblick unter dem Gürtel wiederum ein feindlicher, ungeheuer langer Wurm worden, darob sie sich alle sehr verwunderten; denn niemand unter ihnen hatte sie vormals also gesehen, als Reimund allein. Melusine schoß schnell durch die Luft, umfuhr das Schloß dreimal und tat bei jedem Mal einen großen, gar erbärmlichen Schrei und ließ sich darnach nicht mehr sehen.

Reimund stund allda bei den Seinen und war in gar großem, unsäglichem Leid. Er schrie und weinte bitterlich und raufte sich selber sein Haar aus und fluchte der Stund, darinnen er geboren worden. Endlich, da er vor Leid soviel zu sprechen vermochte,

rief er aus: Nun gesegne dich der allmächtige Gott, mein schönes Gemahl, meine liebste Freundin, mein Glück und Gesundheit. Gesegne dich Gott, meine süße Meisterin. Gesegne dich Gott, meine Freud und mein Reichtum. Gesegne dich Gott, meine Kurzweil. Gesegne dich Gott, meine holdselige Frau. Gesegne dich Gott, meine süße Blume. Gesegne dich Gott, meine Rose, aller Blumen süßer Duft. Nun sind alle meine guten Tag vergangen, seit ich dich nicht mehr sehen kann. Weh, daß ich je geboren ward.

Es klagte Reimund so sehr, daß alle die Seinen und wer das sah, mit ihm weinen und klagen mußten. Auch sonst war um Melusine gar große Klag in allen ihren Landen und anderswo, wo man sie gekannt hatte. Besonders klagte Reimund, daß er sie durch seine Schuld und Missetat verloren hatte und nimmermehr finden sollte. Und nahm sich das alles so schwer zu Herzen, daß ihn darnach kein Mensch mehr fröhlich sah bis an sein Ende. Doch waren da weise, redliche Leut, die trösteten und stärkten ihn in seinem Kummer und Leide und sagten ihm viel hübscher Beispiele, so zu der Sache dienten, ob sie ihm seinen Kummer etwas erleichtern möchten. Es hub auch unter anderm zur Stund ein Herr unter seinen Dienern an und sprach: Herr, wisset ihr noch, was euch Melusine geraten hat wegen eures Sohnes Horribel, daß ihr ihn töten lassen sollt, so ihr nicht wollt, daß euer Land verderbe. Reimund antwortete und sprach: Liebe Freunde, was sie mir oder euch geraten hat, das vollbringet ohn länger Verziehen nach euerm Gefallen. Darnach ging Reimund in seine Kammer, schloß sich ein und führte da eine unsägliche Klag, die ich um der Kürze willen unterwegen laß und davon ich nicht mehr schreiben will. Die Herren und die Diener aber wollten dem Rat folgen, den Melusine gegeben hatte und dem großen Übel zuvorkommen, so von Horribel, ihrem Sohn, entstehen sollte. Nahmen derowegen den Knaben und legten ihn in einen Keller, verstopften alle Fenster und trugen nasses Heu und Stroh herzu und zündeten das an und erstickten ihn in dem Keller. Darnach ließen sie ihn aufbahren und bestatteten ihn, als ob er von selbst gestorben wäre, in der Kirche und schieden wieder von dannen.

müßte. Darum hub er an und sprach lachend zu dem Führer: Lieber Freund, fürchte dich nicht und sei tapfer. Ich bin der, der dir und vielen andern Leuten zustatten kommen soll mit Gottes Hilf. Der Führer antwortete und sprach: Herr, ich bin euch zugegeben, auf daß ich euch zu dem Riesen führe; den zeige ich euch an dieser Stelle. Und also wies er ihm den ungeheueren Riesen unter dem Baume bei einem Marmelstein sitzend und sprach dann zu Geoffroy: Lieber Herr, Gott geb euch Kraft und Stärke; doch habet acht. Ich will nun von euch scheiden; denn nicht um alles Gold und Silber der Welt möchte ich fürbaß mit euch reiten, da ich den ungeheueren Riesen gesehen und euch gezeigt habe.

Dieser Riese, der Grimold genannt war, sah nun diese zwei den Berg hinaufreiten; und da er merkte, daß sie zu ihm wollten, blieb er still sitzen und wollte acht haben, was aus diesen Sachen würde. Geoffroy sprach lächelnd zu dem Führer, er sollte noch eine kleine Weile dableiben und ihrem Gefechte zusehen; denn er glaube, daß er in gar kurzer Zeit sehen würde, welcher unter ihnen der bessere wäre. Der Führer antwortete: Was hab ich mit euerm Gefecht zu schaffen? Ich will wiederum heimreiten; ich hab vollbracht, was mir befohlen worden. Geoffroy sprach abermals lachend zu ihm: Lieber Freund, halt nur eine kleine Weile still an dieser Stätte; du wirst in Kürze sehen, wie es ausgeht, alsdann kehre wieder zu meinen Leuten und sage ihnen, wie es mit unserm Gefechte steht und wer unterliegen wird. Der Führer antwortete und sprach: Herr, ich wage euch das nicht zu versagen und will tun, was ihr mir gebietet. Aber ich begehre, daß ihr es kurz macht; denn ich fürchte den Riesen über die Maßen sehr. Geoffroy antwortete und sprach: Sorge nicht darum; denn der Riese soll, so es mir Gott vergönnt, nur kurze Zeit mehr am Leben bleiben.

Wie Geoffroy mit dem ungefügen Riesen stritt und den Sieg gewann.

Geoffroy schied nun von dem Führer und kam an den Berg; und da ihn Grimold ganz allein gegen ihn den Berg hinaufreiten sah, verwunderte er sich sehr, daß ein einziger Mann

mit ihm zu streiten sich unterstehen wollte; doch dachte er, daß es vielleicht ein Unterhändler zwischen ihm und dem Lande sei, und stund darum auf und ging ihm entgegen den Berg hinab auf eine schöne Wiese und nahm in seine Hand eine gar große, lange Stange, die er so leicht in seiner Hand drehte, als ein junges Knäblein einen kleinen Stab. Da er nun Geoffroy so nahe gekommen war, daß er ihn wohl hören konnte, schrie er ihn an und sprach: Wer oder von wannen bist du, daß du so freventlich gegen mich reitest? Was suchst du hier? Geoffroy antwortete: Du Teufelsknecht, ich will nicht lang mit dir reden, sondern dich mit der Hilfe Gottes bestehen und dir noch heut deinen Kopf von deinem Leib hauen; darum wehre dich, denn es ist an der Zeit. Der Riese sprach spöttisch: Lieber Herr, seid mir nicht so ungnädig und lasset mich am Leben und nehmet mich gefangen und schatzt mich um Gut und Geld, auf daß ich das Leben behalte. Geoffroy merkte wohl, daß er seiner spottete und sprach: Du großer Hund, du sollst noch heute, wie ich zu Gott hoffe, dein Gespött entgelten. Und damit erhob er seinen Schild und ritt mit seinem Spieß gar schnell wider den Riesen und traf ihn so auf seine Brust, daß, wäre er nicht mit seinem stählernen Harnisch also wohlgewappnet gewesen, ihn Geoffroy durchrannt hätte; doch gab er ihm einen solch starken Stoß, daß er ihn nieder auf die Erden warf, daß ihm die Beine gen Himmel aufragten. Der Riese aber sprang schnell wieder auf und wollte mit der Stange nach Geoffroy schlagen. Da dies Geoffroy sah, sprang er rasch von seinem Pferd; denn er besorgte, er möchte ihm sein Pferd totschlagen. Da der Riese aber Geoffroy betrachtete, verwunderte er sich der Stärke, so er an ihm gefunden und sprach: Ich weiß nicht, wer oder von wannen du bist; aber du hast mir einen so starken Stoß gegeben, daß ich die Füße gen Himmel gekehrt hab. Darum begehr ich, so du ein edler Ritter bist, daß du mir deinen Namen nennest. Geoffroy antwortete: Ich bin genannt Geoffroy mit dem großen Zahn und bin gar weit bekannt. Da sprach der Riese: Von dir habe ich gar viel sagen hören, und du bist der, der meinen Oheim Gedeon, den Riesen von Garanda, erschlagen hat und bist darum herkommen, daß dir der Sold werde. Den will ich dir gar bald geben.

Geoffroy antwortete: Etliche vermeinen einen Schaden gut zu machen und vermehren nur ihr Unglück. Da nun der Riese noch den Stoß fühlte, den ihm Geoffroy gegeben hatte, erhob er seine Stange und schlug nach Geoffroys rechter Hand; denn er war links, und hoffte, ihn wohl zu treffen. Geoffroy aber war geschwind und sprang gar schnell zurück. Der Riese aber hatte einen so ungefügen Streich getan, daß er mit der Stange einen Schuh tief in den Felsen schlug. Geoffroy aber hatte sein Schwert gezückt und dem Riesen durch den stählernen Harnisch geschlagen, daß die Ringe allenthalben davonfielen und ihm das Blut durch

seinen Harnisch floß. Da ward der Riese über die Maßen zornig und schlug nach ihm mit der Stange, daß, so Geoffroy stehengeblieben wäre, er ihn zu Tod geschlagen hätte. Der aber wich abermals dem Streiche aus, also daß der Riese mehr als drei Schuh tief in den Felsen schlug, daß ihm von dem Streich der Arm gar sehr erschüttert wurde und die Stange in der Mitte zerbrach. Darob war Geoffroy sehr froh und dankte Gott von ganzem Herzen und sprang wieder gegen den Riesen und führte

einen ſtarken Schlag mit ſeinem guten Schwert und traf den Rieſen ſo ſchwer auf ſeinen Helm, daß er ihn damit ganz betäubte. Da nun der Rieſe wehrlos war, ſchlug er mit der Fauſt Geoffroy ſo hart auf ſeinen Helm, daß dieſer den Streich kaum aushielt und ſchier auf die Erden niedergefallen wäre. Geoffroy aber holte wiederum zu einem ſtarken Schlage aus und legte alle ſeine Kraft hinein und ſchlug den Rieſen auf die eine Achſel, daß er ihm ſeinen guten Harniſch verſehrte und ihn zumal tief verwundete. Da der Rieſe das Blut über ſich bis auf die Füße fließen ſah, begann er ſeinen Göttern, Margot, Apollon, Tanagolt und Jupiter, zu fluchen, daß ſie ihm nicht zu Hilfe kamen und ſprang zu Geoffroy und faßte ihn um ſeinen Leib. Desgleichen tat auch Geoffroy, und rangen ſie beide ſo tapfer, daß ihnen der Atem verging. Da begann den Rieſen ſeine Wunde ſehr zu ſchmerzen und er ward ohnmächtig. Alſo riß ſich Geoffroy von ihm los, griff zu ſeinem Schwerte und verwundete ihn wiederum an der Hüfte, daß er gar ſehr zu bluten begann und zu verzagen. Alſo kehrte ſich der Rieſe ſchnell von Geoffroy und floh mit Schanden in den Felſen.

Von dem Berge, von dem König Helmas und ſeiner Gemahlin Perſine.

Der Rieſe ſprang hinter den Felſen in ein finſteres Loch, da ihm Geoffroy nicht nachfolgen konnte. Alſo ſaß er wieder zu Pferd und ritt hin zu ſeinem Führer, der unten an dem Berge in großen Sorgen gehalten hatte. Derſelbe ward ſeiner Ankunft von Herzen froh, und Geoffroy erzählte ihm die ganze Sache und wie ihm der Rieſe ſieglos entlaufen und in den Felſen entronnen wäre.

Da dem Geoffroy ſein guter Helm ſehr zerſchlagen war und große Beulen darein gemacht und auch ſein Harniſch ſehr zerriſſen, merkte der Führer gar wohl, daß Geoffroy ein tapferer und kühner Ritter und in großer Arbeit geweſen war. Und da ſie noch miteinander redeten, kamen viele der Landesherren und auch Geoffroys Volk und waren des Sieges über die Maßen froh. Aber da ſie hörten, daß der Rieſe noch am Leben war und in den Felſen entflohen, beſorgten ſie, daß er von ſeinen Wunden

wieder aufkäme, so ihn Geoffroy nicht ganz tötete. Auch fragten sie, ob ihn der Riese nicht gefragt hätt, wer oder von wannen er wär. Da antwortete ihnen Geoffroy und sprach: Ja, gewiß, er hat mich gefragt, und hab ich ihm auch das gesagt. Da sprach einer der Landesherren: Herr, seid gewiß, daß der Riese nicht wiederum heraus zu uns kommt, dieweil ihr gegenwärtig seid; denn er weiß gewiß, daß ihr ihn tötet, da es ihm alles zuvor geweisſagt worden. Da schwur Geoffroy bei der heiligen Dreifaltigkeit, daß er von dem Lande nicht scheiden wollte, er hätte denn zuvor den Riesen getötet.

Da sprach einer der Landesherren: Herr, in dem Berge sind gar viel Gespenster und fremde, seltsame Dinge; denn der König Helmas von Albanien ward von dreien seiner Töchter darin verschlossen und muß darinnen bis an sein Ende bleiben, weil er Persine, sein eheliches Gemahl, in dem Kindbett besucht hat und ihr doch geschworen und versprochen hatte, sie nicht zu besuchen und nach ihrem Tun und Wesen zu fragen. Und niemand vermag zu erfahren, wohin die Mutter oder die Töchter gekommen sind. Und Helmas, dieser hochgeborne und erlauchte König, ist unser Herr gewesen in diesem Lande, und sind seit dieser Zeit immer Riesen hie gewesen, die dieses Berges gehütet haben, und ist das der fünfte oder sechste, der dieses Land ganz verwüstet und verheeret hat. Da nun Geoffroy die seltsame Mär vernommen, schwur er nochmals vor allen hoch und teuer, daß er nicht von dannen scheiden wollte, bis der Riese von seiner Hand tot läge.

Da nun die Nacht herannahte, ritten sie in die Herberge und Geoffroy mit ihnen.

Wie Geoffroy den Riesen in dem Felsen suchte.

Des andern Morgens früh machte sich Geoffroy auf, um die Sache zu beenden und den Riesen umzubringen. Und da er die Messe gehört hatte, saß er auf sein Roß und ritt ohne Furcht den Berg hinan und kam an den Felsen, darein ihm der grausliche, teuflische Riese entronnen war. Er suchte lange, bis er das Loch fand, und sprang schnell von seinem Pferd, nahm seinen Spieß und stieß den in das finstere Loch und sprach: Wohlan, ich weiß, daß der Riese hier innen ist; darum verleihe

mir die göttliche Kraft Glück und Heil. Und er machte ein Kreuz und ließ sich an seinem Spieß in den finstern, ungeheuern Felsen hinab. Da er hinabkam, nahm er den Speer an dem einen Ende und suchte allenthalben, ob er den Riesen fände. Lange Zeit ging er umher, bis er einen Schein des Tageslichts sah. Da tastete er mit dem Spieß umher, bis daß er eine schöne Kammer fand, die in den Felsen gehauen war und nicht mehr denn eine Tür hatte. Er beschaute sie, denn sie war gar über die Maßen wohl gezieret mit Gold und edlem Gestein, und war in der Mitte der Kammer ein erhabenes Grab, das stund auf sechs goldenen Pfeilern und war mit köstlichem Gestein reichlich gezieret.

Wie Geoffroy seines Großvaters und seiner Großmutter Bildnisse gehauen fand in dem Berge Awalon.

Auf dem erhabenen, kostbarlichen und schönen Grabe war ein König, gewappnet und gekrönt liegend, ausgehauen und zu desselben Königs Füßen ein Frauenbild; das hatte eine Tafel in den Händen, darauf geschrieben stund: Dieses ist der durchlauchtige und großmächtige König Helmas, mein allerliebster Gemahl, der hier begraben liegt, und war er König zu Albanien und hat er mir geschworen, da er mich zum Weibe nahm, daß er sein Lebtag die Zeit und Weil, so ich im Kindbett läge, mich niemals besuchen wolle, noch jemandem gestatten, solches zu tun. Und weil er nun dies nicht gehalten, so hat er mich verloren. In demselben Jahre gebar ich drei Töchter, die führte ich mit mir, und es weiß niemand, wo ich oder die Töchter hingekommen. Ich habe sie erzogen und an meinen Brüsten gesäugt. Und da sie fünfzehn Jahre alt geworden, hab ich ihnen die Untreue, so ihr Vater an mir getan, gesagt. Da ward Melusine, die jüngste unter ihnen, also sehr erzürnt, daß sie sprach: Mutter, ich will dich an meinem Vater um dieser Missetat willen rächen. Und vereinten sich ihre zwo Schwestern mit ihr und haben sie also ihren Vater in diesen Felsen eingeschlossen. Und als er gestorben war, bestattete ich ihn unter diesem Stein und ließ dieses Grab machen und darauf seine Gestalt aushauen, auf daß die, die diese Tafel sehen und lesen,

seiner eingedenk wären. Da herein vermag aber kein Mensch zu kommen, er sei denn von meinem Geschlecht. Und hab ich einen Riesen da hergestellt, daß er des Berges hüte, auf daß niemand darein komme, der nicht von unserm Geschlecht ist. Meinen Töchtern aber hab ich drei Bußen mitgegeben: nämlich Melusine, daß sie alle Samstag unter dem Nabel eine Schlange werden, und daß der, welcher sie zum Weibe nähme, ihr schwören sollte, sie an keinem Samstag zu besuchen, noch nach ihr zu fragen; und so er also täte, sollte sie lange Zeit leben und zuletzt als ein anderer Mensch sterben. Der andern Tochter, genannt Meliora, hab ich aufgegeben, all ihr Lebtag eines Schlosses zu hüten in dem Königreich von Armenien und dort einen Sperber zu halten. Welcher Ritter aber dies Abenteuer bestehen will, der muß den Sperber drei Tage und drei Nächte bewachen, ohne zu schlafen. Und welcher Ritter das vollbringt, soll eine Gabe von ihr fordern; doch nicht ihren Leib, der mag ihm nicht werden; so er aber schläft, soll er bis an den Jüngsten Tag bei Meliora, meiner Tochter, als ein gefangener Ritter bleiben. Der dritten und ältesten, Palantina genannt, hab ich aufgetragen, ihres Vaters Schätze in dem Königreiche von Arragon auf einem hohen Berge so lange zu hüten, bis einer unsers Geschlechts kommt und mit Gewalt den Berg und den Schatz gewinnt und mit demselben Schatz das Heilige Grab und Jerusalem befreit. Ich heiße Persine und habe meinen Töchtern dies darum auferlegt, weil sie an ihrem Vater die Torheit, so er an mir begangen, so schwer gerochen haben; denn ich war ihm von Herzen günstig.

Da Geoffroy diese Tafel gelesen hatte, konnte er sich so seltsamer Abenteuer nicht genugsam verwundern und sah wohl, daß Melusine seine leibliche Mutter, der König Helmas sein Großvater und Persine seine Großmutter gewesen war.

Wie Geoffroy den Riesen tötete und die Gefangenen in dem Berge Awalon erlöste.

Darnach suchte Geoffroy den Riesen Grimold allenthalben. Da sah er einen großen, viereckigen Turm; auf den ging er zu und ward da eines Gefängnisses gewahr. Die darin gefangen

lagen, verwunderten sich seiner Ankunft gar sehr und es sprach einer unter ihnen: Herr, hebet euch schnell hinweg, daß euch der Riese nicht sehe; denn findet er euch, so müßt ihr euer Leben verlieren. Geoffroy begann zu lachen und sprach: Wo ist der Riese? Da sprach der andern Gefangenen einer: Ihr werdet ihn gar bald sehen, und so er euch erblickt, müßt ihr ohn alle Gnade sterben; denn er ist über die Maßen stark und lang. Geoffroy antwortete: Seid ohne Sorge. Ich hoffe mit Gottes Hilfe, der Sache schnell ein gutes Ende zu geben.

Unter diesen Worten kommt der Riese und sieht, daß Geoffroy ihn sucht und wär gern geflohen, hätte er gewußt, wohin. Er lief in eine Kammer und schlug die Tür fest hinter sich zu. Geoffroy aber sprang ihm schnell nach und trat so stark an die Tür, daß sie zersplitterte. Da schlug der Riese mit einem großen, stählernen Hammer Geoffroy auf seinen Helm, daß, wäre der Helm nicht so gut und stark gewesen, er ihn mit diesem einen Streich zu Tod geschlagen hätte. Wiewohl nun Geoffroy davon betäubt war, sprach er zu dem Riesen: Du hast mich nicht gefehlt; aber ich will dir des gar bald danken. Und damit zog er sein Schwert und stach den Riesen durch und durch, daß er nieder auf die Erden fiel.

Da tat der Riese einen so schrecklichen Schrei, daß der Turm davon erbebte, und damit starb er.

Geoffroy steckte sein Schwert wieder ein, ging wiederum zu den Gefangenen und fragte sie, ob sie aus dem Lande Norhem gebürtig wären. Da sprachen sie: Ja, lieber Herr. Darnach fragte er sie, warum sie da gefangen lägen. Da antwortete einer: Herr, um der Schatzung und des Tributes willen, so wir dem Riesen schuldig waren. Geoffroy sprach: So lobet Gott, der euch durch seine grundlose Barmherzigkeit durch mich erlöset hat; denn ich habe den ungläubigen Riesen zur Stund mit meiner Hand erschlagen.

Des waren die Gefangenen von Herzen froh und lobten Gott, daß er ihm solch großen Sieg gegeben und baten Geoffroy, daß er ihnen aus dem Gefängnis hülfe. Geoffroy sprach: Das tu ich gern, wo soll ich aber die Schlüssel finden? Sie sprachen: Herr, das können wir euch nicht sagen; denn wir wissen es nicht. Also suchte er in dem Schloß so lange, bis er sie fand. Da schloß er das Gefängnis auf und ließ die Gefangenen heraus; derselben waren mehr denn zweihundert. Geoffroy führte sie in die Kammer, darinnen der Riese erschlagen lag. Da gesegneten sie sich alle und nahm sie groß wunder der mannlichen Ritterschaft, die Geoffroy an dem ungeheueren Riesen gezeigt hatte. Geoffroy aber hub an: Liebe Freunde, in diesem Schloß ist großes Gut. Ich laß euch das alles, soviel darin ist; es sei Silber, Gold oder Edelgestein; denn ich will nichts haben. Sie dankten ihm zumal sehr und baten ihn, daß er ihnen sage, wer und von wannen er wär und wie er in den Felsen gekommen. Da erzählte er ihnen, wie alles gegangen war und von seinem Geschlecht. Da sprachen die Gefangenen: Herr, seit König Helmas tot ist, ist nie ein Mensch in diesen Felsen gekommen, und der Riese und seine Vorfahren haben das ganze Land verwüstet. Nun aber, da ihr uns mit ritterlicher Hand erlöst habt, wollen wir euch diesen Riesen hinausziehen helfen, um ihn unserm Volk zu zeigen.

Wie Geoffroy und die Gefangenen den Riesen auf einem Karren aus dem Berge führen.

Zur Stund nahmen die Gefangenen einen starken Karren, luden den ungeheueren Riesen darauf und banden ihn aufrecht

sitzend fest, als ob er lebte, und fuhren ihn also durch das ganze Land. Das Volk konnte sich ob des ungeheueren Riesen nicht genug verwundern und lobte Gott und dankte ihm für seine große Barmherzigkeit und Gnade. Geoffroy aber kam wieder zu den Landesherren und erboten sie ihm große Ehre und empfingen ihn als ihren Herrn; denn ihr König war ohne Leibeserben gestorben. Er aber blieb nur kurze Zeit da; denn ihn verlangte nach Vater und Mutter.

Also ritt er von ihnen hinweg und saß zu Schiff und fuhr wiederum hin in seines Vaters Land. Da nun das Volk des Landes Garanda vernahm, daß er kam, liefen sie ihm entgegen an das Gestade und empfingen ihn gar ehrenvoll; denn er hatte sie zuvor von dem Riesen Gedeon erlöst.

Nun war Reimund, sein Vater, der Geoffroys neue Tat vernommen hatte, ihm in das Land Garanda entgegengeritten bis an das Gestade des Meeres und empfing ihn daselbst ehrenvoll, doch nicht sehr fröhlich. Darnach führte er ihn an einen heimlichen Ort und sagte ihm seinen großen Kummer und den Verlust seines Gemahls Melusine. Da Geoffroy dies hörte, erschrak er sehr und erkannte wohl, daß dies um seiner Missetat willen geschehen war, so er an den Mönchen und an dem Kloster zu Malliers begangen hatte und brach ihm da vor Angst der Schweiß aus und sprach er: Ich klage Gott mein Herzeleid und Ungemach. Darnach schwieg er eine Weile und sagte alsdann seinem Vater von der Tafel und der Inschrift, so er in dem Berge Awalon gesehen hatte und von dem Grab und den Bildern. Da dies Reimund hörte, vernahm er erst, wer und von welchem Geschlecht Melusine und daß sie des Königs Helmas Tochter gewesen war.

Wie Geoffroy seinem Oheim, dem Grafen von Forst, nacheilt, ihn zu töten, und wie der Graf bei solcher Flucht um sein Leben kam.

Geoffroy aber hatte vernommen, wie sein Oheim, der Graf vom Forst, seinen Vater dahin gebracht hatte, daß er Melusine an dem Samstag besucht und sie dadurch verloren hatte; also schwur er hoch und teuer, der Graf vom Forst müsse darum sterben; ritt derowegen gar schnell hinweg und nahm mit sich

ſeinen Bruder Reimund und ritt Tag und Nacht ohn allen Verzug, bis er in die Grafſchaft und zu dem Forſt kam. Und er fand das Schloß offen, denn ſein Oheim hatte ſich vor niemand zu fürchten. Geoffroy ſtieg ab und ging in das Schloß und kam unbemerkt bis in den Saal, da der Graf bei den Seinen war. Geoffroy kam ungeſtüm, zückte ſein Schwert und ſchrie den Grafen an: Du elender Böſewicht; du mußt hie dein Leben laſſen; denn durch dich habe ich meine Mutter Meluſine verloren. Da erinnerte ſich der Graf, was er getan hatte, und da er beſorgte, daß ihn Geoffroy mit dem Leben nicht davonließe, flüchtete er in einen Turm und lief eilends die Stiegen hinauf. Geoffroy aber eilte ihm gar ſchnell nach und fluchte allen Dienern des Grafen vom Forſt ſo ſehr, daß keiner ſich ihm zu widerſetzen wagte. Als er nun den Grafen faſt ereilt hatte, wollte derſelbe bei einem Fenſter auf ein Dach hinausſpringen, ſtürzte aber hinab und fiel ſich auf dem Felſen zu Tod. Geoffroy hieß ihn beſtatten, und hatten die Seinen großes Leid um ihren Herrn. Und da er beſtattet war, ließ ſie Geoffroy ſeinem Bruder Reimund ſchwören, daß ſie ihn als ihren Herrn anerkennen wollten, was ſie auch ohne Widerrede taten.

Wie Reimund Geoffroy begnadete und darnach vom Lande schied.

Nun war Reimund inzwischen von Garanda wieder gen Lusinien gekommen und war von Herzen sehr betrübt; denn er hatte vernommen, wie Geoffroy seinen Bruder getötet und abermals eine große Missetat begangen hatte, und wollte nicht weiter Land und Leut regieren, sondern gen Rom gehen und seiner Sünden wegen Buße tun und darnach sich von der Welt zurückziehen und in einem Kloster fremd und unbekannt sein Leben beschließen. Da er nun also klagte, kam Geoffroy in die Stadt geritten und stieg ab und ging hinauf zu seinem Vater in das Schloß und fiel nieder auf ein Knie und bat um Gnade wegen aller seiner Missetat und bekannte, daß durch ihn sein Vater Melusine, sein Gemahl, Freimund, seinen Sohn, und seinen Bruder, den Grafen vom Forst, verloren hätte. Reimund antwortete weinend und sprach: Melusine, deine Mutter, hab ich verloren, die ich leider nicht wieder bekommen kann. Dafür sollst du bedacht sein, das Kloster wiederum zu bauen und Mönche dareinzusetzen. Geoffroy antwortete und sprach zu seinem Vater: Euer Will soll geschehen und hoff ich mit der Hilf des allmächtigen Gottes das Kloster zu Malliers also wieder zu erbauen und zu Würden und Ehren zu bringen, daß es viel besser, reicher und köstlicher wird, denn es zuvor je gewesen. Reimund antwortete und sprach: Man wird wohl sehen, was du tust; doch, lieber Sohn, ich muß und will eine ferne Fahrt zu heiligen Stätten tun, die ich vor langem gelobt hab. Darum will ich dir mein Land übergeben, es zu behüten, und Dietrich, meinen jüngsten Sohn, auf daß du ihn lehrest aufs beste und ihn zu guten Tugenden und Frömmigkeit erziehest. Auch sollst du ihm die Herrschaft Partenach, Jovent, Schafstel, Arglon und Mervent geben. Das alles soll ihm werden und untertänig sein bis gen Roschelle; denn also hat es auch deine Mutter geordnet. Geoffroy antwortete und sprach: Lieber Vater und Herr, euere Hinfahrt ist mir über die Maßen schwer und nicht nach meinem Willen; aber was ihr mir aufgetragen habt, will ich gern vollbringen.

Da Reimund alles bereitet hatte, so zu seiner Fahrt nötig war, berief er alle seine Landesherren und offenbarte ihnen

sein Vorhaben und hieß sie Geoffroy huldigen und schwören. Das taten sie gern; doch waren sie ob Reimunds Hinfahrt sehr betrübt. Also schied er von den Seinen und gesegnete männiglich gar getreulich; denn er wollte nie mehr wiederkommen. Geoffroy und Dietrich aber ritten mit ihm, und jetzt erzählte ihm Geoffroy erst, wie es ihm mit dem Riesen ergangen war und alles, was er in dem Berge Awalon gesehen hatte. Auch von den drei Bußen, so Persine ihren Töchtern Palantina, Meliora und Melusine gegeben hatte. Des ward Reimund gar froh und sprach: Nun verstehe ich gar wohl, daß deine Mutter aus hohem Geschlecht geboren ist.

Da sie nun eine Tagereise mit ihm geritten und die Nacht in einer Herberge beieinander geblieben waren, nahmen sie des Morgens von Reimund Urlaub, küßten ihn und schieden voneinander mit Leid und bitterlichem Weinen. Reimund aber zog gen Rom und Geoffroy und sein Bruder wieder gen Lusinien.

Nun war Dietrich so geschwind gewachsen und so groß und stark worden, daß sich alles Volk darob verwunderte; auch war er der schönste unter allen seinen Brüdern. Der ritt nun gen Partenach und nahm es ein, dazu die andern Schlösser, die zuvor genannt worden, und besaß sie als väterliches und mütterliches Erbe, gleich als ob sein Vater jetzund schon mit Tod abgangen wär. Er ward der weiseste und fürnehmste in Sachen des Krieges, den man in allen Landen finden konnte, und nahm ein Weib aus dem Herzogtum Britannien, das gar edel und hochgeboren war und ihm auch viel Guts zubrachte. Von diesem Dietrich ist das Geschlecht der Herren von Partenach herkommen.

Der Dichter dieses Buches wünschet aber, daß Gott verleihe, daß dieses Geschlecht lang währen und bestehen möge, als es Melusine auch bei ihrem Abschied weissagte. Und ist es auch also geschehen; denn die zu Partenach sind noch zu dieser Zeit mächtige Herren in Frankreich.

Wie Geoffroy das Kloster zu Malliers wieder bauet.

Es begann aber Geoffroy zu bedenken das, so er begangen und mißgetan, und was ihm sein Herr und Vater befohlen hatte wegen des Klosters und Gotteshauses zu Malliers. Also ging

er und bestellte Werkleute von allen Enden und dazu alles, was nötig war, und fing an, das Kloster wiederum zu bauen und machte es viel köstlicher und besser, denn es zuvor gewesen war; und hatte auch soviel Werkleute, daß er es in einem einzigen Sommer wieder baute. Darum ging im Lande eine gemeine Rede, daß man sprach: Wer ist der fromme Mann, der das Kloster so bald wieder gebauet hat? Da sprach man: Es ist Geoffroy; der will ein Mönch werden; der Wolf ist zu einem Schäflein worden.

Wie Reimund dem Papst Leo beichtet und Buß empfängt für die Missetat, die er begangen hatte.

Inzwischen war Reimund gen Rom kommen und hatte dem Heiligen Vater, der genannt war Papst Leo, mit Andacht gebeichtet. Der gab dem Reimund eine Buße auf, der er sich willig unterwarf. Da ihn der Papst fragte, welchen Fürsatz er nun hätte und was er tun wollte, antwortete ihm Reimund und sprach: Ich bin willens, im Verborgenen mein Leben zu beschließen und mich ganz von der Welt abzuwenden; insonderheit will ich nicht mehr in meinem Lande bleiben. Da der Papst sein Fürnehmen hörte, fragte er ihn, wo er willens wäre, sein Leben zu beschließen. Reimund antwortete: Bei unserer lieben Frauen zu Montserat in Arragonien möchte ich bleiben; denn daselbst ist eine wohlgelegene Statt, Gott zu dienen.

Darnach nahm Reimund Urlaub von dem Papst und ritt gen Montserat und hatte gar wenig Ruhe, bis er gen Toulouse kam. Daselbst ward er wohl empfangen und ließ er allda sein Volk und behielt nur einen Schüler und einen Priester und zog gen den Berg Montserat. Und da er dahin gekommen, ließ er sich und seinem Priester Einsiedelkleider machen und kam also in das Gotteshaus und hielt sich daselbst ehrbarlich und diente Gott mit allem Fleiß.

Und da er an sein Ende kam und sterben sollte, da erschien Melusine vor dem Schloß Lusinien drei Tage zuvor. Als das die Leute vernahmen, sprachen etliche: Ihr sollt gewiß sein, daß wir einen neuen Herrn haben werden, wie das Melusine zuvor geweisagt hat.

Wie Geoffroy dem Papst Leo beichtet und der ihm sagt, daß sein Vater zu Montserat in Arragon sein Leben beschließen wolle.

Da Geoffroy vernahm, daß sein Vater zu Rom gewesen war und gebeichtet und Buß empfangen hatte, schickte er nach seinem Bruder Dietrich; und da er kam, befahl er ihm das Land und zog auch gen Rom, ob er seinen Vater irgendwo finden oder erfragen könnt. Und da er seine Sünden gebeichtet hatte, sagte ihm der Papst, daß sein Vater Reimund auch dagewesen und zu Montserat ein frommer Einsiedel worden wär. Auch legte der Papst Geoffroy eine gar große Buße auf und befahl ihm besonders, das Kloster zu Malliers wieder zu bauen und hundertundzwanzig Mönche darein zu stiften. Geoffroy antwortete und sprach: Ich will es gern also besetzen und dem Kloster Gülden nach Notdurft geben. Der Papst antwortete und sprach: Euer Fürsatz ist gut und ihr sollet dem auch nachkommen. Eueren Vater aber findet ihr bei unserer lieben Frauen zu Montserat in Arragon.

Geoffroy fuhr zu unserer lieben Frauen gen Montserat, da er seinen Vater fand. Reimund war ob der Ankunft seines lieben Sohnes froh und empfing ihn herzlich und wollte, daß er wieder heimzöge. Aber Geoffroy wollte nicht von dannen und dachte auch, dazubleiben und die Welt zu fliehen, und blieb also vier oder fünf Tage da, seinen Vater zu bewegen, mit ihm zu ziehen. Da er ihn aber nicht überreden konnte, nahm er Urlaub und schied von dannen. Er ritt gen Lusinien und schickte nach seinen Landesherren und ließ sich von ihnen huldigen; in das Kloster zu Malliers aber stiftete er hundertundzwanzig Mönche und begabte es reichlich.

Reimund ward gar alt, und nachdem er gestorben, kam Geoffroy und bestattete ihn sehr ehrenvoll.

Dietrich ward ein gar mannlicher Ritter und sehr weit berühmt und wohlbekannt und hielt Hof zu Partenach. Uriens aber regierte in Zypern und fügte den Heiden groß Ungemach zu und half den Herren von Rhodus getreulich in ihren Nöten. Gyot war König in Armenien und hielt sich gegen die Heiden gestreng, wie auch seine Nachkommen alle bisher getan haben.

Reinhard regierte in Böhmen und tat den Türken und allen Ungläubigen starken Widerstand. Antoni hielt sich in fürstlichen Ehren zu Lützelburg. Reimund, der Jüngste, ward Graf vom Forst und hielt sich auch da nach Ehren. Freimund verdarb im Kloster und Horribel ward erstickt, als ihr zuvor gehört habt.

Wie Gys, der König von Armenien sich unterstund, den Sperber zu bewachen.

Nun lassen wir Geoffroy und sagen von dem König von Armenien, seines Bruders Sohn. Als ihr zuvor gehört habt, war in dem Königreich Armenien ein Schloß, darin ein Gespenst war von dem Berge Awalon; und war daselbst ein seltsames Abenteuer mit einem Sperber; und wer es bestehen wollte, der mußte den Sperber drei Tag und drei Nächt bewachen ohn allen Schlaf und mußte aus dem Geschlecht derer von Lusinien sein. Und wer es vollbrachte, der mochte eine Gabe fordern, welche er wollte, ausgenommen die Jungfrau Meliora, die des Sperbers hütete. Nun war der König von Armenien ein gar starker, stolzer Herr und Ritter; der wollte das Abenteuer bestehen und den Sperber bewachen, aber keine andere Gabe fordern denn die schöne Jungfrau. Also schied er von Haus und kam den Berg hinauf zu dem Schloß, darin der Sperber war. Er führte aber sein Gezelt mit sich und ließ das unter dem Schloß auf einer Wiese aufschlagen und ging gewappnet vor das Tor und trug eine kleine Atzung in der Hand, um damit den Sperber zu atzen. Da kam ihm ein alter, bleicher Mann entgegen in weißen Kleidern und fragte ihn, was er da suche. Er antwortete ihm und sprach: Ich suche das Abenteuer dieses Schlosses. Der alte Mann sprach: Kommt mit mir; ich führe euch an den Ort, da ihr das Abenteuer findet. Also ging der alte Mann voran und kamen sie in einen schönen Saal oben in dem Schloß, der so köstlich und schön war, daß er sich darob verwunderte.

Da sah der König den Sperber auf einer Stange sitzen; und war er gar schön und groß. Der alte Mann sprach zu dem König: Nun sehet, Herr, hier müßt ihr diesen Sperber drei Tag und drei Nächt bewachen. Der König antwortete: Ich hoffe,

genug zu wachen, um das Abenteuer zu bestehen. Aber sein Herz stund darauf, so er das Abenteuer bestünde, die schöne Jungfrau zu fordern und nichts anderes. Doch sagte er niemand seinen Willen und fing nun an und wachte den Tag und die Nacht mit Freuden und aßte den Sperber gar fröhlich; denn da war köstlich Essen und Trinken zur Genüge. Und des andern Morgens aßte er abermals den Sperber und wachte wie zuvor. Nun sah er da eine schöne Kammer und stand die Türe offen. Da ging er hinein und sah, daß die Kammer gar köstlich gemalt und die Täfelung von feinstem Golde war; besonders waren viel Vögel darein gemalt gar köstlich, und manches Ritterbild, gewappnet mit Schild und Helm. Und stand bei jedem geschrieben: Das ist der Ritter, so und so geheißen, der ist in dem und dem Jahr hier gewesen an dem und dem Tage und hat sich unterstanden, den Sperber zu bewachen und das Abenteuer dieses Schlosses zu bestehen; aber er hat geschlafen und kann nicht mehr erwachen und muß also hie sein und bleiben bis an den Jüngsten Tag und uns dienen und ehren alle Zeit. Und also fand er an dreien Enden das Bild eines Ritters gemalt, der an dem und dem Tag dagewesen und wohl gewacht und seine Gabe redlich gewonnen hatte und mit sich heimgeführt. Da er nun diese Abenteuer wohl beschaut hatte, dachte er, er möchte vielleicht zu lang dableiben und ging wieder zu dem Sperber und wachte, wie zuvor.

Da nun der dritte Morgen vergangen war, kam die schöne Jungfrau in einem grünen Kleide, grüßte den König gar freundlich und sprach: Ihr habt euer Fürnehmen gar wohl vollbracht und habt dem genug getan. Fordert also eine Gabe, die soll euch werden. Der König dankte ihr zumal sehr und tät als ein junger, stolzer Mann, der an einer gar schönen und adligen Jungfrau ein Gefallen hat, und sprach: Ich will keine andere Gabe denn euern Leib. Da dies die Jungfrau hörte, ward sie zornig und sprach: Ihr üppiger Mann, ihr müßt eine andere Gabe fordern; denn mein Leib kann euch nicht werden. Der König sprach zu ihr: Wahrlich, ich will keine andere Gabe fordern denn euern Leib, und so mir der nicht werden mag, will ich nichts anderes begehren. Die Jungfrau ward gar sehr

erzürnt und sprach: Ihr sollet fürwahr wissen, daß mein Leib weder euch, noch einem andern Mann werden mag als Gabe. Lasset also davon; und so ihr das nicht tut und mich weiter fordert, wird euch groß Unglück zustoßen und werdet ihr euer Königreich verlieren und werdet weder ihr noch euere Erben es jemals wieder bekommen. Der Tor antwortete aber und sprach: Es sei nun eine Torheit oder Weisheit, so will ich keine andere Gabe haben als euern Leib. Die Jungfrau antwortete und sprach: Du tust so töricht, als dein Großvater tat. Der wollte auch lieber seiner Torheit folgen, denn weisem Rat, und seinem Gelübde nicht genug tun. Darum wird dir gar keine Gabe; denn du hast sie verloren und magst sie nimmermehr bekommen.

Wie der König, der Tor, der Jungfrau nacheilte und sie mit Gewalt halten wollte und wie er so hart darum gestraft ward.

Die Jungfrau sprach weiter: Du sollst nun wissen, daß du hinfüro nichts mehr erlangst denn Kummer und Leid und groß Unglück, wie auch deinem Großvater Reimund geschah, der seinem eigenen Willen folgte, dadurch er Melusine, sein allerliebstes Gemahl, verlor, die meine Schwester war. Und ist Gyot, dein Vater, meiner Schwester Sohn gewesen und waren unser drei Geschwister, die um der Sünde willen, so wir an König Helmas, unserm lieben Vater, begingen, von unserer Mutter, Persine, verflucht worden; und hüte ich dieses Sperbers und kann nicht mehr von hinnen kommen. Also bist du meines Geschlechts und Stammes und hättest mich am wenigsten fordern dürfen. Da du es aber dennoch getan, wird dein Reich an ein anderes Geschlecht fallen und in die Hand eines Königs kommen, der von einem Tier seinen Namen hat. Und wäre deine große Torheit nicht, so wäre dir Glück und Ehre allezeit geworden und dir kein Leiden und Unglück widerfahren und wäre dir dieses Abenteuer zu einem Glück geraten, das dir nun zu einem Fluch wird.

Dieser törichte König von Armenien ließ sich verführen durch die Liebe oder Begierde zu der schönen Frau, wie auch die zween alten Richter taten bei der Susanna. Also trat der vorgenannte

König gar schnell zu der Jungfrau und dachte, sie zu greifen, und meinte, sie schon zu haben, als die Jungfrau gar geschwind vor ihm verschwand. Da nun der König diese große Torheit getan, kam ein Gespenst, das er nicht sehen konnte und schlug ihn so hart, daß er davon niederfiel auf das Erdreich und anfing, jämmerlich zu schreien. Das Gespenst aber ließ darum nicht ab von ihm und schlug ihn, je länger, je härter. Der König aber schrie erbärmlich und sprach: Ach, ach, wes zeihest du mich; so du nicht aufhöreſt mit den harten, schweren Streichen, so muß ich hie ohne alle Wehr verderben und mein junges Leben verlieren. Ach, Gnad und Barmherzigkeit, stehet mir bei, oder ich muß allhie schändlich sterben. Da stieß ihn das Gespenst aus dem Schlosse. Der König war von den Streichen so ohnmächtig worden, daß er kaum von dannen kriechen konnte. Dazu fürchtete er noch größeres Unglück und eilte wieder ins Tal, so schnell er vermochte, und kam zitternd zu der Wiese, wo die Seinen warteten. Die Diener erschraken gar sehr und sprachen: Herr, habt ihr den Sperber bewacht und das Abenteuer bestanden? Der König sprach: Ja, Fluch über die böse, unselige Stunde! Wohlauf, schnell, und eilet von hinnen! Sie legten gar geschwind ihre Sättel auf und eilten von dannen gegen das Gestade des Meeres und ritten Tag und Nacht, bis sie an das Meer kamen. Da saß er in ein Schiff und tat seinen Harnisch ab und begann das Übel zu betrachten, so ihm und seinem Königreiche widerfahren sollte. Also kam er mit den Seinen wieder nach Armenien nach großem Ungemach, das er mit ihnen auf dem Meere durch Ungewitter gehabt hatte, und fing wieder an zu herrschen, aber mit großem Unglück; denn von Tag zu Tag zerging sein Königreich mehr und mehr, bis an seinen Tod. Nach ihm ward ein Anderer König, und hatte derselbe noch mehr Unglück in seinem Regiment, und wurden die Könige und das Königreich immer ärmer bis an das neunte Geschlecht. Und der, der diese Historie geschrieben, hat einen König in Frankreich gesehen, der von Armenien vertrieben war und vom Könige von Frankreich lange Zeit erhalten wurde. Und da er zu Paris starb, ward er ehrenvoll bestattet bei den Cöleſtinern und waren alle seine Diener in Weiß gekleidet, das

doch ganz wider des Landes Gewohnheit war, darob sich auch alles Volk gar sehr verwunderte; denn dergleichen in Frankreich nie zuvor gesehen noch gehört worden. Warum das aber geschehen, wußte der Dichter des Buches nicht.

Nun will ich von der Historie des Schlosses nicht mehr schreiben und es dabei bleiben lassen; denn es wäre zuviel zu schreiben; sondern ich will nun von Palantina sagen, die auf dem Berg in Arragon eingeschlossen war.

Wie die Jungfrau Palantina auf einem hohen Berg in Arragon ihres Vaters Schatz hütete und ein Ritter aus England ihn gewinnen wollte.

Die schöne Jungfrau Palantina war von ihrer Mutter Persine, als ihr zuvor gehört habt, auf einen Berg in Arragon verbannt, daselbst ihres Vaters Schätze zu hüten. Diesen Schatz konnte niemand gewinnen noch erobern denn allein einer, der von dem Stamm und Geschlecht des Königs Helmas wäre.

Um den Berg waren nun soviel großer Würm und schrecklicher, wilder Tiere, daß man nicht ohne große Müh und Arbeit hinauf zu diesem Abenteuer kommen konnte, und sind gar viel mannlicher Ritter dagewesen, das Abenteuer zu bestehen, und sind dabei um ihr Leben kommen.

Insonderheit kam einstmals ein Ritter aus England dahin, der sich vermaß, den Schatz und darnach das Heilige Land zu gewinnen. Derselbe Ritter war garzumal mannlich und hatte auch zuvor alles das getan, das ein redlicher Ritter tun und lassen soll. Und war er einer von König Artus Hof von der Tafelrunde, und war er ein Anverwandter Herrn Tristans und bei dreißig Jahr alt. Dieser Ritter hörte nun von dem großen Schatz und dem Abenteuer sagen und kam an den Berg und fand da ein gar großes, ungeheueres Tier, das hatte einen Bauch, wie ein Weinfaß gestaltet, nicht mehr denn ein Ohr und auch kein Nasenloch und nur ein Aug, das ihm in der Mitte seiner Stirn stund und war das Aug drei Schuh groß; sein Atem ging ihm durch sein Ohr aus und ein. Dasselbe Tier schlief gar fest und lag nahe bei der Höhle, darin die vorgenannte Jungfrau ihres Vaters Schatz hütete. Vor dem Loch war eine starke, eiserne Tür, die hütete das Tier, daß niemand dareinkommen konnte,

er sei denn von dem Stamm und Geschlecht des Königs Helmas, wie das Persine angeordnet hatte. Das Loch war in der Mitte des Berges, da mancher mannliche Ritter umgekommen war. Oberhalb der Höhle waren noch viel andere Löcher, die alle voll Würmer und anderer schrecklicher Tiere waren, da hindurch der Ritter mußte, der das Abenteuer bestehen wollte. Auf den Berg ging ein gar schmaler Pfad, drei arragonische Meilen lang, den mußte einer ohn alles Säumen gar schnell hinaufreiten oder gehen; denn an keinem Orte unterwegen konnte man sich niederlassen vor Gewürm und Schlangen. Nun ritt der vorgenannte Ritter an einem Dienstag auf den Berg und führte ihn ein Mann eine halbe Meile den Berg hinauf. Da hielt der Ritter still, stieg ab und gab dem Führer sein Pferd und sprach: Nun bleibe hier und warte, bis daß ich wieder zu dir komme. Ach Gott, wie lang mußt er da seines Herren warten.

Der Ritter ging den Pfad hinauf und fand einen so schmalen und gefährlichen Steig, desgleichen er nie gesehen hatte. Er war gar wohl gewappnet und hatte sein Schwert in der Hand. Da begegnete ihm ein großer Drache, der mit offenem Maul auf ihn zuschoß. Eilends nahm er sein Schwert und schlug ihm damit sein Haupt ab, und war dieser Drache mehr denn zwanzig Schuh lang. Darnach ging der Ritter gar schnell weiter; da kam ein großer, ungeheuerer Bär, der lief ihn an und zerrte ihm seinen Schild vom Hals und zerriß ihm den Harnisch. Als nun der Ritter des Bären Wut sah, nahm er sein Schwert und schlug den Bären also auf das Maul, daß er es ihm ganz abschlug. Darob ward der Bär noch zorniger und schlug nach dem Ritter. Der aber sprang zurück und hieb ihm mit dem Schwert einen Tappen ab. Der Bär stund auf seinen Hinterfüßen und tät einen Schlag wider den Ritter so stark, daß er ihm seinen Harnisch zertrennte und sie beide den Berg hinabfielen. Der Ritter verlor sein Schwert und gedachte an seinen Dolch, der stählern und zumal gut war. Den zückte er und stach den Bären tot. Da schrie der Bär gar gräßlich und fiel nieder. Der Ritter von England aber suchte sein Schwert wieder, stieg den Berg wiederum hinauf und tötete auf dem Wege viel von dem Gewürm. Zuletzt kam er an die Höhle, da das grausamliche Tier

lag, das der eisernen Tür hütete, dahinter der große Schatz verborgen war. Also ging der gute Ritter voller Begier in das Loch und suchte das Tier, das er doch sich selbst zu früh fand. Denn sobald das wilde Tier ihn erblickt, richtete es sich auf und lief den Ritter an. Der Ritter zog geschwind sein Schwert und schlug das Tier mit aller Kraft. Aber es empfing keinen Schaden; denn es war durch Zauberei also gefeit, daß es weder Stahl noch Eisen versehren konnte. Das Tier ergriff des Ritters Schwert mit seinen Zähnen und zerbiß ihm das in zwei Stücke und tat dabei einen großen Schrei und verschlang den Ritter ganz und gar. Also verdarb der mannliche Ritter da gar kläglich und elendiglich und ward von dem ungeheuern Tier gar schnell verschluckt und hatte er doch soviel ritterlicher Taten getan. Der Führer wartete seines Herren zween Tag und Nächte und ritt darnach wieder gen England und erzählte da, wie er seinen Herrn verloren hätt. Unter anderm ritt der Bote zu einem gar wohlgelehrten Mann, der Merlins Jünger war und in der Nähe des Berges wohnte. Der sagte ihm durch seine Schwarzkunst, daß der Ritter von England mit den Tieren und Würmern gefochten hätt und zuletzt von einem großen, ungeheuern Drachen verschluckt worden wär. Dieser wohlgelehrte Mann war aus Hispanien gebürtig und war auf der Schule zu Toledo gewesen, da man die Bücher der schwarzen Kunst lernt und liest, und hatte dort mehr denn zwanzig Jahr darin studiert.

Die Mär von diesem Ritter aber erscholl in ganz England und ward allein von diesem Abenteuer ein Buch gemacht.

Nun war auch ein Ritter aus dem Königreich Ungerland, der dieses Abenteuer bestehen wollte. Er vermochte aber nicht mehr denn fünfzehn oder zwanzig Schritt an dem Berg hinaufzukommen, als er schon von den Würmen verschluckt ward. Sonst sind ihrer noch viele gewesen, die sich dieses Abenteuers unterfangen haben; sie sind aber alle dageblieben, da keiner so mannlich ist noch sein mag; es sei denn, daß er aus dem Geschlechte des Königs Helmas stamme. Es war aber jammerschad, daß der Ritter von England nicht dieses Geschlechtes gewesen; denn er war ein gar mannlicher Ritter und von des Herrn Tristan Geschlecht und kam auch kein anderer Ritter so hoch an dem Berg als er.

Wie Geoffroy das Abenteuer auf dem Berg in Arragon bestehen wollte, aber krank ward, beichtete und starb.

Nun wollen wir weiter von Geoffroy sagen, dem tapferen Ritter. Der lebte dazumal zu Lusinien in Freuden und Kurzweil; und als er einst in einem Baumgarten mit Frauen und Jungfrauen spazieren ging, sieht er einen Boten herkommen. Den fragte er, was er für neuer Mär brächt. Da hub der Bote an und sprach: Auf einem Berg in Arragon ist ein gar großes, grausliches Tier; und erzählte ihm da vor allen Leuten, wie es dem Ritter von England ergangen und wie daselbst noch viel andere Ritter verdorben wären, und daß die Jungfrau Palantina allda hütete ihres Vaters Helmas von Albanien Hort und Schatz. Da nun Geoffroy diese Mär hörte, da verwunderte er sich wegen des ungeheueren Tieres gar sehr und sprach darauf: Nun wohlan, ich will mich des auch unterstehn mit Gottes Hilfe. Und hieß seinem Volke, sich zu rüsten, und schrieb seinem Bruder Dietrich, daß er zu ihm käme und sich des Landes und der Seinen annähme, bis er wiederkehre. Er war aber ohne ein Weib bis an sein Alter, und da er nun von dannen wollte, befiel ihn eine Krankheit und nahm diese alsbald so sehr zu, daß ihm kein Arzt mehr helfen konnte. Nun nahte die Stunde seines Todes, da er nach dem Lauf der Natur dem göttlichen Gesetz gehorsam sein mußte und ergab er sich geduldiglich in den Willen Gottes. Wegen seiner Krankheit aber erhob sich eine große Klage; denn er hatte in der Grafschaft zu Poitiers viel schöner Kirchen und Kapellen angefangen zu bauen und viel guter Werke zu tun sich vorgenommen, das aber nun mehrenteils nicht vor sich ging und ungetan blieb.

Da Geoffroy sah, daß ihm der Tod nahte, sandte er nach dem Priester und beichtete mit Andacht und machte sein Testament und bestimmte, daß man ihn in dem Kloster zu Malliers zur Erde bestatten sollte, und verordnete, daß alle seine Schulden bezahlt würden mit barem Geld, und machte Dietrich, seinen Bruder, zu einem Erben und empfing die Sakramente und schied also von der Welt. Und ward der edle und strenge Ritter Geoffroy zu Malliers begraben und hat der Dichter dieses Buches sein Grab gesehen.

Dietrich aber regierte allenthalben in den Schlössern, die ihm erblich angefallen waren, und die Männer, so von seinem Geschlecht und Stamm kamen, wurden gar berühmte und mannliche Ritter, und hat der Dichter dieses Buches einen der Herren wohl gekannt und ihm gedient und ihm zu Ehren dies Buch zu schreiben begonnen. Der Herr aber starb, ehe denn dies Buch vollendet war; wie denn niemand einen Augenblick sicher ist vor dem Tod, der uns nachschleicht und uns unser Ziel setzt. Dieser Herr von Partenach, der diese Historie zuerst in welscher Zunge machen ließ, war genannt Herr Wilhelm und schied er von dieser Welt am Samstag vor dem heiligen Pfingstfest, da man zählte nach Christi Geburt tausendvierhundert Jahr, an dem achtzehnten Tag des Monats Mai, und ward er gar ehrenvoll bestattet zu Partenach. Dabei waren viel großer Herren, geistlich und weltlich, und ward Herr nach ihm sein Sohn Hans von Partenach, der da um seinen Vater groß Jammer und Leid hatte; doch tat er wie die Weisen tun; denn was niemand wiederbringen kann, das soll man Gott befehlen. Da er nun seines Vaters Begräbnis ehrenvoll begangen hatte, ward er auch Herr zu Marhesolo und war ein gar frommer, milder Herr und tat viel Gutes und war er des Königs von Frankreich Neffe und Freund. Er war auch ein naher Verwandter des Königs von Norwegen, der auch von Melusinens Geschlecht abstammte. Und noch auf diese Zeit, da das Buch in welscher Zunge gedichtet ward, haben gar mannliche und kühne Ritter von Norwegen gelebt, die aus dem Geschlecht derer von Lusinien gewesen sind, und ist dieser Stamm weit verbreitet in Welschland, Deutschland, Böhmen und andern Landen.

Als Herr Hans von Partenach aber vernahm, daß dieses Buch von seinen Vorfahren angefangen, aber noch nicht zu Ende gebracht worden wäre, begehrte er von dem Dichter, daß er diese Historie mit großem Ernst und Fleiße vollende, wofür er ihm viel Freundschaft erweisen wolle. Das tat der Dichter.

Hie nimmt dieses Buch ein Ende; daß Gott uns allen seinen heiligen Segen sende.

Amen